

# DER MANN VON MAROKKO

EDGAR WALLACE

STERNCHENLAND.COM

# Der Mann von Marokko/h1>

# **Der Mann von Marokko**

**The man from Morocco**

Kriminalroman

Aus dem Englischen übertragen von  
Ravi Ravendro

# 1

James Lexington Morlake, der von seinen Zinsen lebte und viele Titel hatte, wenn er sie auch selten führte, saß in seinem Arbeitszimmer.

Er schloß eine Schublade des schönen Rokokoschreibtisches auf und schaute nachdenklich in das Fach, das mit Stahl ausgeschlagen und durch vier Schließbolzen gesichert war. Dann nahm er langsam ein viereckig zusammengefaltetes, schwarzes Seidentuch, eine automatische Pistole und eine Lederrolle heraus. Er öffnete den Verschuß des Necessaires und breitete es auf seinem Schreibtisch aus. Es war aus dauerhaftem, feinem Seehundsfell gearbeitet, und in den einzelnen Taschen steckten viele Instrumente, Feilen und Sperrhaken – alles äußerst klein und aus bestem Werkzeugstahl hergestellt.

Er prüfte die Diamantspitze eines Bohrers, der die Größe eines Zahnstochers hatte. Dann legte er das Werkzeug wieder zurück, rollte das Etui zusammen, lehnte sich in seinen Stuhl und betrachtete die Gegenstände, die vor ihm lagen.

Die Wohnung James Morlakes in der Bond Street war vielleicht die luxuriöseste dieser vornehmen Straße. Phantastische Ornamente und Arabesken schmückten die Decke des Arbeitszimmers. Die Wände bestanden aus poliertem Marmor, der Fußboden war aus Mosaik, das aber unter einem schweren, kostbaren Perserteppich nur teilweise zum Vorschein kam. Vier silberne, mit bunten Seidenstoffen abgedämpfte Hängelampen verbreiteten angenehmes Licht.

Mit Ausnahme des großen, prächtig verzierten Schreibtisches befanden sich nur noch wenige Möbel in dem Raum: ein niedriger Diwan unter einem Fenster, ein perlmutteingelegter Stuhl und ein Sessel.

Den Mann am Schreibtisch konnte man seinem Aussehen nach auf vierzig oder fünfzig Jahre schätzen: in Wirklichkeit zählte er aber erst sechsunddreißig. Aus seinem klugen Gesicht leuchteten lebhaft, kühne Augen, und ihr fröhlicher Ausdruck milderte in gewisser Weise die scharfen Konturen seiner Züge. Manchmal trübten allerdings auch Schwermut und Melancholie seinen Blick. James Morlake war eine einnehmende und vornehme Persönlichkeit. Er soll früher in New York gelebt haben, obwohl manche Leute dies bezweifelten. Jetzt wohnte er in der Bond Street in London und besaß den Landsitz Wold House in Sussex. Er trug Abendkleidung; sein Frack saß tadellos, und seine weiße Krawatte war vollendet gebunden.

Plötzlich schaute er vom Schreibtisch und den unheimlichen Dingen, die dort lagen, auf und schlug die Hände einmal zusammen. Durch einen seidenen Vorhang kam auf leisen Sohlen ein junger Mohr herein. Sein prachtvoll weißer Fellap und sein feuerroter Turban gaben ihm ein malerisches Aussehen und hoben sich wirkungsvoll von dem gedämpften Hintergrund ab.

»Mahmet, ich gehe heute abend aus – ich werde dir noch sagen, wann ich zurückkomme.« Morlake sprach maurisch. »Wenn ich durch Gottes Gnade wiederkehre, werde ich reichliche Arbeit für dich haben.«

Mahmet hob die Hand zum Gruß, trat behende vor und küßte die beiden Frackschöße seines Herrn, dann seinen Daumen, denn Morlake war in gewisser Beziehung eine heilige Persönlichkeit für ihn.

»Ich bin dein Diener, Effendi«, sagte er. »Willst du deinen Sekretär sprechen?«

Morlake nickte, und mit einem kurzen Salaam verschwand Mahmet. ›Sekretär‹ war eine euphemistische Bezeichnung für Binger, denn der Mohr wagte es nicht, einen weißen Mann einen Diener zu nennen.

Gleich darauf erschien Binger in der Tür. Er war ein stattlicher, etwas untersetzter Mann mit gesundem, rotem Gesicht und blondem Schnurrbart. Nachdem er einen Blick auf seinen Herrn und die Instrumente auf dem Tisch geworfen hatte, seufzte er.

»Wollen Sie wieder ausgehen?« fragte er traurig.

»Ja. Es ist möglich, daß ich einige Tage ausbleibe. Sie wissen ja, wo Sie mich finden können.«

»Ich hoffe, daß ich Sie nicht in einer Gefängniszelle wiederfinde, womit ich immer rechnen muß.«

James Morlake lachte leise vor sich hin.

»Das Schicksal hat Sie eigentlich nicht dazu bestimmt, der Diener eines Einbrechers zu werden.«

»Bitte sagen Sie das nicht – malen Sie den Teufel nicht an die Wand! Ich zittere jetzt schon vor Angst. Ich möchte keine Kritik an Ihnen üben, das habe ich noch nie getan. Wenn Sie kein Einbrecher gewesen wären, würde ich längst

nicht mehr am Leben sein. Sie haben sich für mich in große Gefahr begeben, und ich werde Ihnen das nie vergessen!«

Das stimmte auch, denn eines Nachts war James Lexington Morlake in ein Warenhaus eingebrochen, in dem Binger eine Anstellung als Nachtwächter hatte. Morlake wollte durch das Warenhaus nur seinem Ziel, einer Bank, näher kommen. Auf dem Weg durch das Geschäftshaus hatte er Binger bewußtlos auf dem Boden gefunden. Der Mann war durch ein offenes Oberlicht gefallen und hatte sich schwer verletzt. Morlake verband ihn so gut wie möglich und brachte ihn in ein Hospital. Binger vermutete, daß »der Schwarze«, der Schrecken aller Bankdirektoren des Landes, sein Wohltäter war. Auf diese Weise waren die beiden zusammengekommen. Für James Morlake konnte keine große Gefahr daraus entstehen, denn er war ein Menschenkenner und wußte, daß Binger ihm treu ergeben war.

»Vielleicht werde ich in den nächsten Tagen ein ehrenwertes Mitglied der Gesellschaft, Binger«, sagte er lachend.

»Das hoffe ich inständigst. Ich bete jeden Tag darum«, sagte der Mann ernst. »Es ist kein schöner Beruf – Sie sind immer die ganzen Nächte fort – das schadet der Gesundheit! Und als alter Soldat kann ich Ihnen nur sagen, daß Ehrlichkeit die beste Politik ist.«

»Davon bin ich auch überzeugt. Aber nun hören Sie einmal zu. Mein Wagen soll an der Ecke der Albemarle Street auf mich warten, und zwar um zwei Uhr in der Nacht. Es regnet ein wenig, das Verdeck muß hochgeschlagen werden. Stecken Sie hinten eine Nummer von Oxford an, die Sussex-Nummer legen Sie unter den Sitz. Eine Thermosflasche mit Kaffee und ein paar Butterbrote – das ist alles.«

»Gut Glück!« sagte Binger mit schwacher Stimme.

»Ich wollte, Sie meinten das auch wirklich«, entgegnete James Morlake, als er sich erhob, den langen, schwarzen Mantel vom Diwan nahm und die Pistole und das Werkzeug in die Tasche steckte ...

## 2

Stephens, der Butler in Creith House, las in der Morgenzeitung, daß »der Schwarze« wieder einen Einbruch verübt hatte. In raffinierter Weise war der Mann in die Burlington-Bank eingedrungen, hatte die Wachleute betäubt und die Alarmvorrichtungen unbrauchbar gemacht. Stephens war eine mitteilende Natur und erzählte die Neuigkeit seinem Herrn, als er ihm den Morgenkaffee servierte. Hätte er dieselbe Geschichte dem Gast berichtet, der sich gerade im Haus aufhielt, so würde er eine größere Sensation hervorgerufen haben. Aber aus vielen Gründen konnte er Mr. Ralph Hamon nicht leiden. Bei seinen ersten Besuchen war dieser Herr dem Lord gegenüber sehr höflich gewesen, hatte sich in Gegenwart der jungen Lady bescheiden benommen und sich die größte Mühe gegeben, ihr zu gefallen. Aber mit der Zeit hatte sich das Verhalten des Finanzmannes gegenüber der Familie des Lords bedeutend geändert, und Stephens war aufgebracht und böse darüber.

Er stand am großen Fenster des getäfelten Bankettsaals und starrte über die breite grüne Rasenfläche zu dem Fluß hinüber, der im Norden die Grenze des Landsitzes bildete. Es war ein herrlicher Frühherbstmorgen, und die Bäume glänzten noch in grünem Laub. Nur hier und dort färbten sich schon einige Blätter gelb und rot. Besonders schön leuchteten die Baumgruppen auf No Man's Hill.

»Guten Morgen, Stephens!«

Der Butler drehte sich schuldbewußt um, als er die Stimme des Mannes hörte, an den er eben gedacht hatte.

Ralph Hamon war geräuschlos eingetreten. Er war von mittlerer Größe, hatte eine gedrungene Gestalt und neigte etwas zur Korpulenz. Stephens schätzte ihn auf fünfundvierzig. Hamons großes Gesicht war bleich und im allgemeinen ausdruckslos. Die hohe, kahle Stirn, die dunklen, tiefliegenden Augen und die harten Linien seines wenig schönen Mundes deuteten auf Klugheit und Geschicklichkeit. Die Kahlheit des Kopfes war noch deutlicher zu sehen, als er sich bückte, um eine Stecknadel vom Parkett aufzuheben.

»Das nennt man Glück«, sagte er und steckte sie unter die Klappe seines eleganten Anzugs. »Besser kann man den Tag gar nicht anfangen, als daß man etwas findet, was man gebrauchen kann.«

Stephens hatte auf der Zunge, daß die Stecknadel schon jemand gehörte, aber er beherrschte sich.

»Der Schwarze war wieder an der Arbeit«, erwiderte er nur.

Hamon runzelte die Stirn und nahm ihm hastig die Zeitung aus der Hand.

»Der Schwarze – wo denn?«

Während er den Artikel las, verdüsterten sich seine Züge noch mehr.

»Diesmal hat er die Burlington-Bank erwischt«, sagte er zu sich selbst. »Ich möchte nur wissen...?« Er warf Stephens einen Blick zu. »Sonderbar. Ist Lord Creith schon heruntergekommen?«

»Nein.«

»Und Lady Joan?«

»Die Lady ist vor einer Stunde ausgeritten.«

»Hm.«

Mr. Hamon sah mißmutig drein, als er die Zeitung welegte. Gestern abend hatte er Joan Carston gebeten, mit ihm auszureiten, aber sie hatte sich damit entschuldigt, daß sich ihr Lieblingspferd verletzt habe. Stephens war kein Gedankenleser, aber er erinnerte sich plötzlich an gewisse Instruktionen.

»Lady Joan dachte eigentlich nicht, daß es möglich sei, aber ihr Pferd hatte sich heute morgen wieder soweit erholt.«

»Hm«, wiederholte Mr. Hamon. »Sie erzählte mir, daß sie jemandem eines der kleinen Häuser als Wohnung angewiesen habe – vielmehr ich hörte nur, wie sie es Lord Creith gegenüber erwähnte. Können Sie mir sagen, um wen es sich handelt?«

»Ich weiß leider nichts Genaues. Soviel ich gehört habe, ist es eine Dame mit ihrer Tochter... Lady Joan hat sie in London kennengelernt und ihr das kleine Haus als Erholungsaufenthalt überlassen.«

Mr. Hamon lächelte spöttisch.

»Sie betätigt sich wohl als Menschenfreundin?«

Langsam ging er durch die Halle ins Freie. Von Lady Joan war nichts zu sehen, und er vermutete ganz richtig, daß Stephens entweder Unkenntnis vorschützen oder ihm die Unwahrheit sagen würde, wenn er sich nach ihrem Weg erkundigte.

Er konnte die junge Dame nicht entdecken, so scharf er auch Ausschau hielt, aber sie sah ihn sehr genau von No Man's Hill aus. Sie ritt im Herrensattel auf einem alten Fuchs und schaute nachdenklich zu dem großen, etwas verfallenen Herrenhaus hinüber. Ihr Gesicht war sorgenvoll, und es lag wie ein Schleier über ihren grauen Augen. Ihre schlanke, vornehme Gestalt wirkte fast knabenhaft. Sie beobachtete den dicken Mann, der jetzt wieder zum Haus zurückging, und als er verschwunden war, lächelte sie.

»Vorwärts, Toby!« Sie schlug mit den Zügeln auf den Hals des Pferdes und war in wenigen Augenblicken auf der Höhe des Hügels angelangt. Dort stieg sie ab, ließ das Tier grasen und ging zur höchsten Spitze hinauf. Mechanisch sah sie nach ihrer Armbanduhr – es war genau acht. Ihre Blicke verfolgten den breiten Weg, der unten am Hügel vorbeiführte.

Sie hätte nicht nach der Uhr zu sehen brauchen, denn der Mann, nach dem sie ausschaute, ritt Tag für Tag, Monat für Monat zur selben Zeit aus dem Gebüsch heraus. Er war groß und schlank, lenkte sein Pferd mühelos und rauchte wie immer eine Pfeife. Sie nahm den Feldstecher aus dem Lederetui und stellte ihn ein. Ihre Neugierde war wirklich unentschuldig, und sie gestand sich diesen Fehler auch ohne Zögern ein. Er war es: Sie sah die stattliche, sehnige Gestalt mit dem schönen Gesicht und den leicht ergrauten Haaren an den Schläfen. In der einen Hand trug er eine dünne, schmiegsame Reitgerte, mit der er die Mähne seines Pferdes zerstreut streichelte.

»Joan Carston, du bist geradezu schamlos!« sagte sie zu sich selbst. »Bedeutet dir denn dieser Mensch etwas? – Nein! Aber umgibst du ihn nicht mit dem goldenen Schimmer der Romantik? – Ja! Treiben dich nicht reine Neugierde und der Hang zu geheimnisvollen Abenteuern jeden Morgen hierher, um diesen harmlosen Gentleman zu beobachten? – Ja! Und schämst du dich nicht deshalb? – Nein!«

Der Mann, der nichts von Joans Selbstgespräch ahnte, ritt weiter und befand sich nun auf gleicher Höhe mit ihr. Er schaute weder nach rechts noch nach links, bis er außer Sicht kam.

Mr. James Lexington Morlake war für die Bevölkerung der Umgebung eine rätselhafte, interessante Persönlichkeit. Man wußte nichts Genaues über ihn, nur war er offensichtlich sehr reich. Freunde besaß er bestimmt nicht, und alle Einladungen, die ihn in nähere Berührung mit seinen Nachbarn gebracht hätten, lehnte er strikt ab. Er machte und empfing keine Besuche. Man zog Erkundigungen über ihn ein und erfuhr schließlich durch die Dienstboten, daß er ein ganz merkwürdiges und unregelmäßiges Leben führe. Sein Aufenthalt in Wold House oder in London war stets unbestimmt. Selbst seinen Angestellten teilte er nicht mit, welche Absichten er für den nächsten Tag, geschweige denn für die nächste Woche hatte.

Joan Carston bestieg wieder ihr Pferd und ritt den Hügelpfad hinunter, den James Morlake eben eingeschlagen hatte. Als sie an die Weggabelung kam, schaute sie noch gerade zur rechten Zeit nach links, um seinen großen schwarzen Filzhut hinter der Senkung des Geländes, das zum Fluß hinabführte, verschwinden zu sehen.

»Ich bin eine wenig anständige junge Dame«, sagte sie in die zurückgelegten Ohren ihres Pferdes. »Ich besitze keine Zurückhaltung und habe nicht den geringsten Stolz, Toby, und ich würde zwei Pfund Sterling dafür geben – das ist meine ganze Barschaft –, um einmal mit ihm persönlich zu sprechen. Und dann wäre ich natürlich enttäuscht.«

In kurzem Galopp legte sie den Rest des Weges zurück und bog durch das verfallene Tor ein. Wo die Hauptstraße den Park ihres Vaters berührte, stand ein einfaches Fachwerkhaus, und dorthin ritt sie. Eine Frau winkte ihr aus dem Garten zu, als sie vorbeikam. Sie war etwas über vierzig Jahre alt, sah aber noch sehr gut aus.

»Guten Morgen, Lady Joan! Ich bin gestern abend hier angekommen, und Sie haben alles so schön für mich vorbereitet. Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie sich meiner wegen so viel Mühe gegeben haben.«

»Ach, das macht nichts.« Joan war schnell abgestiegen. »Wie geht es denn Ihrem Patienten, Mrs. Cornford?«

Die Frau lächelte.

»Ich weiß es nicht. Er kommt erst heute abend an. Hoffentlich haben Sie nichts dagegen, daß sich noch jemand bei mir aufhält?«

»Ach nein. Wollen Sie eigentlich nicht für immer hier wohnen? Mein Vater würde Ihnen gern die Erlaubnis dazu geben. Wer ist denn der Herr?«

»Ein junger Mann, für den ich mich interessiere. Ich muß Ihnen aber sagen, daß er leider ein periodischer Trinker ist.

Ich habe versucht, ihn zu heilen, und ich hoffe sogar, daß er keine Rückfälle mehr bekommen wird. Er stammt aus einer vornehmen Familie. Es ist wirklich tragisch, daß so viele junge, blühende Menschen durch Trunk zugrunde gehen. Ich arbeite bei der Trinkerhilfe, wenn ich Zeit habe, und ich erlebe dabei viel Trauriges.«

»Darf ich einen Augenblick eintreten?« fragte Joan. »Eigentlich erwartet man mich in Creith – wenigstens unser Besuch erwartet mich. Mein Vater denkt wohl weniger daran. Er hofft nur immer, daß ein Wunder passiert und ihm eine Million in den Schoß fällt, ohne daß er sich anstrengen muß. Und denken Sie, dieses Wunder hat sich nun tatsächlich zum Teil erfüllt!«

Mrs. Cornford blickte erstaunt auf.

»Wir sind nicht reich«, fuhr Joan fort. »Wir gehören zum verarmten Landadel. Der Herrsitz, die Güter und unser Londoner Stadthaus sind – oder waren wenigstens bis zur vorigen Woche – mit Hypotheken überlastet. Wir sind die ärmste Familie in der Gegend.«

Mrs. Cornford war über Joans offenes Bekenntnis verwundert.

»Das tut mir leid«, sagte sie. »Es muß schrecklich für Sie sein.«

»Ach, ich mache mir nicht viel daraus. Hier sind alle Leute arm, mit Ausnahme dieses geheimnisvollen Mr. Morlake, den man allgemein für einen Millionär hält. Aber er steht wahrscheinlich nur deshalb in dem Ruf, weil er nicht mit anderen Leuten über seine Schulden und Hypotheken spricht.«

Mrs. Cornford schwieg und sah nur traurig auf das schöne Gesicht Joans. Sie kannte sie nun seit einem Jahr; eine Zeitungsannonce, in der sie um Näharbeit bat, hatte Joan in die kleine, enge Vorstadtwohnung geführt, wo sich die Frau mit ihrem Töchterchen durch ihre geschickte und flinke Arbeit ernährte.

»Die Armen haben es nicht leicht«, meinte sie nach einer Pause.

Joan schaute auf.

»Sie sind früher auch bemittelt gewesen. Ich wußte es. An einem der nächsten Tage müssen Sie mir einmal Ihre Geschichte erzählen – aber nein, ich will Sie damit nicht quälen. Kennen Sie eigentlich Mr. Morlake?«

Mrs. Cornford lächelte.

»Er scheint hier in der Gegend eine Art Sehenswürdigkeit zu sein. Ich würde ja kaum etwas von ihm wissen, aber die Phantasie der Leute hier beschäftigt sich sehr mit ihm. Das Mädchen aus dem Dorf, das Sie freundlicherweise geschickt haben, um das Häuschen in Ordnung zu halten, hat mir schon viel von ihm erzählt. Ist er ein Freund von Ihnen?«

»Er ist mit niemandem befreundet. Im Gegenteil, er ist so ablehnend und abweisend, daß er reich sein muß. Ich dachte früher einmal daran, daß er mein Freund sein könnte.« Bei diesen Worten seufzte sie.

»Ich weiß nicht, ob Sie im Ernst sprechen und ob Sie wirklich so traurig sind«, erwiderte Mrs. Cornford lächelnd.

Joans Züge wurden undurchsichtig.

»Sie glauben wohl nicht, daß auch ich eine traurige Geschichte haben könnte? Ich bin schon recht alt – beinahe dreiundzwanzig.«

»Sie sehen aber viel jünger aus!«

»Vielleicht habe auch ich ein schreckliches Geheimnis.«

»Das kann ich doch kaum annehmen.«

Joan seufzte wieder.

»Ich werde jetzt zu meinen Sorgen und Lasten zurückkehren.« Mit diesen Worten verabschiedete sie sich.

Die ›Sorgen und Lasten‹ spazierten zu der Zeit gerade die lange Allee von Walnußbäumen entlang.

»Ich freue mich sehr, daß Sie zurückgekommen sind«, sagte Hamon mit schlecht angebrachter Heiterkeit, als sie ihn überholte. »Ich habe mich sehr nach Ihnen gesehnt!«



### 3

Ferdinand Carston, der neunte Earl von Creith, war eine schlanke, sympathische Erscheinung, aber ein etwas eigensinniger und querköpfiger Mann. Während seines ganzen Lebens hatte er versucht, Unannehmlichkeiten möglichst aus dem Weg zu gehen, und dadurch hatte er manchen Verlust erlitten. Er liebte es nicht, von seinen Rechtsanwältinnen, seinen Inspektoren und seinen Pächtern gestört zu werden, und man durfte ihn nicht mit Agenten behelligen. So kam es, daß er seine Leute kaum kannte und die wenigsten von ihnen sich die Mühe machten, ihm genaue Abrechnungen zu schicken. Von Zeit zu Zeit faßte er den guten Vorsatz, sich aus seinen Schulden herauszuarbeiten, und ließ sich auf Spekulationen ein. Da er sich aber weder um Geschäftsberichte kümmerte, noch sich nach der Güte der Geschäfte erkundigte, geriet er in immer größere Schwierigkeiten.

Und plötzlich tauchte ein sehr liebenswürdiger Finanzmann unter seinen Bekannten auf, der es unternahm, all seine unangenehmen Verbindlichkeiten zu regeln, die Klagen der Banken zu beschwichtigen und vor allem die aufdringlichen privaten Geldgeber zu beruhigen. Lord Creith war sehr dankbar dafür, verkaufte ihm die Anwartschaft auf die Güter der Creith und war nun mit einem Male nicht nur all seine Schulden los, sondern verfügte sogar noch über flüssige Mittel.

Er saß in seiner Bibliothek und las mit größtem Interesse in einem Auktionskatalog, als plötzlich sein Gast eintrat.

»Hallo, Hamon!« sagte er, ohne sehr erfreut zu sein. »Haben Sie schon gefrühstückt?«

»Joan war nicht hier.«

»Hat sie außerhalb gefrühstückt?« Lord Creith sah ihn über seine Brille hinweg an.

Hamon nahm sich einen Stuhl.

»Haben Sie schon jemals daran gedacht, was geschehen wird, wenn Sie sterben?« fragte er ohne weitere Einleitung.

»Nein – bestimmt nicht! Ich bin immer regelmäßig zur Kirche gegangen, obgleich die Abgaben und die Kirchensteuer ganz niederträchtige Belästigungen sind – und ich hoffe, daß mir die Himmelstür nicht verschlossen bleibt –«

»Ach, davon rede ich nicht. Ich meine, was nach Ihrem Tod aus der Familie Creith werden soll?«

»Den Titel erbt Joan – nach unseren Familiengesetzen kann auch die Frau erben«, erklärte der Lord unwillig. »Aber warum quälen Sie mich denn mit solchen Einzelheiten, mein Lieber? Wenn Joan die Güter und das Herrenhaus behalten will, müßte sie Ihre Frau werden. Ich hätte nichts dagegen. Wir haben schon früher ganz merkwürdige Kerle in unserer Familie gehabt, und ich glaube, das wird auch so bleiben. Meine Urgroßmutter hatte sogar ein hölzernes Bein.«

Mr. Ralph Hamon überhörte die Beleidigung, die in diesen Worten lag.

»Wenn Joan nicht selbst die Absicht hat, mich zu heiraten, dann könnten Sie doch Ihren großen Einfluß auf sie geltend machen.«

Lord Creith nahm umständlich seine Brille ab.

»Sie meinen, ich hätte einen großen Einfluß auf meine Tochter? Da irren Sie sich aber gewaltig. Sie nimmt nicht den leisesten Rat von mir an. Ich muß zwar zugeben, daß ich ein schlechter Ratgeber bin. Sie soll nur ruhig tun, was sie mag. Ihre verewigte Mutter war genau wie sie. Aber machen Sie mir doch nicht mit all diesen Dingen den Kopf heiß!«

»Nehmen wir einmal an, Joan lehnt meinen Antrag glatt ab«, erwiderte Hamon hartnäckig.

Lord Creith lächelte selbstbewußt und zufrieden.

»Ja, mein lieber Junge, dann sind Sie am Ende mit Ihrer Weisheit!«

»Sie müssen eben Ihren Einfluß geltend machen!« wiederholte Hamon verbissen. »Sprechen Sie doch mit ihr!«

Der Lord war wenig erfreut über diese Bitte.

»Also gut, ich werde mit ihr sprechen!« rief er erregt. »Übrigens vergaß ich, Ihnen zu sagen, daß Sie das Gut, das Sie haben wollten, nicht bekommen können. Ich habe bei Durchsicht der Papiere gefunden, daß es der Midland-Bank verpfändet war und daß sich diese schon vor einem Monat daraus bezahlt gemacht hat. Sie hat das Gut an diesen merkwürdigen Morlake verkauft. Was er damit anfangen will, weiß ich allerdings nicht. Er ist bereits Besitzer von Wold House –«

»Morlake! Das ist doch nicht etwa – James Lexington Morlake? Lebt er hier in der Nähe? Ist das der Amerikaner, von dem Sie mir neulich erzählten ...?«

Hamon sprach schnell und etwas zusammenhanglos. Die vielen Fragen waren Lord Greith zuwider, und er schloß müde die Augen.

»Ich weiß nicht, wer er ist ... ich habe nur seinen Namen erwähnt. Was haben Sie denn?«

»Nichts«, entgegnete Hamon barsch. »Denken Sie bitte daran, mit Joan zu sprechen.« Damit verließ er die Bibliothek.

Joan war in ihrem Zimmer, als das Mädchen sie rief. Sie erschien gleich darauf bei ihrem Vater, der schon wieder in seinen Auktionskatalog vertieft war.

»Ach, Joan, ich möchte dich wegen einer Sache sprechen – ja, ich besinne mich jetzt. Sei doch zu Hamon so nett wie nur irgend möglich, Liebling!«

»Hat er sich über mich beklagt?«

»Großer Gott, nein! Er hat nur wieder von seiner Absicht gesprochen, dich zu heiraten. Ich weiß ja nicht, wie du darüber denkst.«

»Soll ich es dir sagen?«

Lord Creith schüttelte energisch den Kopf.

»Nein. Es sind sicher Auseinandersetzungen damit verbunden, die mich doch nur langweilen. Du bist ja von der Lage verständigt und weißt, daß ich ihm alles verkauft habe ... den Herrnsitz, die Güter, auch unser Stadthaus in London. Wenn du ihn nicht nimmst, bekommst du nur das bißchen Geld, das ich dir hinterlassen kann, wenn ich einmal – sterbe. Verzeih mir, wenn ich so offen bin. Du magst ihn natürlich nicht? – Das dachte ich mir schon«, erklärte er mit Genugtuung. »Sag mal, kennst du eigentlich diesen Morlake?«

Wenn er sie angesehen hätte, wäre er über ihr plötzliches Erröten erstaunt gewesen. Aber er schaute auf seinen Katalog.

»Wie meinst du das, Vater?«

»Ich erwähnte seinen Namen Hamon gegenüber – ich habe noch niemals einen Menschen so verwirrt gesehen wie ihn. Wer ist denn eigentlich dieser Morlake?«

»Ein Mann«, erwiderte Joan kurz.

»Wie interessant!«

Lord Creith blätterte in seinem Heft weiter.

# 4

James Morlake saß im Schatten einer großen Buche. Eine Zeitung lag auf seinen Knien, aber er las nicht. Seine Augen schweiften über die weite Fläche des Stroms. Plötzlich hörte er ein Geräusch, wandte sich um und sah einen Mann auf der Straße, der ihn von dort aus beobachtete.

Er schaute nur kurz hin und betrachtete dann wieder den Fluß.

Hamon kam langsam auf ihn zu.

»Es ist lange her, seit ich Sie das letztemal gesehen habe«, begann er. »Ich wußte nicht, daß Sie hier in der Nähe wohnen.«

Jim Morlake sah ihn an und gähnte.

»Ich hätte Ihnen eine Karte schicken sollen«, erwiderte er gelangweilt. »Wenn ich geahnt hätte, daß Sie heute morgen kommen würden, hätte ich sogar die Dorfmusik bestellt und ein paar Fahnen herausgehängt.«

Hamon nahm sich einen Stuhl und setzte sich zu ihm.

»Ich möchte Ihnen dieses Haus abkaufen, Morlake –«

»Mr. Morlake«, verbesserte Jim. »Wir wollen doch immer daran denken, daß wir Gentlemen sind.«

»Ich will Ihnen also dieses Haus abkaufen, und Sie können abreisen. All Ihre bösen Anschläge gegen mich und Ihr böses Gerede will ich Ihnen vergeben ... Sie wissen, was ich meine – aber innerhalb einer Woche müssen Sie das Land verlassen.«

Morlake lachte leise vor sich hin, und Hamon, der ihn noch nie hatte lachen sehen, war über diese Veränderung seiner sonst so verschlossenen Züge erstaunt.

»Sie scheinen eben erst vom Himmel gefallen zu sein oder sonst irgendwie nach langjähriger Abwesenheit auf die Erde zurückgekommen, da Sie sich plötzlich derartig um mein Leben und Wohlergehen kümmern. Übrigens werden Sie wirklich zu korpulent, und die dicken Säcke unter den Augen machen Sie auch nicht hübscher! Sie müßten einmal zum Arzt gehen!«

Hamon neigte sich vor.

»Wenn ich nun Ihren Nachbarn erzählen würde, wer Sie sind?« fragte er langsam. »Oder wenn ich zur Polizei ginge und dort mitteilte, daß Mr. Morlake – ein übler amerikanischer Verbrecher ist?«

»So übel ist er gar nicht«, meinte Morlake und schaute Hamon vergnügt an.

»In der letzten Zeit ist wieder eine ganze Reihe von Einbrüchen verübt worden, und zwar von einem Verbrecher, den man den Schwarzen nennt – haben Sie schon mal von dem gehört?«

Morlake lächelte.

»Ich lese niemals Zeitungen. Sie bringen so viel, was für einen Landedelmann uninteressant ist.«

»Für einen Landedelmann!«

Jetzt mußte Mr. Hamon lachen. Er zog seine Brieftasche heraus und entnahm ihr ein dickes Paket Banknoten.

»Hier ist Ihr Reisegeld«, sagte er, als Morlake die Scheine nahm. »Für Ihren Herrensitz und das Gut werde ich Ihnen morgen noch ein Angebot machen. Ihr Preis –«

»Ist hunderttausend Pfund. Ich würde diese schäbige Summe, die Sie mir da geben, als Anzahlung nehmen, wenn nicht die Nummer jedes einzelnen Scheins von Ihnen notiert wäre und irgendein Detektiv nicht schon darauf wartete, mich zu verhaften, wenn ich das Zeug einsteckte. Der Preis, für den ich verkaufe, ist hunderttausend Pfund, Hamon. Zahlen Sie ihn, wie ich ihn bezahlt haben will, und ich werde Sie in Ruhe lassen! Diese hunderttausend Pfund bezahlen Sie für einen Monat Ruhe!«

Er schleuderte die Banknoten ins Gras.

»Einen Monat – was meinen Sie denn mit einem Monat?«

»Damit meine ich die Zeit, die in diesem Lande zwischen der Verurteilung und der Hinrichtung eines Mannes vergehen muß!«

# 5

Ralph Hamon sprang auf. Sein Gesicht zuckte, und er biß sich auf die Lippen, um seine Erregung zu meistern.

»Sie verfluchter Hund! Ich soll gehenkt werden? Das will ich Ihnen aber heimzahlen! Ich weiß genug von Ihnen!«

Morlake machte eine abwehrende Bewegung.

»Versuchen Sie nicht, mir einen Schrecken einzujagen. Seien Sie vernünftig. Sagen Sie mir alles, was Sie inzwischen erlebt haben. Wie ich höre, haben Sie eine halbe Million bei den Varoni-Diamanten verdient, und sogar auf ehrliche Weise – das ist das Merkwürdigste an der ganzen Sache. Wenn Sie doch nur auf den Erfolg gewartet hätten, Hamon! Dann brauchten Sie jetzt nicht um Ihr Leben zu zittern. Wissen Sie eigentlich, wie die Eingeborenen Affen fangen? Sie stecken eine Pflaume oder eine Dattel in eine enghalsige Kürbisflasche, der Affe greift hinein, packt die Dattel, aber er kann die Hand durch den engen Hals nicht mehr herausziehen. Die Dattel will er nicht loslassen, er ist aber auch nicht stark genug, die Flasche zu zertrümmern, und so wird er gefangen. Sie sind auch so ein Affenmann!«

Hamon hatte seine Wut unterdrückt, aber er sah noch unheimlich bleich aus.

»Ich verstehe Sie nicht. Sie sind einer von diesen ganz Oberschlauen, die sich gern reden hören. Ich habe Sie gewarnt. Vielleicht sind Sie die Kürbisflasche, die zerschmettert wird!«

»Das mag sein. Aber wenn ich in die Binsen gehe, so geschieht es wenigstens für eine gute Sache. Inzwischen werde ich in Wold House wohnen und mich daran freuen, daß sich alle Leute hier über meine geheimnisvolle Erscheinung den Kopf zerbrechen.«

»Das Geheimnis werde ich bald aufklären«, rief Hamon.

Am Rand des Wegs blieb er noch einmal stehen und drehte sich um. »Ich lasse Ihnen sieben Tage Zeit, von hier zu verschwinden!«

»Schließen Sie das Tor, wenn Sie hinausgehen«, erwiderte James Morlake.

Hamon stieg in seinen Wagen und fuhr verärgert die Hauptstraße entlang, bis er wieder zu dem holperigen Weg kam, der die Grenze der Creithschen Besitzung bildete. Dann wurde er etwas ruhiger. Das war jetzt sein Eigentum, er war Herr dieser Äcker und der kleinen, traulichen Farmhäuser, die sich zwischen den Hügeln in die Täler einschmiegen. Aber er wollte auch das schlanke, schöne Mädchen besitzen.

Er fühlte das unbändige Verlangen, Joan zu zähmen, zu erniedrigen und für ihre Anmaßung zu bestrafen. Das wäre etwas, das ihn mehr befriedigen würde als alles andere ...

Das Auto war schon auf die Nebenstraße abgebogen, als sein Blick auf ein kleines Haus fiel, das sich hinter einem Holzzaun erhob. Er hielt an, weil er sich erinnerte, daß hier seit gestern eine Freundin Joans wohnte.

Ralph Hamon war ein Mann, der alle Vorteile wahrnahm. Eine Freundin Joans konnte ja auch seine Freundin werden. Vielleicht konnte er mit Hilfe dieser Frau Joans Antipathie überwinden.

Er stieg aus und ging auf die Hauptstraße zurück, bis er zur Gartentür kam. Dann trat er ein und sah sich nach rechts und links um, aber die Bewohnerin war nicht im Garten. Schließlich klopfte er an die Haustür. Als ihm Mrs. Cornford öffnete, schaute er sie mit starren Augen an, als ob sie eine Erscheinung aus einer anderen Welt wäre.

Dann versuchte er zu sprechen, aber nur ein unverständliches Stöhnen kam über seine Lippen. Plötzlich drehte er sich um und eilte wie gehetzt den Pfad zurück. Schwere Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, und er biß sich vor Furcht auf die Lippen. Elsa Cornford kannte einen Teil jenes Geheimnisses, das der Besitzer von Wold House bisher nicht herausgebracht hatte.

## 6

»Hat es nicht eben gedonnert?« fragte Lord Creith. Er hob die Hand zum Mund, um ein Gähnen zu verbergen. Auch Joan fühlte sich gelangweilt. Das Essen nahm kein Ende.

»Es klang fast so«, erwiderte Hamon und fuhr aus seinen unangenehmen Gedanken auf.

»Im Oktober sind Gewitter sehr selten«, meinte der Lord. »Ich kann mich daran erinnern, als ich noch ein Junge war ...«

Er machte einen schwachen Versuch, die andern durch eine Geschichte zu unterhalten, die jedoch niemand fesselte. Er schien es auch zu fühlen und brach bald ab. Aber dann brachte er das Gespräch plötzlich auf ein Thema, das seine beiden Tischgenossen in hohem Maße interessierte.

»Ich habe Stephens nach diesem Morlake gefragt. Ein merkwürdiger Mensch. Niemand weiß auch nur das Geringste über ihn. Vor drei Jahren kam er von irgendwoher, kaufte Wold House und ließ sich hier als Gutsbesitzer nieder. Er beteiligt sich an keiner Jagd, keinem Ball, lehnt alle Einladungen ab, die ihm geschickt werden, und hat offenbar weder Bekannte noch Freunde. Ein ganz eigentümlicher Kerl!«

»Das kann ich nur bestätigen!«

Mr. Hamon lachte laut, und Joan sah ihn erstaunt an.

»Kennen Sie ihn denn?«

»Ziemlich genau – er ist ein amerikanischer Verbrecher!«

Joan versuchte vergeblich, ihre Erregung zu verbergen. Aber anscheinend übersah Hamon das Wohlwollen und die Sympathie, die der Besitzer von Wold House hier genoß. Er freute sich über das Aufsehen, das seine Worte hervorriefen.

»Ja, er ist ein Verbrecher, einer der größten Geldschrankknacker und Erpresser! Wie er in Wirklichkeit heißt, weiß ich nicht.«

»Aber dann ist die Polizei doch sicher über ihn informiert«, meinte Lord Creith verwundert.

»Das mag sein, aber ein Mann wie Morlake, der so viel Geld hat, braucht die Polizei nicht zu fürchten.«

Joan hatte bis jetzt sprachlos zugehört.

»Woher wollen Sie denn das alles wissen?« fragte sie, als sie ihre Stimme wieder beherrschte.

Hamon zuckte die Schultern.

»Vor einigen Jahren bin ich einmal mit ihm aneinandergeraten. Er dachte, er habe etwas entdeckt, was ihm eine gewisse Macht über mich gebe, und versuchte, mich zu erpressen. Er entkam nur mit genauer Not. Das nächstemal wird es ihm nicht glücken! Und das nächstemal –« er öffnete und schloß die Hand, als ob er jemand erwürgen wollte –» wird recht bald kommen! Ich habe ihn in meiner Gewalt.«

Joan haßte Ralph Hamon in diesem Augenblick über alle Maßen, obwohl er sie eigentlich nicht beleidigt hatte.

»Ich sagte schon, daß ich nicht weiß, wie er in Wirklichkeit heißt. Die Polizei beobachtet ihn seit Jahren, aber sie hat noch nie genügend Material gegen ihn sammeln können, um ihn vor Gericht zu bringen.«

»Ich habe aber noch nie etwas davon erfahren«, unterbrach ihn Lord Creith, »und ich bin doch hier der Ortsvorstand. Die hiesige Polizei hat nichts gegen ihn, im Gegenteil, man spricht ganz gut von Mr. Morlake.«

»Als ich eben die Polizei erwähnte, meinte ich damit Scotland Yard in London, und die Leute dort reden natürlich nicht darüber.«

»Ich kann das alles nicht glauben!« Joans lange unterdrückte Entrüstung kam zum Durchbruch. »Wahrscheinlich haben Sie irgendwelche Schauergeschichten gehört, die Ihre Phantasie jetzt verwirren!«

Hamon lächelte.

»Ich gebe zu, daß es recht unglaublich klingt, aber es ist die volle Wahrheit. Ich habe Morlake erst heute morgen gesprochen. Er war auf das unangenehmste überrascht, als er mich sah, das kann ich Ihnen sagen. Am meisten schien er sich darüber zu ärgern, daß ich ihn wiedererkannte. Er bat mich auch händeringend, es niemand zu erzählen –«

»Das ist nicht wahr! Unter keinen Umständen kann das stimmen!« erklärte Joan zornig. »Mr. Morlake ist der letzte, der einen anderen um etwas bitten würde. Ich glaube auch nicht, daß er ein Dieb ist.«

»Ist er denn Ihr Freund?«

»Ich bin ihm noch nie begegnet.«

Ein verlegenes Schweigen trat ein, aber Ralph Hamon hatte ein dickes Fell. Obwohl sie ihm auf den Kopf zusagte, daß er log, fühlte er sich nicht im mindesten verletzt.

Als sich Lord Creith in sein Zimmer zurückgezogen hatte, ging Joan hinaus, um die aufflammenden Blitze am südlichen Himmel zu beobachten. Sie wollte allein sein, doch Hamon folgte ihr.

»Es sieht so aus, als ob wir eine stürmische Nacht bekämen«, meinte er, um eine Unterhaltung zu beginnen.

Sie gab ihm recht und wollte wieder ins Haus zurückkehren, aber er hielt sie an.

»Wo haben Sie denn die Bekanntschaft der Dame gemacht, die dort drüben wohnt?«

»Sprechen Sie etwa von Mrs. Cornford? Ist sie vielleicht auch eine Verbrecherin?« fragte sie scharf.

Er lächelte nachsichtig über die sarkastische Bemerkung.

»Das nicht gerade. Ich interessiere mich nur für sie. Es kommt mir vor, als hätte ich sie schon vor Jahren einmal gesehen. Ich vermute, daß sie mich noch kennt. Hat sie Ihnen etwas davon gesagt?«

»Sie hat Ihren Namen niemals erwähnt – wahrscheinlich, weil ich mit ihr nicht über Sie gesprochen habe«, antwortete Joan etwas erstaunt.

»Ich glaube mich daran zu erinnern, daß sie nicht ganz richtig im Kopf war – sie war ein Jahr in einer Irrenanstalt.«

Joan lachte laut auf.

»Ausgezeichnet! Wer von meinen Freunden nicht gerade ein Verbrecher ist, wird von Ihnen für wahnsinnig erklärt!«

»Ich wußte nicht, daß er Ihr Freund ist«, sagte er schnell und trat an sie heran.

»Mr. Morlake ist unser Nachbar, und Nachbarn sind nach alter Sitte unsere Freunde. Wir gehen jetzt aber besser hinein.«

»Einen Augenblick noch.«

Er nahm ihren Arm, und sie machte sich durch eine leichte Bewegung wieder frei: »Was wollen Sie mir denn noch sagen?«

»Hat Ihr Vater über meinen Antrag mit Ihnen gesprochen?«

»Ja, es war die Rede davon«, erwiderte sie gleichgültig. »Ich erklärte ihm, daß ich nicht den Wunsch habe, Sie zu heiraten, obwohl ich gut verstehe, welches Kompliment Sie mir mit Ihrem Antrag machten.«

Hamon räusperte sich. »Erwähnte er auch die Tatsache, daß in Wirklichkeit ich der Eigentümer der Creithschen Güter bin?«

»Auch das hat er mir gesagt.«

»Ich nehme an, daß Ihnen das Stammhaus der Creith doch ein wenig am Herzen liegt? Ihre Vorfahren haben es seit Hunderten von Jahren besessen!«

»Sicher, es ist mir sehr teuer«, entgegnete sie steif. »Aber es ist mir doch nicht so kostbar, daß ich das Glück meines Lebens opfern würde, um den Titel einer Herrin von Creith zu behalten. Es gibt noch viel schlimmere Dinge, als heimatlos zu sein, Mr. Hamon.«

Sie machte eine Bewegung, als ob sie gehen wollte, aber wieder hielt er sie zurück.

»Warten Sie noch«, sagte er leidenschaftlich. »Joan, ich bin zwanzig Jahre älter als Sie, aber Sie sind die Frau, von der ich geträumt habe, solange ich denken kann. Es gibt nichts, das ich nicht für Sie tun könnte, kein Dienst wäre mir zu schwer. Ich muß Sie besitzen!«

Bevor sie wußte, was geschah, hatte er sie in die Arme geschlossen. Sie wehrte sich und wollte sich frei machen, aber er umklammerte sie fest.

»Lassen Sie mich gehen – wie dürfen Sie das wagen!«

»Ruhe!« zischte er. »Ich liebe Sie, Joan, obwohl Sie mich mit Ihrem Hochmut tief gekränkt haben. Ich liebe Ihr süßes Gesicht, Ihre Augen, Ihren herrlichen, schlanken Körper ...«

Sie bog den Kopf zur Seite, um dem Kuß seiner gierigen Lippen zu entgehen. Im selben Augenblick klang die Stimme ihres Vaters von der Halle zu ihnen herüber.

»Bist du noch draußen, Joan?«

Hamon ließ die Arme sinken, und sie taumelte zitternd vor Schrecken und Abscheu zurück.

»Es tut mir sehr leid, daß ich mich so vergaß«, flüsterte er.

Sie konnte nicht sprechen und zeigte nur zur Tür. Er verließ sie und ging hinein. Erst nach einigen Minuten folgte sie ihm.

Lord Creith schaute mit seinen kurzsichtigen Augen prüfend auf seine Tochter.

»Ist etwas passiert?« fragte er, als er ihre Blässe bemerkte.

»Nein, Vater.«

Er sah sich um. Hamon war verschwunden.

»Ein Mensch ohne Erziehung – ich werde ihn aus dem Hause weisen, wenn du es wünschst, mein Liebling.«

»Ach, das ist nicht notwendig. Aber wenn er morgen nicht von selbst verschwindet, wollen wir dann nicht lieber nach London gehen?«

»Ja, das wollen wir tun.«

Joan begab sich gleich in ihr Zimmer. Sie wollte nicht noch einmal mit dem Mann zusammentreffen, in dessen Augen sie vorhin die Abgründe menschlicher Leidenschaften entdeckt hatte. Sie fühlte sich körperlich krank, als sie sich die schrecklichen Augenblicke auf dem Rasen ins Gedächtnis zurückrief.

Müde setzte sie sich vor dem Spiegel nieder und ließ alle Eindrücke noch einmal an sich vorüberziehen. Hamons Enthüllungen über James Morlake hatten den größten Sturm der Entrüstung in ihr wachgerufen. Das konnte nicht wahr sein – und doch hätte Hamon nicht gewagt, eine derartige Anklage auszusprechen, wenn er keine Beweise dafür hatte.

Sie stand auf, öffnete eine der breiten Türen und trat auf den Steinbalkon über der Einfahrt hinaus. Grell leuchtende Blitze zerrissen den dunklen Nachthimmel. Sie hörte langhinrollende Donner, aber sie achtete nicht auf die düster drohenden Wolken. Aus der Ferne schimmerte ein schwaches, gelbliches Licht zu ihr herüber, das die Lage von Wold House anzeigte.

Wußte dieser sonderbare einsame Mann, daß man ihn verdächtigte? Mußte er nicht gewarnt werden? Sie wurde ungeduldig. Es war offenbar heller Wahnsinn, überhaupt an ihn zu denken. Sie kannte ihn nicht und hatte nur um sein ungewöhnlich anziehendes Gesicht allerhand phantastische Träume gesponnen. In der Nähe würden diese Illusionen sicher in nichts zerfließen. Und gerade jetzt wünschte sie das und haßte doch zugleich auch Hamon, weil er den ersten Argwohn in ihrem Herzen geweckt hatte.

Wenn dieser Mensch die Wahrheit gesprochen hatte, schwebte Morlake in unmittelbarer Gefahr. Und wenn Hamon gelogen hatte, so führte er doch bestimmt Böses gegen ihn im Schilde.

Mit schnellem Entschluß ging sie zum Schrank, nahm einen Regenmantel und einen Hut und legte beides auf ihr Bett.

In Creith House zog man sich bald zur Ruhe zurück, aber erst um halb elf hörte sie, wie Stephens die Haustür verschloß. Nach einer weiteren Viertelstunde lag das Haus in tiefem Schweigen.

Wieder trat sie auf den Balkon hinaus. Das Licht in Wold House brannte noch immer. Ohne Zögern nahm sie nun den Mantel über den Arm, den Hut in die Hand und schlich sich vorsichtig die breite Treppe zur Halle hinunter.

Der Hausschlüssel hing an der Wand. Er war groß und unhandlich, so daß sie ihn kaum in ihre Tasche stecken konnte. Sie schob die Riegel leise zurück und schloß die Tür auf.

Sie hatte keine Schwierigkeit, den Weg zu finden, denn die Blitze zuckten unaufhörlich am nächtlichen Himmel. Ihr Herz klopfte wild, als sie im Schatten der rauschenden Walnußbäume den Fahrweg entlangschritt. Bald befand sie sich auf der Hauptstraße.

Sie war doch eine Närrin, sentimental und verrückt, sie benahm sich wie ein romantisch veranlagtes Schulmädchen. Ihre Vernunft suchte sie zurückzuhalten, aber ein starkes Gefühl, das nichts mit Verstand oder Überlegung zu tun hatte, ein Instinkt, der stärker war als jede Hemmung, trieb sie vorwärts.

Was würden wohl die Nachbarn denken und sagen, wenn sie wüßten, daß sich Lady Joan Carston aufgemacht hatte, nachts einen amerikanischen Verbrecher zu warnen, der verhaftet werden sollte – einen Mann, den sie nicht einmal kannte und mit dem sie noch nie gesprochen hatte! Sie überdachte das alles mit kritischer Selbstironie.

Inzwischen war sie zu der hohen Ziegelmauer gekommen, die Wold House umgab. Nur mit Mühe fand sie die Klinke des schmiedeeisernen Tores und drückte sie nieder. Das Licht, das sie bis dahin im Haus gesehen hatte, erlosch plötzlich, und das Gebäude lag nun in vollkommener Dunkelheit vor ihr.

Sie hatte gerade einen Schritt auf das Haus zu getan, als sich die Tür unerwartet öffnete. Ein breiter Lichtschein fiel auf den Weg, und im Rahmen der Haustür sah sie die Silhouette einer Männergestalt. Blitzschnell zog sie sich in den Schutz der Bäume zurück. Hinter dem Fremden tauchte James Morlake auf, der leise auf ihn einsprach. Mit einer gewissen Genugtuung erkannte sie, daß er eine warme, sympathische Stimme besaß.

»Fühlen Sie sich jetzt besser?« fragte Morlake.

»Ja, ich danke Ihnen.«

»Sie werden das Haus an der Straße sicher finden. Ich weiß nichts von einer Mrs. Cornford, aber ich glaube, daß neuerdings eine Dame dort wohnt.«

»Es ist ganz unangebracht und unpassend von mir, daß ich hierherkomme ... aber ich bin vorhin eingekehrt ... dieses



schreckliche Gewitter drohte ... ich fürchte, ich bin betrunken.«

»Das fürchte ich auch.«

Es war also Mrs. Cornfords Patient, der Trinker. Die beiden stiegen zusammen die Treppe herunter. Der jüngere Mann schwankte ein wenig, und Morlake stützte ihn.

»Ich bin Ihnen sehr verbunden – ganz gewiß –, mein Name ist Farringdon – Ferdie Farringdon ...«

Plötzlich sah Joan bei einem aufleuchtenden Blitz das hagere, unrasierte Gesicht des Mannes. Sie mußte sich auf die Lippen beißen, um einen Aufschrei zu unterdrücken, und sie klammerte sich entsetzt an einen Zweig des Lorbeerbusches, der sie deckte. Starr schaute sie den beiden nach, bis sie in der Dunkelheit verschwanden, und sie stand noch reglos, als James allein zurückkehrte.

Sie beobachtete ihn genau, als er in das Haus ging und die Tür schloß. Dann wartete sie noch einige Zeit. Große Regentropfen begannen zu fallen, und die Blitze leuchteten greller.

Die gespenstische Erscheinung des Betrunkenen mitten in der Nacht hatte sie furchtbar erschreckt, und sie dachte nicht länger daran, Morlake zu warnen. Unter Aufbietung all ihrer Kräfte riß sie sich zusammen und eilte den Fahrweg entlang.

Sie versuchte, die großen, eisernen Tore zu öffnen, aber zu ihrer Bestürzung blieben ihre Anstrengungen vergeblich. Morlake mußte zugeschlossen haben, nachdem er Farringdon auf den Weg gebracht hatte. Was sollte sie nun tun?

Vorsichtig schlich sie über den Rasen, doch auf dieser Seite war der Fluß. Sie wäre über die Mauer gestiegen, wenn sie nur eine Leiter hätte finden können.

Plötzlich öffnete sich die Haustür abermals, und Joan verbarg sich aufs neue im Schatten, als Morlake heraustrat. Er ging schnell den Pfad hinunter, und sie hörte, wie das Tor hinter ihm zuschlug. Sie eilte hin, er hatte nicht abgeschlossen. Mit einem Seufzer der Dankbarkeit und Erleichterung schlüpfte sie hinaus.

Nach wenigen Schritten war sie schon vollständig durchnäßt, denn der Regen strömte mit ungewöhnlicher Heftigkeit nieder. Das Rollen und Dröhnen des Donners betäubte sie, und das anhaltende Wetterleuchten und Blitzen blendete ihre Augen. Aber sie kämpfte sich vorwärts, und schließlich konnte sie die Tore von Creith House sehen. Sie fühlte in ihrer durchnäßten Handtasche nach dem Schlüssel und stellte zu ihrer Beruhigung fest, daß sie ihn noch bei sich hatte.

Schnell durcheilte sie die Allee und war beinahe am Ziel, als sie entsetzt stehenblieb. Ihre Augen öffneten sich weit. Dicht vor sich sah sie im Licht der Blitze die Gestalt eines schwarzgekleideten Mannes, der bewegungslos mitten auf dem Weg stand. Sie konnte sein Gesicht unter dem breiten Rand des weichen Filzhutes nicht erkennen.

»Wer sind Sie?« fragte sie mit zitternder Stimme.

Bevor er antworten konnte, war plötzlich alles in Helligkeit getaucht, und ein furchtbarer Donnerschlag folgte unmittelbar. Joan wurde fortgeschleudert.

Einen Augenblick war der Mann starr vor Schrecken, dann sprang er mit einem unterdrückten Ausruf vorwärts, hob sie auf und trug sie von dem brennenden Baum fort. In einem der Fenster des Herrenhauses erschien Licht. Die Bewohner waren erwacht – der große, brennende Walnußbaum mußte sie bald ins Freie locken.

Der Mann schaute sich um und entdeckte eine Gruppe von Rhododendronsträuchern. Er konnte das bewußtlose Mädchen gerade noch hinter dieses Gebüsch tragen, bevor der Butler heraustrat.

Der Fremde wußte nicht, wer Joan war. Er hielt sie für ein Dienstmädchen, das verspätet aus dem Dorf zurückkam, und er nahm sich auch nicht die Mühe, sie genauer zu betrachten. Dadurch wäre er wahrscheinlich auch nicht klüger geworden, denn Joans Gesicht war mit weicher Erde beschmutzt, in die sie glücklicherweise gefallen war.

Sie kam bald wieder zu sich, öffnete die Augen und sah verzweifelt um sich. Jemand hielt ihren Kopf auf den Knien, ihr Gesicht war naß, und über ihr bewegten sich Zweige und Äste – wie mochte sie wohl hierhergekommen sein?

»Ich glaube, es wird Ihnen bald wieder bessergehen.«

Sie erkannte Jim Morlakes Stimme und starrte ihn betroffen an.

»Was ist denn geschehen?« fragte sie. Dann entdeckte sie den schwelenden Baum und zitterte. Der Blitz hatte dort eingeschlagen, und nur durch ein Wunder war sie entkommen.

»Ich danke Ihnen so sehr –« begann sie, als der Himmel wieder grell aufleuchtete.

In dem hellen Schein sah sie, daß Morlakes Gesicht von den Augenbrauen bis zum Kinn von einer schwarzseidenen

Maske verhüllt war ...

»Es ist also doch wahr – wirklich wahr«, sagte sie atemlos.

Er hörte das Entsetzen in ihrer Stimme und schaute auf sie nieder.

»Was soll wahr sein? Aber bitte sprechen Sie nicht zu laut, man wird Sie hören.«

Sie versuchte, die Herrschaft über sich wiederzugewinnen.

»Sie sind ein Einbrecher«, sagte sie endlich.

»Glauben Sie ... etwa wegen der Maske? Aber eine Maske macht noch keinen Einbrecher, so wenig wie eine Schwalbe einen Sommer macht. In einer so feuchten Nacht wie dieser muß sich ein Mann, der auf seinen Teint hält, natürlich gegen die Witterung schützen ...«

»Ach, machen Sie doch jetzt nicht so dumme Scherze!«

Gleich darauf wurde ihr klar, daß ihre Entrüstung nicht mit ihrer hilflosen Lage in Einklang stand. Sie lag auf dem feuchten Gras, ihr Gesicht ... Sie hoffte, daß er es nicht sehen konnte, und wischte heimlich den dicken Lehm mit einem Zipfel ihres Regenmantels ab, den sie trotz des Unwetters in ihrer Aufregung über dem Arm getragen hatte.

»Würden Sie so liebenswürdig sein, mir aufzuhelfen?«

Er neigte sich über sie und hob sie ohne jede Anstrengung auf.

»Wohnen Sie im Herrenhaus?« fragte er höflich.

»Ja, ich wohne dort. Sind Sie ... waren Sie im Begriff, hier einzubrechen?«

Er lachte leise: »Sie würden es mir ja doch nicht glauben, daß ich kein Einbrecher bin –«

»Also sind Sie – ein Dieb?«

»Ja, das bin ich.«

Sie wäre bitter enttäuscht gewesen, wenn er etwas anderes gesagt hätte. Ein Räuber und Einbrecher mochte er sein – aber daß er ein Lügner gewesen wäre, hätte sie nicht ertragen.

»Bei uns gibt es nichts zu rauben, Mr. –« sie brach plötzlich ab. Ob er wohl wußte, daß sie ihn erkannt hatte?

»Nun, Mr. –?« wiederholte er und wartete auf den Namen. »Sie sagten doch vorhin: ›Es ist also doch wahr‹ – meinten Sie damit, daß ich ein Einbrecher sei? Erwarteten Sie denn heute abend einen solchen Besuch?«

»Ja«, erwiderte sie ohne die geringsten Gewissensbisse. »Mr. Hamon sagte, daß bei uns eingebrochen werden könnte.«

Es war freie Erfindung von ihr, aber sie hatte nicht gedacht, daß ihre Worte so großen Eindruck auf ihn machen würden.

»Ach, Sie sind zu Besuch hier? Ich bitte Sie vielmals um Verzeihung – ich dachte, Sie seien ... nun ja, ich wußte nicht genau, was ich aus Ihnen machen sollte. Sehen Sie doch bitte einmal nach dem Hause hin.«

»Warum denn?«

»Bitte –«

Sie gehorchte und wandte ihm den Rücken. Es kam eben ein Mann heraus und näherte sich dem brennenden Baum. Er trug eine Sturmlaterne in der Hand und kam nur zögernd näher.

»Das ist Stephens«, sagte sie und drehte sich wieder um. Aber sie war allein, der Mann mit der schwarzen Maske war verschwunden.

In der allgemeinen Aufregung gelang es ihr, unbemerkt nach oben in ihr Zimmer zu kommen. Sie war Frau genug, vor allem ihre äußere Erscheinung in Ordnung zu bringen, und erst als sie ein Bad genommen hatte und in ihrem Bett lag, dachte sie wieder an ihr Abenteuer.

Nun hast du deine Illusionen wohl endlich verloren, Joan Carston, sagte sie ernüchert zu sich. Dein Wunderprinz ist ein Einbrecher, und für Einbrecher kannst du dich doch nur interessieren, wenn du krankhaft bist. Laß es dir eine Lektion sein und benimm dich in Zukunft wieder vernünftig.

Nach diesem Selbstgespräch stand sie auf und schaute zwischen den großen Baumgruppen des Parks nach Wold

House hinüber. Das schwache Licht brannte – Mr. Morlake war heimgegangen.

Sie seufzte dankbar und legte sich wieder hin.

Joan kam am nächsten Morgen frühzeitig herunter, denn sie wollte mit dem Frühstück fertig sein, bevor Mr. Hamon aufstand. Sie hatte ihre Mahlzeit auch beinahe beendet, als er in das Zimmer stürzte. Sein Anblick war jedoch nichts weniger als gesellschaftsfähig. Er trug nur Strümpfe, eine Hose, von der die Träger herabhingen, und eine lebhaft gestreifte Pyjamajacke. Außerdem war er nicht rasiert, und Wut und Ärger entstellten seine Züge.

»Wo ist Stephens?« rief er wild. Aber plötzlich erkannte er, daß weder sein Ton noch seine äußere Erscheinung den Regeln des Anstands entsprachen, und er wurde sehr höflich. »Entschuldigen Sie bitte, Lady Joan, aber ich bin fürchtbar aufgeregt – ich bin bestohlen worden!«

Sie schaute ihn mit großen Augen an.

»Hat man Ihnen vielleicht die Schuhe oder den Rock weggenommen?« fragte sie ironisch.

Er wurde rot.

»Ich entdeckte es gerade im Augenblick – ich meine den Diebstahl. In der vergangenen Nacht ist jemand in mein Zimmer eingebrochen und hat meine Brieftasche mit dreitausend Pfund gestohlen – das kann kein anderer gewesen sein als dieser Hund – dieser Morlake! Ich habe diesem Schwein auch noch eine Chance gegeben –«

»Es ist sehr schade, daß der Einbrecher nicht auch Ihren Wortschatz gestohlen hat«, erwiderte sie kühl.

Sie war durchaus nicht so gleichgültig, wie sie vorgab. Morlake war also doch zurückgekommen!

Sie hatte sich durch den Lichtschein in dem Zimmer von Wold House irreführen lassen. Aber vielleicht war James Morlake auch gar nicht dafür verantwortlich? Nach den etwas verworrenen Angaben Hamons, den Aussagen Stephens' und den Überlegungen ihres Vaters war offensichtlich in den frühen Morgenstunden irgendein Unbekannter durch eines der Fenster eingedrungen und hatte unter dem Kopfkissen Ralph Hamons eine Brieftasche entwendet, die etwa drei- bis viertausend Pfund enthielt. Auch hatte er sich den Scherz erlaubt, den Revolver, der auf einem Tisch an Hamons Bett lag, zu entladen.

»Also, mein Lieber«, sagte Lord Creith, der durch die dauernde Wiederholung der Geschichte und die Aufzählung der Einzelheiten gelangweilt wurde, »es ist doch das Einfachste von der Welt, wenn Sie sich an die allerdings etwas langsame Polizei wenden und der alles berichten. Die Leute sind unten im Garten und trampeln meine Blumenbeete kaputt. Die interessieren sich viel mehr als ich dafür, daß Sie Mr. Morlake im Verdacht haben. Als Ortsvorsteher werde ich gern den Haftbefehl gegen ihn unterschreiben oder, was in diesem Fall bedeutend wichtiger wäre, sein Haus durchsuchen lassen. Wenn er Ihr Geld gestohlen hat, wird man es ja auch bei ihm finden.«

»Nein, das möchte ich nicht«, entgegnete Hamon etwas kleinlaut. »Ich habe keine Beweise.«

»Aber Sie haben doch behauptet, daß die Polizei ihn dauernd beobachtet«, mischte sich Joan in die Unterhaltung. Sie erkannte jedoch sofort, daß ihre Bemerkung vielleicht dazu beitragen könnte, den Dieb zu fangen, und es lief ihr heiß und kalt den Rücken hinunter.

»Mein Freund, Inspektor Marborne, überwacht ihn seit Jahren. Nein, ich will diesen Fall nicht der Ortspolizei übergeben, die würde die ganze Sache verpfuschen. Außerdem ist ein Mann wie Morlake viel zu schlau, das gestohlene Geld in seinem Haus aufzubewahren. Ich gehe später hin und spreche selbst mit ihm.«

Er sah böse zu Joan hinüber, als sie lachte.

»Es tut mir leid«, entschuldigte sie sich, »aber das klingt mir doch sehr komisch, daß der Bestohlene selbst mit dem Dieb verhandelt. Wollen Sie das tatsächlich tun?«

»Auf alle Fälle war es grenzenlos töricht, so viel Geld in der Tasche herumzuschleppen«, mischte sich Lord Creith ein. »Dreitausend Pfund bringt man auf die Bank, mein Lieber! Wozu gibt es denn Safes und Stahlkammern?« Er schaute auf die Uhr. »In einer halben Stunde fahre ich in die Stadt. Leider kann ich Sie nicht einladen, mitzukommen, weil in meinem Auto nur zwei Personen Platz haben.«

»Ach, Sie fahren in die Stadt?« fragte Hamon enttäuscht. »Ich dachte, Sie würden den Rest der Woche noch hier verbringen.«

»Ich habe es Ihnen doch schon am Montag gesagt«, erwiderte der Lord, obgleich das nicht stimmte. »Bei Tattersall ist morgen eine große Auktion, bei der ich zugegen sein will, und Joan muß zu ihrem Zahnarzt ... Wenn es Ihnen beliebt,

können Sie ruhig hierbleiben, ich möchte Sie in Ihren Plänen durchaus nicht stören.«

»Wann kommen Sie zurück?«

»Wahrscheinlich in einem Monat.«

Ralph Hamon überlegte sich, daß es auch für ihn besser war, in die Stadt zu fahren. Er bemerkte, daß sein Wagen groß genug sei, alle mitzunehmen, aber man achtete nicht auf seinen Vorschlag.

»Die Sache hätten wir nun also glücklich hinter uns«, meinte Lord Creith mit einem Seufzer der Erleichterung, als sein Auto durch das Tor auf die Hauptstraße fuhr. »Hamon ist ja sonst eine ganz hervorragende Persönlichkeit, aber er fällt mir doch auf die Nerven.«

# 10

Polizeiinspektor Marborne kam aus dem Büro seines Vorgesetzten und piff leise vor sich hin. Selbst sein Freund und Helfer, Detektivsergeant Slone, der ihm auf die Straße folgte, ließ sich durch sein Verhalten täuschen.

»Alles in Ordnung?« fragte er neugierig, als sie nebeneinander am Themseufer entlanggingen.

»Nein, nichts war in Ordnung. Es wäre beinahe Schluß gewesen. Der Alte sagte, er habe Beweise genug in der Hand, daß ich mich von dem Spielklubbesitzer Bolson hätte bestechen lassen. Er gab mir auch die Nummern der Scheine an, die Big Bennet mir dafür zahlte, daß ich seinen Bruder vor seiner Verhaftung warnte. Ich stehe auf der Liste der Leute, die pensioniert werden sollen. Sie übrigens auch. Der Alte sprach davon, daß auch Sie an allem beteiligt wären.«

Sergeant Barny Slone fühlte sich durchaus nicht wohl bei dieser Mitteilung.

»Es gibt nur eine Hoffnung und nur eine Lösung für uns – wir müssen die Sache unter allen Umständen durchführen«, sagte Marborne. »Es ist mir ja fürchtbar unangenehm, wenn ich solchen Verbrechern wie Lieber und Colley zu Dank verpflichtet, ja von ihnen abhängig bin, aber ohne die geht es diesmal nicht. Bringen Sie also die beiden heute abend zu einem kleinen Essen in meine Wohnung.«

»Was haben Sie vor?«

»Ich will den Schwarzen festsetzen.«

»Ihn festsetzen – wie wollen Sie denn das machen?«

Aber Marborne gab keine weitere Erklärung.

»Ich weiß, wer er ist – oder vielmehr einer meiner Bekannten weiß es. Es wird die größte Sache, die wir je gemacht haben, Barny.«

Seit mehr als fünf Jahren war ›der Schwarze‹ die größte Sensation Londons. Er führte seinen Namen deshalb, weil er nur Kleider dieser Farbe trug. Kein Bankgewölbe und kein Stahlraum, kein Geldschrank war so sicher, daß ihn dieser kluge und geschickte Mann nicht hätte öffnen können. Seine Stärke bestand vor allem darin, daß er stets allein arbeitete. Er beschäftigte sich nur mit Bankdepots und hatte der Polizei bisher unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet.

Merkwürdigerweise wurde die Höhe der Summen, die der Schwarze erbeutete, niemals bekannt. Er plünderte nur Privatbanken, bei denen ›ehrenwerte Leute‹ ihre Depots hatten. Aber die dort verwahrten Dokumente konnten offenbar sehr unangenehm für ihren Ruf und ihre Stellung werden, wenn der Inhalt der Öffentlichkeit preisgegeben worden wäre. Manche versteckten auch ihr Vermögen dort und verloren dadurch die Zinsen, hatten aber die Gewißheit, ein größeres Vermögen zur Hand zu haben, wenn ihnen einmal der Boden in England zu heiß werden sollte. Natürlich sprachen diese Menschen wenig oder gar nicht über Verluste, häufig bestritten sie sogar, daß sie auch nur einen Schilling verloren hätten. Der Schwarze war allem Anschein nach ein großer Menschenkenner, denn alle seine Raubzüge waren wohl vorbereitet. Obwohl in den letzten fünf Jahren dreiundzwanzig Einbrüche zweifellos ihm zuzuschreiben waren, konnte man gegen ihn doch nicht die Anklage erheben, daß er eine bestimmte Summe gestohlen habe.

Um fünf Uhr nachmittags begab sich Mr. Marborne nach Grosvenor Place Nr. 307, wo Ralph Hamons Londoner Wohnung lag.

Hamon war dabei, Briefe zu schreiben, als der Diener den Beamten in das Arbeitszimmer führte. Er begrüßte den Besucher zuvorkommend. »Treten Sie doch bitte näher, Marborne, ich freue mich sehr, Sie zu sehen – haben Sie meinen Brief erhalten?«

»Ja, heute morgen.« Der Detektiv setzte sich. »Sie haben dreitausend Pfund verloren? Hoffentlich haben Sie sich die Nummern der Scheine notiert?«

»Selbstverständlich! Aber Sie wissen selbst, wie leicht es ist, gestohlenen Geld unterzubringen. Und wenn man es mit einem so gerissenen Burschen zu tun hat, braucht man sich keine Hoffnung zu machen, ihn durch diesen alten Trick zu fangen.«

»Sind Sie denn sicher, daß es tatsächlich der Schwarze war?«

»Ja, natürlich. Aber ich habe keine Beweise gegen ihn, nur einen Verdacht. Wir müssen auf unseren Plan zurückkommen, von dem ich Ihnen schon vor einem Monat erzählte.«

»Es ist aber eine verdammt schwierige Sache, eine Klage aufzubauen. Das wird eine ziemliche Summe kosten, Mr.

Hamon. Ich habe es mir nach allen Richtungen hin überlegt, und obwohl ich die geeigneten Leute an der Hand habe, sind die Ausgaben doch größer, als die Geschichte vielleicht wert ist.«

»Ich riskiere selbst eine große Summe«, erwiderte Hamon erregt. »Die Hauptsache ist, daß wir ihn fassen. Er hält sich augenblicklich in London auf, aber das wird Ihnen ja bekannt sein.«

»Ich habe ihn, soweit es möglich war, beobachten lassen. Sergeant Slone ist hinter ihm her. Aber es ist nicht so einfach, wie Sie es sich denken. Nach unseren Dienstvorschriften können wir einen Mann nicht von Beamten beobachten lassen, wenn nicht eine offizielle Anzeige gegen ihn erstattet ist. Slone kann sich daher nur in seiner freien Zeit mit ihm beschäftigen.«

»Ich zahle ja auch gut«, entgegnete Hamon etwas ungeduldig. »Haben Sie denn wenigstens einen Plan ausgearbeitet?«

»Ja. In Blackheath steht ein Haus«, begann der Inspektor, »das einem früheren Kolonialbeamten gehört. Er wohnt mit seiner Frau, seiner Tochter und drei Dienstboten dort, ist sehr reich und hat eine wunderbare Sammlung alter Juwelen. Ich habe nun einen Mann an der Hand, der in fünf Minuten in der Wohnung sein und alle Schränke aufbrechen kann. Es wird nicht so leicht sein, die Juwelen zu bekommen, weil sie in einem starken Safe eingeschlossen sind. Aber damit brauchen wir uns ja auch gar nicht abzugeben. Die schwierige Sache ist nur, wie wir den Schwarzen zu dem Haus oder möglichst in das Haus bringen. Alle Alibis, die er etwa vorbringen könnte, müssen wir von vornherein ausschalten. Es ist vollständig zwecklos, ihn wegen eines Einbruchs in Blackheath zu verhaften, wenn er nachher beweisen kann, daß er zur selben Zeit in seinem Klub saß.«

»Können Sie denn überhaupt veranlassen, daß er nach Blackheath kommt?« fragte Hamon interessiert.

»Darauf bin ich doch gerade aus – aber es wird viele Vorarbeiten kosten. Morlake wohnt in der Bond Street und hat dort einen Mohren Mahmet und einen gewissen Binger, einen pensionierten Sergeanten. Der wohnt aber nicht bei ihm, er hat eine eigene Wohnung in der Blackheath Road. Deshalb habe ich auch gerade Blackheath ausgewählt. Gewöhnlich geht Binger abends nach Hause, selbst wenn Morlake sich in seiner Stadtwohnung aufhält; Sergeant Slone hat sich mit ihm angefreundet; Binger weiß natürlich nicht, daß Slone Polizeibeamter ist. Er gab sich die größte Mühe, den Mann zum Reden zu bringen, konnte aber bis jetzt nichts herausbringen – er schweigt über seinen Herrn.«

»Aber wie kann der Mann Ihnen denn helfen?«

»Sie werden sehen, daß er außerordentlich wichtig für uns ist. Morlake hat ihn gern – als er vor einigen Jahren einmal krank lag, besuchte er ihn jeden Tag in der Blackheath Road und schickte ihm seinen eigenen, teuren Arzt. Manchmal geht Binger zeitiger nach Hause, und wenn er das nächstmal früher heimkommt, wollen wir unseren Plan ausführen. Können Sie mir nicht irgend etwas von Morlake verschaffen – ein Taschentuch oder ein Notizbuch?«

»Nein. Ich bin noch nie in seiner Wohnung gewesen.«

»Das ist schade. Aber ich will sehen, was sich tun läßt. Es wird allerdings ein Stück Geld kosten – Sie müssen sich auf große Ausgaben gefaßt machen.«

Mr. Hamon nahm seine Briefftasche heraus und reichte dem Inspektor eine Anzahl Banknoten. Marborne verbarg seine freudige Erregung; seine kühnsten Hoffnungen waren übertroffen.

Mit dem Geld in der Tasche und in einer Stimmung, die der Höhe der Summe entsprach, trat er wieder auf die Straße, wo Slone auf ihn wartete. »Nun, hat er Moneten gespuckt?« fragte der Sergeant.

Der Inspektor zog die Augenbrauen hoch.

»Lassen Sie diese Redensarten!« sagte er ernst. »Mein Freund hat mir wohl eine kleine Summe für die nötigen Ausgaben überlassen, aber glauben Sie deswegen nicht, daß er die Bank von England ist. Ich habe ungefähr hundert Pfund für Sie bekommen. Zu Hause gebe ich Ihnen das Geld. Haben Sie Colley in meine Wohnung bestellt?«

»Er wartet schon den ganzen Nachmittag auf Sie. Lieber ist bis jetzt noch nicht gekommen, aber Holländer sind ja immer etwas langsam.«

Colley war klein und hatte ein runzliges Gesicht, auf dem sein verbrecherischer Charakter so deutlich geschrieben stand, daß man ihn auch ohne Gerichtsverhandlung hätte verurteilen können. Er wartete auf dem Gehsteig gegenüber der Marborneschen Wohnung und folgte den beiden, als sie ins Haus traten. In dem gemütlichen Wohnzimmer nahm er sich eine Zigarre aus der Kiste, die ihm gereicht wurde.

»Der Sergeant sagte, daß Sie mich sehen wollen, Mr. Marborne«, begann er.



»Ja, ich brauche Sie, Colley. Hören Sie gut zu. Ich habe einen Freund, der sich mit einem Bekannten einen Scherz machen will. Die Sache selbst geht Sie ja nichts an.« Er erklärte ihm eingehend, was zu tun sei; aber Colley fürchtete einen Hinterhalt der Polizei und ließ sich nur schwer überzeugen.

»Ich soll also möglichst schnell in das Haus einbrechen und rasch wieder verschwinden – das meinen Sie doch?«

»Nicht zu rasch«, verbesserte ihn Marborne. »Sie müssen schon ein wenig Spektakel und Aufruhr in der Wohnung machen – man muß merken, daß ein Einbrecher im Hause war.«

»Wenn der Mann aber ein früherer Kolonialbeamter ist, hat er sicher einen Revolver, und wenn er mich sieht, bevor ich ihn sehe, dann gibt es eine etwas einseitige Schießerei.«

Es dauerte noch eine ganze Stunde, bis Marborne Colley klargemacht hatte, daß die Sache gefahrlos und die Belohnung reichlich sein werde. Schließlich wurde vereinbart, daß er sich in der nächsten Woche auf Abruf bereithalten solle.

Als die Unterredung beendet war, wandte sich Marborne zu dem schwierigsten Teil der Aufgabe. Er verhandelte zu diesem Zweck mit Mr. Lieber, der mit großer Verspätung eingetroffen war und ihn nun begleitete.

»Es ist möglich, daß ich Sie nicht brauche, aber Sie können hier in der Gegend warten, falls Sie doch nötig sind. Kennen Sie Morlake?«

Der etwas behäbige Mann schüttelte den Kopf.

»Ist er ein Verbrecher?«

»Ja. Ich brauche eine Bestätigung seiner Persönlichkeit – genau wie im Fall Crewe, in dem Sie für mich gearbeitet haben. Ein Taschentuch, ein Notizbuch, Papiere, Briefe, irgend etwas muß ich von ihm haben. Es ist aber möglich, daß es auch so geht. – Hier sind wir angekommen – warten Sie an der Ecke und folgen Sie mir, wenn ich herauskomme.«

Binger öffnete dem Besucher und sah ihn mißtrauisch von der Seite an, da im Auftreten des Beamten etwas Offizielles lag.

»Ich weiß nicht, ob Mr. Morlake zu Hause ist«, sagte er vorsichtig. »Wenn Sie ein wenig warten wollen, werde ich nachsehen.«

Er schlug die Tür vor Marbornes Nase zu und ging in den großen, mit orientalischem Luxus ausgestatteten Raum, wo James Morlake, in ein Buch vertieft, saß.

»Er sagt, daß sein Name Kelly ist. Möglich, daß es stimmt, möglich aber auch, daß es nicht stimmt.«

»Was will er denn von mir?« fragte Morlake und schloß das Buch.

»Er erzählte mir, daß er Sie vor einigen Jahren in Marokko getroffen und eben erst Ihre Adresse bekommen habe.«

»Lassen Sie ihn eintreten«, erwiderte James Morlake kurz.

Marborne kam in den großen Raum und sah sich bewundernd um.

»Nehmen Sie Platz, Mr. Kelly. Ich habe allerdings keine Stühle, weil ich für gewöhnlich keinen Besuch empfangen, aber vielleicht lassen Sie sich auf dem Diwan nieder.«

Der Inspektor setzte sich und lächelte geziert.

»Es ist allerdings schon lange her, daß ich Sie getroffen habe – Sie besinnen sich vielleicht kaum darauf, daß Sie mich vor ungefähr zehn Jahren im Hotel Cecil in Tanger zum Essen einluden?«

»Ich kann mich dunkel erinnern.« Morlake betrachtete ihn gleichgültig.

»Ich reiste damals für eine Porzellanfirma«, fuhr Marborne gesprächig fort. Er ließ seine Blicke umherschweifen, um irgendeinen kleinen Gegenstand aus Morlakes Besitz zu entdecken, den er bei einer späteren Gelegenheit als Beweisstück gebrauchen konnte. »Ich weiß nicht, ob Ihnen daran liegt, so zufällige Bekanntschaften aufrechtzuerhalten, aber ich erinnere mich jedenfalls sehr gern an unser Zusammentreffen.«

»Ich entsinne mich jetzt genau«, sagte Morlake, »obgleich Sie sich in der Zwischenzeit ein wenig verändert haben.«

Mr. Marborne schaute zu der prachtvoll verzierten Decke empor.

»Sie haben eine wunderbare Wohnung. Niemand würde denken, daß ein maurisch ausgestattetes Zimmer von solcher Schönheit in seiner nächsten Nähe liegt, wenn er die Bond Street entlanggeht.«

Plötzlich sah er, was er brauchte. Hinter dem Briefpapierständer lag ein kleines Lederkästchen mit Morlakes

Monogramm. Es war zu schmal für ein Notizbuch, und er vermutete, daß es zum Aufbewahren von Briefmarken diente. Erst später, als er näher an den Tisch kam, bemerkte er, daß es ein flacher Behälter für Streichhölzer war.

Er erhob sich vom Diwan, ging durch den Raum, bis er dem aufmerksamen Morlake am Schreibtisch gegenüberstand, und legte die Hände auf die Tischplatte.

»Ich hatte nicht die Absicht, Sie irgendwie zu stören, ich wollte Sie nur noch einmal aufsuchen, weil ich gerade in London war und gern die Bekanntschaft mit Ihnen erneuern möchte. Hoffentlich habe ich Sie nicht zu sehr belästigt.«

Er hatte seine Hand auf das Streichholzkästchen gelegt und umschloß es jetzt. Der kleine Gegenstand war so winzig, daß er ihn mühelos in der Hand verbergen konnte.

»Ich freue mich immer, wenn ich einen alten Bekannten aus Marokko treffe«, sagte Jim. »Wollen Sie nicht etwas trinken?«

»Danke, nein. Ich möchte Sie nicht länger aufhalten«, entgegnete der Inspektor und ließ das Kästchen in die Tasche gleiten. »Wenn Sie einmal nach Liverpool kommen sollten, suchen Sie mich doch bitte auf – John L. Kelly.« Er nahm die Hand wieder aus der Tasche. »Sie finden meine Adresse im Telefonbuch – Lime Street 149. Ich habe mich sehr über das Wiedersehen mit Ihnen gefreut.«

James reichte ihm die Hand.

»Aber nebenbei bemerkt«, sagte er plötzlich, als der Detektiv an der Tür stand, »seien Sie doch so liebenswürdig und lassen Sie mir meine Streichhölzer hier – es wäre möglich, daß ich sie brauchte.«

Der Beamte schaute sich entsetzt um.

»Ihre – Ihre Streichhölzer?« stammelte er.

»Ja. Sie stecken in Ihrer rechten Hosentasche, Inspektor«, erwiderte Jim und schaute kaum von dem Buch auf, das er wieder ergriffen hatte.

»Ich habe keine Streichhölzer«, entgegnete Marborne laut.

»Dann geben Sie mir wenigstens die leere Hülle zurück. Wenn Sie Schwierigkeiten machen wollen, gehe ich zur Polizei und erzähle dort einmal verschiedenes über Sie. In der Marylebone Road gibt es einen großen Hehlerladen, und soviel ich weiß, bekommen Sie von den Geschäften zehn Prozent. – Ich bin überzeugt, daß Ihr Chef keine Ahnung davon hat.«

Marborne zuckte zusammen und wurde bleich. Er wollte sprechen, aber dann nahm er plötzlich die Streichholzschachtel aus der Tasche und warf sie zu Boden.

»Ich danke Ihnen vielmals!« sagte Jim höflich.

Das Gesicht des Inspektors wurde dunkelrot. Die kühle Verachtung Morlakes reizte ihn zu höchster Wut: »Ich werde Sie noch fassen – Sie sollen mir nicht entkommen!«

Binger zeigte sich zwischen den Vorhängen in der Tür.

»Begleiten Sie diesen Herrn hinaus und passen Sie auf, daß er meinen Schirm nicht aus dem Ständer nimmt!« befahl Jim.

# 11

Als sich die Tür hinter dem wütenden Marborne geschlossen hatte, eilte Binger zu seinem Herrn zurück.

»Es war ein Detektiv«, flüsterte er heiser.

»Das weiß ich.« Jim unterdrückte ein Gähnen. »Er hat mir meine Streichhölzer gestohlen – ist das nicht der beste Beweis dafür?«

»Gehen Sie heute abend aus?« fragte Binger besorgt.

»Nein, ich bleibe hier, aber Sie können trotzdem gehen. Sagen Sie Mahmet, daß er mir Kaffee bringt, ich werde heute noch lange arbeiten.«

Als Binger sich entfernt hatte, legte Morlake sein Buch hin und ging langsam im Zimmer auf und ab. Gleich darauf kam der maurische Diener herein und brachte ein Tablett mit allen Gegenständen, die zur Zubereitung von Kaffee notwendig waren.

Jim beobachtete ihn und griff wieder zu seiner Lektüre, als Mahmet gegangen war.

Er überlegte, was Marbornes Besuch zu bedeuten habe. Der Mann hatte sich in seiner Naivität doch tatsächlich eingebildet, daß er ihn nicht kenne. Aber James Morlake kannte alle irgendwie bedeutenden Detektive vom Yard dem Gesicht nach sehr genau.

Warum also mochte Marborne gekommen sein? Ein halbes Dutzend Lösungen fiel Jim ein, aber keine befriedigte ihn vollkommen.

Um halb zwölf stand er auf. Er entschloß sich, doch noch auszugehen, und wechselte die Schuhe. Als er die Tür öffnete, sah er einen Brief auf dem Fußboden liegen, der offenbar durch die Türspalte geschoben worden war. Die Adresse war mit Bleistift geschrieben und lautet nur: »Mr. Morlake.« Darunter stand noch: »Eilt!«, und zwar mehrmals unterstrichen.

Schnell riß er den Umschlag auf und las die wenigen, rasch hingeworfenen Zeilen. Dann runzelte er die Stirn, faltete den Brief wieder zusammen, tat ihn in das Kuvert zurück und steckte es in die Tasche.

»Mahmet, hast du draußen jemand gehört?« fragte er, als der Diener auf sein Klingelzeichen erschien.

»Nein, Effendi, ich habe niemand gehört, seitdem der Sekretär gegangen ist. Ich war immer in der Halle hier.«

Morlake nahm den Brief aus der Tasche.

»Lag das schon hier, als Binger fortging?«

»Nein, Effendi.«

Der Brief mußte also gebracht worden sein, während er die Schuhe wechselte.

Wieder schob er die Warnung in die Tasche und trat auf die Treppe hinaus. Als er auf der Straße erschien, stand Inspektor Marborne auf der gegenüberliegenden Seite im Schatten eines Toreingangs und klopfte Lieber auf die Schulter.

»Das ist er«, flüsterte er ihm zu.

Der Taschendieb nickte, ging quer über die Straße und folgte dem großen, schlanken Mann, der langsam Piccadilly hinabschlenderte.

An der Ecke blieb Morlake stehen und schaute sich unentschlossen um, als ob er nicht wüßte, nach welcher Seite er sich wenden sollte. In diesem Augenblick rannte ihm ein kleiner, dicker Mann an, der es anscheinend sehr eilig hatte. Der Zusammenstoß war ziemlich heftig.

»Ruhe, Ruhe, mein Freund!« sagte James Morlake.

»Entschuldigen Sie bitte vielmals!« erwiderte Lieber und setzte seinen Weg mit größter Hast fort.

Morlake schaute etwas belustigt und spöttisch hinter ihm her.

Inspektor Marborne wartete an der Ecke der Air Street, und als Lieber in diese verlassene Straße einbog, ging er auf ihn zu und schloß sich ihm an.

»Nun?« fragte er schnell.

»Ich habe etwas.« Lieber steckte die Hand in die Tasche. »Es war zwar kein Taschentuch oder eine Schachtel, aber

ein Brief.«

Ungeduldig riß ihm der Inspektor das Schreiben aus der Hand. Er blieb unter einer Straßenlaterne stehen und untersuchte das Beutestück.

»Der Brief ist an ihn gerichtet. Jetzt haben wir ihn!«

Er zog den Inhalt aus dem Umschlag und las. Aber der triumphierende Ausdruck verschwand dabei allmählich wieder aus seinen Zügen.

Der Text des kurzen Schreibens lautete:

›Mein lieber Morlake,

Ralph Hamon hat einen Polizeibeamten namens Marborne angestiftet, Ihnen eine Falle zu stellen.

Jane Smith.«

»Zum Teufel, wer ist denn Jane Smith?« fragte der Inspektor.

# 12

Marborne schaute seinen Begleiter düster an.

»Na, Sie sind mir ein feiner Dieb«, brummte er. »Haben Sie denn nicht etwas anderes nehmen können?«

Lieber machte ein dummes Gesicht: »Genügt das nicht? Sie sagten mir doch ausdrücklich, ich solle einen Brief bringen –«

Marborne stopfte das Schreiben in die Tasche und ließ den verdutzten Mann stehen.

Die Entdeckung, daß diese Jane Smith von seiner Verbindung mit Hamon wußte, machte ihm großes Kopfzerbrechen. Sie bedrückte ihn um so mehr, als er sich jetzt schon zu weit in die Sache eingelassen hatte, um sich noch zurückzuziehen. Der Plan mußte nun unbedingt durchgeführt werden. Aber zuerst mußte er seine Vorsichtsmaßnahmen treffen. Er rief ein Taxi an und fuhr trotz der späten Stunde noch zum Grosvenor Place. Der Butler kannte ihn und ließ ihn ein, teilte ihm aber mit, daß Mr. Hamon nicht zu Hause sei.

»Wollen Sie vielleicht Miss Hamon sprechen?« fragte er dann.

»Miss Hamon? Ich wußte gar nicht, daß es überhaupt eine solche Dame gibt«, sagte der Inspektor erstaunt.

»O ja, Mr. Hamon hat eine Schwester, für gewöhnlich lebt sie allerdings in Paris.«

Der Butler ließ Marborne in der Diele zurück und ging ins Wohnzimmer.

Gleich darauf erschien er wieder und lud ihn durch eine Handbewegung ein, näher zu treten.

Lydia Hamon war schlank und schön. Reiche, rotblonde Locken umrahmten ihr zartes Gesicht. An den nackten Armen trug sie kostbare Reife, die im Licht der elektrischen Lampen aufsprühten. Langsam schaute sie zu dem Polizeibeamten auf, als er eintrat, machte aber keine Anstalten, ihn zu begrüßen.

Marborne, der sich an weiblicher Schönheit begeistern konnte, betrachtete sie fasziniert und war von ihrem Charme entzückt. Sie trug ein grünes Abendkleid und prachtvolle, goldene Schuhe. Die schmale, feine Hand hatte sie an die Augen gelegt, als ob Marbornes Erscheinung sie blendete.

»Sie wollten meinen Bruder besuchen?« fragte sie.

»Ja, ich muß ihn in einer geschäftlichen Angelegenheit sprechen.«

»Ich hoffe, daß er bald zurückkommt. Von seinen Geschäften weiß ich wenig und kann Ihnen daher leider nicht dienen. Aber nehmen Sie doch bitte Platz, Mr. Marlow.«

»Marborne«, verbesserte der Detektiv leise und setzte sich vorsichtig auf die Kante eines Stuhls. »Ich hatte bisher noch nicht das Vergnügen, Sie kennenzulernen, Miss Hamon.«

»Ich lebe meistens in Paris. London mit seinem Geschäftsgeist ist ohne Seele und fällt mir auf die Nerven.«

Inspektor Marborne, der nicht viel zu reden wußte, hätte beinahe gesagt, die Londoner Polizei arbeite so gut, daß sich niemand hier fürchten müsse, aber zu seinem Glück erschien Hamon und verhinderte diese Bloßstellung.

»Hallo, Marborne – stimmt etwas nicht? Haben Sie mit meiner Schwester Bekanntschaft geschlossen? Lydia, Mr. Marborne ist einer meiner Freunde, ein Beamter von Scotland Yard. Aber wir wollen nach oben gehen.« Hamon ging mit dem Detektiv aus dem Zimmer, bevor dieser sich von seiner Schwester verabschieden konnte.

Als sie allein waren, erzählte der Inspektor, was sich ereignet hatte.

»Zeigen Sie mir den Brief.«

Hamon las ihn beim Licht der Tischlampe. Seine Lippen zogen sich zusammen, und seine Stirn legte sich in Falten.

»Jane Smith? Wer zum Teufel kann das sein?« brummte er.

»Weiß denn jemand etwas von – unserer Angelegenheit?« fragte Marborne.

»Niemand – ich habe nur meiner Schwester davon erzählt.«

»Das hätten Sie nicht tun sollen.«

»Ich habe ihr doch nur gesagt, daß ich einen bestimmten Plan habe, um einmal mit Morlake abzurechnen«, entgegnete Hamon ungeduldig. »Aber ich kann Ihnen schwören, daß die Schrift auf dem Kuvert nicht von Lydia ist – sie kennt Morlake auch nicht. Und selbst wenn sie ihn kennen würde, schreibe sie niemals an ihn. Ist das alles, was Sie von ihm

bekommen konnten?«

»Mehr brauche ich nicht«, sagte Marborne leichthin. »Mein Plan ist jetzt so gut durchgearbeitet, daß es nicht einmal notwendig wäre, überhaupt etwas von Morlake zu besitzen.«

Marborne berichtete nichts von seinem Besuch bei Morlake, denn er fühlte, daß er seinen Mißerfolg nicht eingestehen sollte.

»Wann werden Sie ihn ausführen?«

»Das hängt ganz davon ab. Hoffentlich geht es noch diese Woche. Sie haben nichts zu befürchten, ich kann genug Beweise beibringen, um ihn zu überführen. Und wenn wir ihn erst einmal verhaftet haben, können wir seine Stadtwohnung und sein Haus in Sussex durchsuchen.«

Nachdem sich der Detektiv verabschiedet hatte, ging Hamon wieder zu seiner Schwester hinunter.

»Wer war das?« fragte Lydia. »Es verkehren merkwürdige Leute bei dir.«

»Warum bist du eigentlich hergekommen?«

»Weil ich Geld brauche. Ich habe eine wundervolle kleine Statuette gekauft – eine wirklich prachtvolle Arbeit von Demetri. Und dann habe ich ziemlich viel beim Spiel verloren. Ohne Geld kann man eben nicht leben, Ralph.«

Er schaute sie an, ohne etwas zu sagen.

»Außerdem habe ich Lady Darlew versprochen, ein Wochenende mit ihr zu verbringen ...«

»Lydia, hör einmal zu«, unterbrach Hamon seine Schwester. »Als ich anfing, Geld zu verdienen, hattest du eine Stellung in einer Bar im Westen und verdienstest gerade genug, um leben zu können. Bitte, vergiß das nicht. Meine Mittel sind nicht unerschöpflich, ich kann unter keinen Umständen dein Monatsgeld erhöhen. Am besten schlägst du dir alle Freundinnen aus dem Kopf, die so reich sind, daß sie ihre Kinder in Eton erziehen lassen können.«

Sie blitzte ihn wütend an.

»Es kann leicht sein, daß du dir deinen Unterhalt bald wieder selbst verdienen mußt«, fuhr er unbeirrt fort.

»Was soll das heißen?«

Sie spielte nun nicht länger die große Dame, sondern stemmte die Hände in die Hüften und schrie ihn rauh und böse an.

»Willst du vielleicht sagen, daß ich wieder eine Stellung in einer Bar annehmen soll, während du hier das Geld nach Zehntausenden verdienst? Ich habe dir früher geholfen, Ralph, vergiß das nicht! Besinnst du dich noch auf Jonny Cornford, und wie ich dich damals unterstützte?«

Er wurde bleich.

»Du brauchst hier nicht über Jonny Cornford oder sonst jemanden zu sprechen«, erwiderte er grob. »Es ist auch nicht notwendig, gleich in die Luft zu gehen, wenn ich einmal zu deinem eigenen Besten mit dir rede. Ich brauche deine Hilfe wieder, das weißt du doch. Marborne hat einen großen Plan ausgearbeitet, wie wir Morlake unschädlich machen können. Und wenn wir ihn nicht auf die eine Weise fangen können, müssen wir es eben auf eine andere versuchen... und das sollst du besorgen.«

»Ach so. Und was bekomme ich dafür? Wahrscheinlich dasselbe wie bei der Geschichte mit Cornford – nichts!«

»Ich habe wirklich nichts daran verdient, ich sagte es dir doch! Es war die größte Enttäuschung, die ich jemals erlebte. Ich habe nie einen Cent von Cornfords Geld gesehen.«

Ein kurzes, unheimliches Schweigen folgte.

»Was soll ich denn mit Mr. Morlake anfangen?« fragte sie schließlich. »Soll ich ihn irgendwohin locken – hat er denn so viel Geld?«

»Haufenweise. Aber sein Geld will ich gar nicht.«

»Du mußt sehr gut daran sein; wenn du dich nicht einmal um sein Geld kümmerst. Was soll ich also dabei tun?«

»Das hängt ganz davon ab, ob Marbornes Plan gelingt. Wir brauchen uns vorläufig noch nicht den Kopf darüber zu zerbrechen.«

»Wie sieht er denn eigentlich aus?«

Hamon verließ das Zimmer und kam gleich darauf mit einer Fotografie zurück, die er ihr reichte. Sie betrachtete das

Bild prüfend.

»Netter Kerl«, meinte Lydia. »Was ist er?«

»Ich würde viel darum geben, wenn ich es wüßte. Stelle keine langweiligen Fragen. Ich wollte nur wissen, ob er der Typ ist, der dir liegt – vorausgesetzt, daß du dabei genügend verdienst.«

Sie sah von dem Bild zu ihrem Bruder auf.

»Auf sein Aussehen kommt es dabei gar nicht an.«

# 13

Jim Morlake hatte die Abendmahlzeit beendet, die Mahmet ihm aufgetragen hatte, und las Zeitung. Binger war früher als gewöhnlich nach Hause gegangen und hatte außerdem Anweisung, nicht vor drei Tagen zurückzukommen. Morlake hatte die Absicht, diesen Abend noch nach Wold House zurückzukehren. In der Halle stand schon sein Koffer, und sein Wagen hielt vor der Tür. Er hätte zeitiger aufbrechen können, aber der Nebel war am Nachmittag so dicht gewesen, daß er lieber wartete, bis es aufklarte. Schließlich legte er die Zeitung fort, trat an das Fenster, zog die schweren Übergardinen beiseite und schaute hinaus.

»Ich fahre jetzt, Mahmet«, sagte er dann.

Im selben Augenblick schrillte das Telefon.

Er nahm den Hörer ab.

»Ist dort Mr. Morlake?« fragte eine fremde Stimme erregt. »Ich spreche von Blackheath aus... Binger ist von einem Autobus überfahren worden... man hat ihn nach Cranfield Gardens Nr. 12 gebracht. Können Sie sofort dorthin kommen?«

»Ist er schwer verletzt?« fragte Morlake schnell.

»Ich glaube nicht, daß er mit dem Leben davonkommt – ich bin Doktor Grainger.«

Jim sah sich auf der Karte rasch die genaue Lage von Cranfield Gardens an und fuhr ein paar Minuten später in größter Eile nach Blackheath. Der Nebel im Süden Londons war dichter, als Jim erwartet hatte, und man konnte nur langsam vorwärtskommen. Aber bei New Cross klarte es auf.

Lieber hatte Morlakes Wohnung beobachtet und ihn abfahren sehen. Er eilte zur nächsten Telefonzelle und rief Marborne an.

»Er ist fort«, sagte er. »Es war fünf Minuten nach zehn.«

»Ist er allein?«

»Ja, er fährt in seinem eigenen Wagen. Es sah so aus, als ob er große Eile hätte.«

Marborne hängte den Hörer ein und zahlte dann seine Zeche in dem kleinen Restaurant in Greenwich, in dem er schon seit einer Stunde auf die Nachricht gewartet hatte. Rasch trat er zu Slone und Colley auf die Straße hinaus.

»Wir dürfen keine Zeit verlieren. Brechen Sie jetzt so schnell als möglich in das Haus ein, Colley. Die Leute legen sich immer schon um neun Uhr schlafen.«

Das Auto, das sie für die ganze Nacht gemietet hatten, brachte sie nach Blackheath, und an der Ecke von Cranfield Gardens erhielt Colley die letzten Instruktionen.

»Sie müssen durch das Fenster in der Speisekammer eindringen und dann zum ersten Stock hinaufsteigen. Schlagen Sie eine der Vitrinen ein, in denen die Juwelen liegen. Sie riskieren nichts dabei, Colley. Sobald Sie Ihre Aufgabe erfüllt haben und die Familie wach ist, machen Sie, daß Sie fortkommen!«

Colley verschwand in der Dunkelheit.

»Die Sache ist etwas sehr plump, Inspektor«, wandte sich Slone an seinen Vorgesetzten. »Ich fürchte, Morlake geht nicht in eine solche Falle. Er fährt wahrscheinlich direkt zur Wohnung seines Dieners und findet ihn gesund zu Hause.«

»Und ich sage Ihnen, daß er geradenwegs hierherkommt. Ich hörte schon an seiner Stimme, daß er in großer Sorge um Binger ist.«

Die beiden gingen schnell Cranfield Gardens hinunter und traten in einen dunklen Torweg.

»Das Auto kommt eben den Hügel herauf«, sagte Marborne plötzlich. »Kommen Sie noch tiefer in den Schatten.«

»Die ganze Geschichte ist verpfuscht«, brummte Slone. »Das ist zu plump angelegt – das kann nicht gut ausgehen.«

»Halten Sie den Mund«, fuhr ihn Marborne an. »Da ist der Wagen schon.«

Jim Morlake hielt vor Nr. 12 und stieg aus. Es war das vierte Haus von der Straßenecke und hatte eine große, schöne Fassade, aber es war kein Licht zu sehen. Er war schon durch das Tor in der Umzäunung gegangen, als ihm plötzlich auffiel, daß die rote Laterne, die gewöhnlich die Wohnung eines Arztes ankündigt, nicht brannte. Er kehrte um und schaute auf den Torpfosten, um sich zu vergewissern. Es stimmte, dieses Haus war Nr. 12. Er zögerte nun nicht



länger, ging den kurzen Weg zur Haustür und stieg die Treppe hinauf. Da hörte er von innen einen Schuß und das Geräusch von Schritten in der Halle.

Plötzlich erkannte er instinktiv, in welcher Gefahr er schwebte, und eilte die Stufen wieder hinunter. Aber kaum hatte er zwei Schritte auf das Tor zu getan, als er einen Schlag erhielt, der ihm beinahe das Bewußtsein raubte. Noch ein Hieb sauste auf ihn nieder, dann wurde alles um ihn her dunkel.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf einer harten, hölzernen Pritsche; jemand war mit seinem Kopf beschäftigt. Er öffnete die Augen und sah im spärlichen Licht der Zelle einen Mann, der ihn verband.

»Bleiben Sie still liegen«, sagte der Doktor entschieden.

Es war wirklich eine Zelle. Wie war er nur hierhergekommen? Plötzlich erinnerte er sich an den Schlag, der ihn niedergestreckt hatte. Sein Kopf schmerzte fürchtbar, und er hatte ein unangenehmes Gefühl an den Händen. Als er sie betrachtete, bemerkte er, daß sie gefesselt waren.

»Warum hat man mich hierhergebracht?« fragte er.

»Der Polizeiinspektor wird Ihnen wohl alles Nötige mitteilen,« meinte der Arzt.

»Ach so«, erwiderte Jim düster. »Ich wünschte, er käme möglichst bald, um mir Aufklärung zu geben. Wie geht es denn Binger?«

Er lächelte schwach. »Die ganze Geschichte war wohl nur erfunden? Der Polizeiinspektor, von dem Sie sprechen, ist natürlich Marborne?«

»Fragen Sie ihn lieber selbst«, entgegnete der Arzt diplomatisch. »Er wird in ein paar Minuten hier sein.«

Er ging hinaus und schloß die Zellentür. Mühsam setzte sich James Morlake aufrecht und überdachte seine unglückliche Lage. Er befühlte seine Taschen. Man hatte ihm alle Gegenstände abgenommen, die er bei sich getragen hatte.

Nach einer Weile wurde die Zellentür geöffnet, und Marborne trat mit einem triumphierenden Lächeln ein.

»Nun, Morlake? Jetzt haben wir Sie doch gefaßt!«

»Ich hätte Ihnen doch damals die Streichhölzer lassen sollen«, sagte Jim kühl. »Wenn ich gewußt hätte, mit welcher Absicht Sie sie nahmen und daß Sie mir auflauern und mich berauben wollten, dann hätte ich Ihnen die Mühe sparen können!«

»Ich weiß gar nicht, was Sie da von Streichhölzern reden«, sagte Marborne brüsk. »Ich weiß nur, daß wir Sie mit Ihrer Beute gefängengenommen haben. Ich bin Inspektor Marborne«, fuhr er in amtlichem Ton fort, »und ich beschuldige Sie, daß Sie gestern abend in das Haus Cranfield Gardens Nr. 12 eingebrochen sind. Ebenso erhebe ich Klage gegen Sie, weil Sie im Besitz eines geladenen Revolvers und von Einbrecherwerkzeug waren. Weiter lege ich Ihnen zur Last, daß Sie am siebzehnten dieses Monats in der Burlington-Depositenbank eingebrochen sind und am zwölften August die Home-Counties-Bank beraubt haben.«

»Ich will Ihre Deklamationen nicht unterbrechen«, erwiderte Morlake. »Sie müßten mich noch warnen, daß alles, was ich sage, als Beweis gegen mich verwendet werden kann. Das ist Ihre Pflicht, das wissen Sie doch! Haben Sie vielleicht unseren Freund Hamon auch verhaftet?«

»Sie wissen sehr wohl, daß ich Mr. Hamon nicht verhaftet habe. Welche Anklage könnten Sie denn vorbringen?«

»Vorsätzlichen Mord! Und Sie würde ich beschuldigen, nach der Tat sein Helfer gewesen zu sein!«

Der Polizeibeamte verstand nicht sofort.

»Was heißt das?« fragte er rauh. »Vorsätzlicher Mord?«

»Wieviel Sie von der Sache wissen, muß ich erst noch erfahren«, sagte Jim Morlake ruhig. »Aber an dem Tag, an dem ich Hamon fange, geht es auch Ihnen schlecht!«

»Wenn Sie Hamon fangen – wollen Sie denn Polizeibeamter werden?« fragte Marborne ironisch.

»Das ist gar nicht nötig – so tief werde ich niemals sinken.«

Der Detektiv bückte sich, packte ihn und zog ihn hoch, so daß Jim auf die Füße zu stehen kam.

»Kommen Sie jetzt mit und sehen Sie sich ein paar von den Sachen an, die man gefunden hat, als Sie verhaftet wurden«, sagte er und führte ihn den Korridor entlang ins Amtszimmer.

Auf dem Tisch des Sergeanten lagen verschiedene Dinge. Eine schwarze Seidenmaske, eine Pistole, ein vollständiger Satz von Einbrecherinstrumenten, eine kleine Azetylenlampe, ein Gummibehälter mit sechs Fläschchen und drei Bündel Dietriche.

»Das soll mir gehören? Wo hatte ich denn all diese Dinge – in meiner Westentasche vielleicht?«

»Einiges fand sich in Ihrem Mantel, das andere war unter dem Sitz Ihres Wagens verborgen«, sagte der Detektiv. »Sie geben doch wohl zu, daß Ihnen das alles gehört?«

»Ich gebe gar nichts zu. Das einzige, was ich nicht sehen kann, ist eine goldene Uhr mit Kette, die mir wirklich gehört. Ich nehme an, daß Sie sie zu persönlichen Zwecken konfisziert haben. Ich trug auch ein wenig Geld bei mir – ungefähr fünfundsechzig Pfund – auch das ist verschwunden. Das haben Sie wohl ebenfalls für sich behalten?«

»Geld und Uhr verwahre ich«, erwiderte der Sergeant. »Sie machen Ihre Lage nicht besser, wenn Sie diesen Beamten beschuldigen.«

»Vielleicht stimmt das«, gab Jim nach kurzem Nachdenken zu. Dann zeigte er seine gefesselten Hände.

»War das unbedingt notwendig?«

»Ich glaube nicht.«

Der Sergeant nahm einen Schlüssel, schloß die Handschellen auf und nahm sie ihm ab. Dann wurde Morlake in seine Zelle zurückgebracht. –

Joan Carston saß beim Frühstück in Lowndes Square und las in der Morgenzeitung, als Hamon gemeldet wurde. Seufzend legte sie das Blatt hin und sah ihren Vater an.

»Dieser Mensch! Warum kommt er jetzt schon wieder?« fragte er aufgeregt. »Ich dachte, wir hätten nun einmal für einen Monat Ruhe vor ihm!«

»Es wird vorübergehen«, meinte Joan resigniert. »Wir müssen ihn empfangen.«

Ralph Hamon war lebhaft und liebenswürdig, sie hatte ihn noch nie so strahlend gesehen.

»Ich habe einige sehr interessante Neuigkeiten für Sie«, sagte er jovial, nahm sich ohne Aufforderung einen Stuhl und setzte sich an den Frühstückstisch. »Wir haben den Teufel!«

»Na, dann legen Sie ihn in Ketten und schicken Sie ihn zur Hölle!« brummte der Lord.

»Von welchem besonderen Teufel sprechen Sie denn, Mr. Hamon?« fragte Joan niedergeschlagen.

»Von Morlake. Man hat ihn letzte Nacht auf frischer Tat ertappt, als er in ein Haus in Blackheath einbrach.«

Sie sprang auf.

»Das ist doch nicht wahr!« rief sie erregt. »Mr. Morlake ... o nein, das ist nicht wahr!«

»Es ist einwandfrei erwiesen«, erklärte Hamon. »Er wurde verhaftet, als er in das Haus eines Mannes einbrach, der eine Juwelensammlung besitzt. Glücklicherweise folgten ihm zwei Polizeibeamte, die ihn schon seit einiger Zeit beobachteten, und nahmen ihn fest, als er eben fliehen wollte. Colonel Paterson störte ihn nämlich bei der Arbeit.«

Lord Creith nahm seine Brille ab und schaute ihn erstaunt an.

»Sie meinen James Morlake, unseren Nachbarn?« fragte er ungläubig.

Hamon nickte: »Ich meine ›den Schwarzen‹, den geschicktesten Einbrecher seit Jahren.«

Joan war in ihren Sessel zurückgesunken, das Zimmer schien sich um sie zu drehen. Hamon sprach die Wahrheit. Seine Heiterkeit war der beste Beweis dafür.

»Meine Schwester wird sich übrigens die Ehre geben, Sie zu besuchen, Lady Joan«, wandte er sich höflich an sie.

»So?« fragte sie abwesend. »Ach ja, Sie haben eine Schwester in Paris. Es tut mir leid, daß ich heute nachmittag nicht zu Hause bin.«

»Das dachte ich mir und sagte ihr deshalb, daß sie morgen kommen solle. Sie wird Ihnen gefallen, sie ist ein gutes Mädchen, obwohl ich sie ein wenig verzogen habe.«

»Wann wird Mr. Morlake verhört?« fragte sie, ohne weiter auf Lydia Hamon einzugehen.

»Heute früh beginnt die Voruntersuchung, dann kommt er wieder in Untersuchungshaft, und nächste Woche wird er vor Gericht gestellt. Sie interessieren sich wohl für ihn? Nun, das ist ja natürlich. Solche Menschen haben etwas Romantisches an sich.«

»Hat er Freunde? Ich meine, jemand, der sich für ihn verbürgt?«

»In seinem Falle gibt es keine Bürgschaft. Die Polizei wird sich hüten, ihn gegen Kautionsfreizulassen, zumal seine Verhaftung nur nach einem harten Kampf möglich war.«

»Wurde er verletzt?« fragte sie schnell.

»Er hat einen oder zwei Schläge abbekommen«, erwiderte Hamon mit einem sorglosen Achselzucken.

Ihre Augen ließen ihn nicht los.

»Sie wissen sehr viel darüber. Man hat Sie vermutlich angerufen und Ihnen alles erzählt?«

»Ich weiß nur, was in den Zeitungen steht«, erwiderte Hamon schnell.

»Es steht nichts in den Zeitungen – es passierte wohl zu spät in der Nacht, um noch in die Morgenpresse zu kommen.«

Sie erhob sich und ging ohne ein Wort aus dem Zimmer.

Joan war am Vormittag Miss Lydia Hamon mit größtem Erfolg aus dem Weg gegangen und hoffte, daß ihr unentschuldig beleidigendes Benehmen die junge Dame veranlassen werde, nicht wiederzukommen. Zu jeder anderen Zeit wäre sie sehr neugierig gewesen, die Schwester Ralphs zu sehen, aber heute hatte sie nur einen Gedanken, der sie in Anspruch nahm.

Zwei Stunden vor dem Abendessen legte sich Lord Creith nieder und hielt eine Siesta, wie er es nannte. Joan erledigte um diese Zeit ihre Korrespondenz, aber heute war sie nicht dazu aufgelegt. Noch weniger war sie in der Stimmung, Besuche zu empfangen, und als Stephens erschien, um ihr Miss Hamon zu melden, seufzte sie verzweifelt auf.

»Bitten Sie die Dame herauf«, sagte sie schließlich und nahm sich vor, höflich zu sein.

Sie war doch etwas erstaunt, als sie Lydia sah, die viele Vorzüge hatte und sich geschmackvoll zu kleiden verstand. Es war kaum zu glauben, daß dieses zarte, geschmeidige Mädchen mit dem häßlichen Mr. Hamon verwandt sein sollte.

»Es tut mir furchtbar leid, daß ich Sie gestört habe.« Lydia warf einen Blick auf den Schreibtisch, auf dem Joan in aller Eile Schreibpapier und Briefumschläge ausgelegt hatte, um die Unterredung möglichst bald abbrechen zu können. »Ich habe schon heute morgen versucht, Sie zu treffen. Ralph sagte, daß Sie mich am Vormittag erwarten würden, aber Sie waren leider schon ausgegangen.«

Joan murmelte ein paar Entschuldigungsworte und war gespannt, welche dringende Veranlassung Lydia noch einmal zu ihr geführt hatte.

»Ich bin nur ein paar Tage in London, und ich mußte Sie sprechen«, sagte Lydia, als ob sie Joans Gedanken erraten hätte. »Ich lebe sonst in Paris – kennen Sie Paris?«

»Nur oberflächlich. Ich liebe es nicht sehr.«

»Wirklich?« Lydia zog die Augenbrauen in die Höhe. »Ich kann die Leute, die Paris nicht gern haben, eigentlich kaum verstehen. Es ist doch herrlich dort für Menschen, die Geschmack haben.«

»Dann muß ich eben einen sehr schlechten Geschmack haben«, meinte Joan belustigt.

»Sie verstehen mich nicht richtig – das wollte ich damit nicht sagen«, entgegnete Lydia schnell, denn sie wollte unter allen Umständen einen günstigen Eindruck hinterlassen. »Ich meine Leute, die dort leben. Kennen Sie eigentlich den Herzog von Montvidier? Er ist eng mit uns befreundet.«

Sie rasselte noch ein Dutzend anderer Namen des französischen Hochadels herunter, ohne daß Joan jemand darunter fand, für den sie sich besonders interessiert hätte.

»Ralph hat mir erzählt, daß er Ihr Familiengut in Sussex gekauft hat.« Lydia spielte mit dem Griff ihres Schirmes und sah an Joan vorbei. »Es muß ein ganz wunderbares Haus sein.«

»O ja, es ist sehr schön dort.«

»Jammerschade, daß dieses alte Gut Ihnen nicht mehr gehören soll, das doch so viele Jahrhunderte im Besitz der Creith war. Ich sagte Ralph, wie sehr ich mich darüber wundere, daß er davon so herzlos Besitz ergriffen hat.«

»Er hat es noch nicht getan, und er kann es auch nicht tun, solange mein Vater lebt«, erklärte Joan, die jetzt Lydias Absichten durchschaute.

»O ja, ich weiß – ich dachte im Augenblick nicht an Ihren Vater, ich dachte ganz besonders an Sie. Ralph denkt sehr viel an Sie. Er leidet – er ist sehr gütig, nur wenige Menschen verstehen ihn. Im allgemeinen erscheint er den Leuten als ein Mensch, der sein Hauptinteresse darin sieht, Geld zusammenzuscharren. Aber in Wirklichkeit ist er feinfühlig und der treueste Freund.«

»Dann wird er ja eine Frau einmal sehr glücklich machen, wenn er heiratet«, sagte Joan, die den Stier bei den Hörnern packen wollte.

Auf diese Antwort war Lydia nicht gefaßt, und sie verlor plötzlich die Disposition, obwohl sie sich vorher genau überlegt hatte, was sie vorbringen wollte.

»Das denke ich auch«, erwiderte sie schließlich. »Aber ganz im Ernst – obgleich Sie denken können, daß es unverschämte von mir ist, das zu sagen –, Ralph ist ein begehrenswerter Preis, um den es sich zu kämpfen lohnt.«

»Da ich mich um diesen Preis in keiner Weise bewerbe, wüßte ich nicht, warum es unverschämt von Ihnen sein sollte«, entgegnete Joan kühl. »Ich könnte Ihren Bruder sowieso nicht heiraten – um ganz offen zu sein.«

»Warum denn nicht?« fragte Lydia begierig.

»Weil ich verlobt bin.«

»Verlobt!«

Lydia war empört über Ralph, der ihr eine so wichtige Sache nicht mitgeteilt hatte.

»Er weiß aber gar nichts davon –«

»Dann können Sie ihm ja eine interessante Neuigkeit erzählen!«

Lydia war aufgestanden, drehte verlegen an ihrem Schirm und wußte nicht, wie sie diese Unterredung beenden sollte.

»Ich wünsche Ihnen, daß Sie sehr glücklich werden. Aber ich glaube, es ist der größte Fehler für eine Dame Ihres Standes, wenn sie einen Mann ohne Geld heiratet. Ihr Verlobter hätte doch nicht gestattet, daß Ralph das Landgut Ihres Vaters kaufte, wenn er vermögend wäre.«

»Geldheiraten werden meistens sehr unglücklich. Wir hoffen, daß unsere Verlobung, die sich nur auf reine Liebe gründet und von der traurigen Geldfrage überhaupt nicht berührt wird, sehr glücklich ausgehen wird.«

»Vielleicht überlegen Sie sich die Sache noch«, meinte Lydia und reichte Joan ärgerlich die Hand. »Ralph ist ein Mann, der sich nicht leicht von seinen Vorsätzen abbringen läßt. Er ist ein guter Freund, aber auch ein böser Feind. Augenblicklich geht jemand ungeduldig im Gefängnis auf und ab, der erfahren hat, was es bedeutet, Ralph Hamon zum Feind zu haben.«

Sie sah, daß Joan errötete, aber sie deutete es falsch.

»Ich weiß nicht, warum sich die Leute im Gefängnis nicht damit die Zeit vertreiben sollen, in ihrer Zelle auf und ab zu gehen«, erwiderte Joan kühl. »Meiner Meinung nach ist Mr. Morlake übrigens sehr ruhig und gelassen.«

»Ach, Sie kennen Jim Morlake?«

»Ich muß ihn wohl kennen, denn ich bin mit ihm verlobt!«

# 16

Lord Creith kam aufgeräumt und vergnügt zum Abendessen herunter, nachdem er sein kleines Schläfchen gehalten hatte. Joan erzählte ihm bei Tisch von ihrer Unterhaltung mit Lydia.

»Um Himmels willen, wie kannst du so etwas sagen! Mit einem Einbrecher verlobt! Das war wirklich eine große Dummheit. Nun wird dieser Hamon kommen und mich mit der Sache belästigen. Und niemand weiß besser als du, Joan, daß ich nicht belästigt werden will.«

»Du kannst ihm aber doch sehr gut sagen, daß du nichts davon weißt. Du kannst ihm erklären, daß ich mein eigener Herr bin und mir von niemandem dreinreden lasse – das stimmt doch?«

»Vielleicht kommt er gar nicht«, meinte er hoffnungsvoll.

Aber er hatte sich kaum vom Tisch erhoben, als Ralph Hamon laut an die Tür klopfte.

»Ich bin nicht zu Hause, Joan«, sagte Lord Creith hastig.

Er verließ den Raum, und Joan ging ins Wohnzimmer, in dem Hamon wütend hin und her rannte. Er wandte sich schnell um, als sie die Tür öffnete.

»Was hat das zu bedeuten, was Lydia mir erzählt hat?« fragte er stürmisch.

Es war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Er sah sonst schon wenig vorteilhaft aus, aber nun schauderte sie bei seinem Anblick. Sein Unterkiefer war vorgeschoben, und seine Augen funkelten vor Zorn.

»Sie kennen Morlake – Sie sind also Jane Smith!« Er ging auf sie zu. Und als sie nur ruhig nickte, steigerte sich seine Erregung noch mehr. »Joan, ich habe Ihnen früher schon gesagt, und ich sage es Ihnen wieder, daß Sie die einzige Frau auf der Welt sind, die zu mir paßt. Ich will Sie haben, sonst niemanden! Ich würde eher Sie und ihn töten –«

Sie zuckte mit keiner Wimper, und je verächtlicher und geringschätziger ihre Haltung ihm gegenüber war, desto begehrenswerter erschien sie ihm. Er streckte die Hände nach ihr aus, aber sie stand unbeweglich vor ihm.

»Ich kenne ein Dutzend Männer, die Sie am Kragen packen und aus dem Haus werfen würden, wenn sie nur die Hälfte von dem wüßten, was Sie eben gesagt haben.«

Ihre Stimme klang fest und sicher.

»Wenn ich falsch unterrichtet bin –« erwiderte er heiser.

»Das sind Sie. Es war ein Scherz von mir, Ihrer Schwester zu erzählen, daß ich verlobt sei. Ich konnte sie und ihr albernes Benehmen nicht mehr ertragen.«

Sie hatte die Tür aufgelassen, als sie hereinkam, und sie wußte, daß der Butler in der Diele war.

»Stephens!« rief sie.

Der Mann kam herein.

»Bitte, begleiten Sie Mr. Hamon hinaus!«

Colonel Carter vom Morddezernat nahm die Zigarre aus dem Mund.

»Mein lieber Welling, Sie sind romantisch, und deshalb müßte Ihnen eigentlich alles schiefgehen. Aber statt dessen sind Sie einer der erfolgreichsten Detektive.«

Julius Welling, der Chef der achten Abteilung von Scotland Yard, seufzte. Er war ein älterer, weißhaariger Mann mit melancholischen Zügen.

»Ich muß zugeben«, fuhr Carter fort, »daß Ihre phantastischen Träumereien manchmal zu den seltsamsten Enthüllungen geführt haben.«

»Wozu wird denn meine augenblickliche Kombination führen?« fragte Welling mit einem müden Lächeln.

»Damit werden wir sicher eine große Katastrophe erleben«, meinte der Colonel ernst. »Wir haben den Schwarzen gefangen – daran kann kein Zweifel bestehen. Ich wünschte nur, es hätte ihn ein anderer als Marborne gefaßt, denn ich war schon dabei, ihm den Laufpaß zu geben. Aber das ist eben das Glück des Zufalls – ausgerechnet Marborne muß ihn bekommen. Wir haben alles Beweismaterial in Händen, das wir brauchen – abgesehen davon wurde Morlake auf frischer Tat ertappt. Einbrecherwerkzeug und eine Waffe wurden bei ihm gefunden. Außerdem haben wir in seiner Wohnung in der Bond Street gestohlenes Gut entdeckt – ein Paket Banknoten mit den Stempeln der Home-Counties-Bank –«

»Die könnte schließlich auch ich von der Home-Counties-Bank bekommen, wenn ich nur darum nachsuchte«, sagte Welling halb zu sich.

»Ein Geldkasten war in seinem Garten vergraben –«

»Warum sollte er denn einen Geldkasten in seinem Garten vergraben? Das tun doch nur Amateurverbrecher.«

»Nun gut, aber wie kam dann das Geld dorthin?« fragte Carter gereizt.

Mr. Welling rieb sich nachdenklich die Nase.

»Man kann es ja dorthin gebracht haben, um Beweise gegen ihn anzuhäufen. Morlakes Geschichte klingt doch sehr merkwürdig. Er sagt, daß sein Diener verunglückte, der in Blackheath wohnt. Er kommt zu dem Haus, wo er liegen soll, wird plötzlich überfallen und zu Boden geschlagen. Denken Sie doch, er wird, ohne daß er recht weiß, was geschieht, gefaßt und zu Boden geschlagen – und dabei soll er eine Pistole bei sich gehabt haben! Er will in ein Haus einbrechen und läßt seinen Wagen an der Ecke der Straße mit brennenden Lampen stehen! Und dicht dabei ist eine Nebenstraße, in der er ihn großartig hätte verstecken können. Man nimmt an, daß er von der Rückseite in das Haus eingebrochen sei. Dort liegt ein Garten, der von einer niedrigen Mauer begrenzt wird. Er hätte auf dem Rückweg leicht über die Mauer steigen können und wäre dann gleich im Freien gewesen. Aber nein, er geht durch die Haupttür auf die Straße. Er wehrt sich – wie hat er sich denn gewehrt? Man darf doch nicht vergessen, daß er eine geladene Pistole bei sich gehabt haben soll! Aber er wehrt sich, so daß Marborne seinen Polizeiknüppel gegen ihn gebrauchen muß. Was hat er denn nur die ganze Zeit mit der Pistole gemacht?«

Colonel Carter schüttelte den Kopf. »Aber die Geschichte von dem telefonischen Anruf ist doch eine Lüge –«

»Im Gegenteil, sie ist wahr. Die Telefonzentrale in New Cross hat das Gespräch abgehört. Gerade zu dieser Zeit wurden nämlich die Anschlüsse untersucht und revidiert, weil ein Teilnehmer gemeldet hatte, daß sein Apparat nicht in Ordnung sei. Die Techniker hörten zufällig gerade diesen Anruf.«

Colonel Carter sah ihn erstaunt an: »Ich merke, daß Sie sich eingehend mit dem Fall beschäftigt haben.«

»Ich habe Marborne beschattet. Der Mann, der Morlake anrief, war Marborne selbst. Und ich werde nicht eher ruhen, als bis dieser Inspektor den Abschied bekommen hat!«

»Und was ist mit Morlake?«

»Ob man ihn verurteilt oder nicht, es steht jedenfalls fest, daß James Lexington Morlake der Schwarze ist, der schlaueste und tüchtigste Bankräuber, der in den letzten zwanzig Jahren aufgetaucht ist. Dafür habe ich genügend Beweise. Vor zehn Jahren«, sagte er ernst und bedeutungsvoll, »fand die Haslemere-Polizei einen sterbenden Matrosen auf der Portsmouth Road –«

»Von wem reden Sie denn jetzt?« fragte Carter verblüfft.

»Von dem Schwarzen, und warum er zum Einbrecher wurde. Ein sterbender Matrose, den man niedergeschlagen

hatte und der in keiner Weise identifiziert werden konnte, ist daran schuld. Der Arme liegt auf einem kleinen Friedhof in Hindhead, und kein Name steht auf seinem Grabstein. Genügt das, um einen Mann zum Einbrecher zu machen?«

»Sie lieben das Geheimnisvolle«, erwiderte Carter unsicher.

»Ja, Geheimnisse sind meine besondere Liebhaberei.«



Der Gerichtssaal war am zweiten und letzten Tag des Prozesses dicht besetzt. Als sich der Richter niederließ, nickte er leicht, blickte flüchtig auf den Angeklagten und hörte die letzten Zeugenaussagen der Polizei.

Ein- oder zweimal lehnte er sich vornüber, um mit scharfklingender, dünner Stimme Fragen zu stellen.

Nachdem der letzte Zeuge den Stand verlassen hatte, erhob sich der Staatsanwalt.

Der Richter schaute Jim an: »Wollen Sie noch irgendeinen Zeugen benennen, Mr. Morlake?« fragte er.

Jim hatte keinen Anwalt genommen, er hatte die Kreuzverhöre der Zeugen selbst durchgeführt.

»Nein, Mylord. Ich hätte zwar den Telefonisten, der an dem Amt in New Cross arbeitete, laden können, aber die Polizei hat ja selbst zugegeben, daß ein Anruf an meine Wohnung kam und ich gebeten wurde, nach Cranfield Gardens zu kommen. Die Zeit dieses Anrufs ist festgelegt, ebenso die Zeit meiner Verhaftung. Daraus geht klar hervor, daß ich in der Zwischenzeit keine Möglichkeit hatte, in das Haus einzudringen. Die Anklage stützt sich auf die Aussage der Polizei, daß man Einbrecherwerkzeug und eine Pistole bei mir gefunden habe, aber es ist mir weder der Ankauf noch der Besitz dieser Gegenstände nachgewiesen worden. Die Polizei hat in ihren verschiedenen Aussagen dem Gerichtshof dartun wollen, daß ich ein alter, erfahrener Einbrecher sei und schon viele Bankdiebstähle begangen hätte.«

»Man hat nur gesagt, daß Sie unter einem solchen Verdacht stehen. Der Nachtwachmann in der Burlington-Depositenbank hat Ihre Stimme wiedererkannt – das ist alles, was über die Verbrechen gesagt wurde, die Sie eventuell früher begangen haben«, unterbrach ihn der Richter. »Ich nehme nicht an, daß Sie im Zeugenstand gegen sich selbst aussagen wollen.«

»Das ist nicht meine Absicht, Mylord.«

»Dann ist das, was Sie jetzt zu sagen haben, Ihre Verteidigungsrede?«

Jim stand hochaufgerichtet am Geländer, das die Anklagebank umgab. Er sah Gerichtshof und Geschworene scharf an.

»Meine Herren, wenn es wahr sein sollte, daß ich ein schlauer Bankeinbrecher bin, fällt Ihnen dann nicht auf, daß ich mich bei dem Versuch, aus einem Wohnhaus Juwelen von großem historischem, aber geringem Handelswert zu entwenden, recht täppisch und wenig fachmännisch benommen habe? Warum sollte ich das tun, wenn ich erst in der vorigen Woche aus der Burlington-Depositenbank eine große Summe raubte, wie hier behauptet wurde? Nehmen Sie doch einmal an, daß ich tatsächlich die Burlington-Bank beraubt habe!«

Große Bewegung ging durch den Saal, und Stimmen schwirrten durcheinander. Oben in der Galerie, wo das Publikum zuhörte, saß eine junge Dame, die den Prozeß während der beiden Tage aufmerksam verfolgt hatte. Kein Wort war ihr entgangen. Jetzt krampfte sich ihre Hand um ihr Taschentuch, und ihr Herz schlug wild.

»Sie brauchen und sollen auch keine Aussage machen, die Sie selbst belastet«, warnte der Richter.

»Nichts, was ich gesagt habe, wird oder kann mich irgendwie belasten«, erwiderte Jim ruhig. »Ich habe doch nur den Gerichtshof und die Geschworenen gebeten, einmal anzunehmen, daß ich ein erfahrener Einbrecher sei, um von diesem Gesichtspunkt aus den Einbruch in Cranfield Gardens zu beurteilen. Die Polizei hat immer betont, daß ich für all diese Bankeinbrüche verantwortlich sei. Soweit die Gesetzgebung dieses Landes ihnen erlaubt, haben diese Leute durch ihre Aussagen und Verdächtigungen mein ganzes Leben verdunkelt. Ich möchte die Atmosphäre wieder reinigen. Ich gebe zu, daß ich ›der Schwarze‹ bin, ohne irgendwie zu sagen, für welchen von den vielen Einbrüchen ich verantwortlich bin. War denn der Einbruch in Blackheath ein typischer Einbruch des Schwarzen? War da überhaupt irgend etwas zu holen? Lag eine Notwendigkeit oder ein Beweggrund vor, dort einzubrechen? Im Verlauf des Prozesses hat sich gezeigt, daß meine Angaben in bezug auf das Telefongespräch richtig waren. Ich wurde nur wenn ich es vorsichtig ausdrücke – durch einen Irrtum dieses tüchtigen Marborne festgenommen.«

Nachdem Jim geendet hatte, hielt der Staatsanwalt seine Rede, und nach ihm sprach noch der Richter.

»Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß der Angeklagte James Morlake ein Mann mit verbrecherischer Vergangenheit ist. Ich zweifle noch weniger daran, daß er der Einbrecher ist, der eine wenig beneidenswerte Berühmtheit unter dem Namen ›Der Schwarze‹ genießt. Aber am allerwenigsten zweifle ich an seiner Unschuld in der Anklage, die vor diesem Gerichtshof gegen ihn anhängig gemacht wurde. Die Aussagen der Polizei waren sehr wenig befriedigend. Ich

glaube nicht, daß Marborne und Slone, die hier als Hauptzeugen aufgetreten sind, die reine Wahrheit sagten. Sie haben allerhand Indizienbeweise vorgebracht, die mich nicht überzeugen können. Mit anderen Worten: Ich bin der Meinung, daß diese ganze Sache von ihnen gemeinsam zusammengetragen wurde, um den Gerichtshof zu täuschen und den Angeklagten zu überführen. Ich gebe daher den Geschworenen den Rat, auf »Nicht schuldig« zu entscheiden. Aber ich füge hinzu« – er wandte sich direkt an den Angeklagten –, »daß ich James Lexington Morlake vor einem Gerichtshof, dem ich präsidieren, zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilen würde, wenn er eines Einbruches überführt wird. Denn ich bin überzeugt, daß er eine dauernde Bedrohung der Gesellschaft und ein Mann ist, mit dem kein ehrlicher und gewissenhafter Mensch jemals verkehren würde.«

Einen Augenblick schien es Joan, als ob Jim unter diesen harten Worten zusammensackte. Aber im nächsten Augenblick stand er wieder aufrecht, als ob nichts geschehen wäre, und hörte den Spruch der Geschworenen: »Nicht schuldig!«

Dann verließ er die Anklagebank und ging als freier Mann aus dem Gerichtssaal. Die Leute sahen ihm neugierig nach. Nur ein älterer weißhaariger Herr trat auf ihn zu.

»Ich freue mich, daß Sie so gut davongekommen sind, Morlake.«

Jim lächelte schwach: »Ich danke Ihnen, Mr. Welling – ich weiß, daß Sie es ehrlich meinen. Es war eine gemeine Schurkerei.«

»Das ist auch meine Ansicht«, sagte Welling ernst.

Es kamen nur wenig Leute aus dem Saal, denn der nächste Fall war eine Mordsache. Die große Marmorhalle lag still und verlassen da, als Morlake auf die Treppe zuing.

»Entschuldigen Sie –«

Er wandte sich um, und sein Blick fiel auf ein einfach gekleidetes, hübsches junges Mädchen.

»Ich bin so froh, Mr. Morlake!«

Er nahm ihre Hand und lächelte.

»Sie waren an den beiden Tagen hier. Ich habe Sie in der Ecke der Galerie gesehen. Ja, ich bin auch froh, daß es vorüber ist. Der alte Richter schenkte mir zwar nichts – wie?«

Sie schauderte: »Es war entsetzlich!«

Er wußte nicht, wie er sich ihr gegenüber verhalten sollte, aber ihre Freundlichkeit und ihr Mitgefühl berührten ihn mehr, als er es für möglich gehalten hätte.

»Ich hoffe, daß Sie nicht allzu günstig von mir denken«, sagte er freundlich. »Ein Verbrecher mag ja sehr interessant sein, aber er eignet sich schlecht zu einem Helden!«

Sie lächelte ein wenig: »Ich verehere Sie nicht als Helden – das meinten Sie doch damit«, erwiderte sie ruhig. »Ich bin fürchtbar traurig – Ihretwegen! Ich glaube nicht, daß Sie irgendwie bereuen oder gestehen.«

Er schüttelte den Kopf. Als er sich umblickte, sah er, wie ihn ein Polizist neugierig beobachtete, und er hatte den dringenden Wunsch, die junge Dame nicht bloßzustellen.

»Ich denke, es ist besser, wenn wir gehen.«

»Würden Sie nicht irgendwo eine Tasse Tee mit mir trinken?« fragte sie ein wenig atemlos. »Hier in der Nähe ist ein kleines Restaurant.«

Er zögerte. »Ja gern«, entgegnete er dann.

»Sie wissen, daß Sie mir zu Dank verpflichtet sind?« sagte sie, als sie zusammen die Treppe hinuntergingen.

»Ihnen zu Dank verpflichtet?« fragte er erstaunt.

»Ich habe Ihnen einmal einen sehr wichtigen Brief geschickt. Ich bin Jane Smith.«

# 19

Halb belustigt und halb verwundert schaute er sie an.

»Jane Smith?« wiederholte er. »Sie haben mich vor Hamon gewarnt. Ist er ein Freund von Ihnen?«

»Ach nein.« Sie schüttelte heftig den Kopf. »Aber er kommt öfters in das Dorf, in dem ich wohne – in Creith.«

»Sie leben in Creith? Ich kann mich aber nicht darauf besinnen, Sie schon gesehen zu haben.«

»Ich glaube, Sie kennen dort überhaupt niemand. Sie sind wenig gesellig. Und Leute unseres Standes sehen Sie wahrscheinlich überhaupt nicht an.«

Sie ließen sich in einer kleinen Nische nieder, und Joan behandelte den Kellner so sachkundig und gewandt, daß Jim Morlake sie erstaunt betrachtete. Er überlegte sich, wer sie sein könne und wie es kam, daß ihm dieses schöne Mädchen in Creith noch nicht aufgefallen war.

»Halten Sie sich schon lange dort auf?«

»Ich bin sogar dort geboren.«

»Woher wußten Sie denn, daß Hamon diese falsche Anklage gegen mich plante?«

»Ich vermutete es nur. Eine Freundin von mir wohnt in Creith House. Sie hat viel von Mr. Hamon gehört.«

Der Kellner brachte den Tee, und sie schenkte Jim ein. Er beobachtete sie nachdenklich und fuhr fort: »Ich habe einerseits Hamon unterschätzt und andererseits die Begabung dieses gewissenlosen Marborne überschätzt. Es war ein plumper und wenig intelligenter Versuch, mich zu fangen.«

»Sie werden von jetzt ab das Gesetz nicht mehr übertreten?« fragte sie ruhig. »Soviel ich beurteilen kann, müssen Sie ein großes Vermögen zusammengebracht haben.«

Er antwortete ihr nicht gleich, denn er hatte plötzlich das Gefühl, daß er sie doch schon gesehen haben müsse.

»Ich kenne Sie – Sie waren die junge Dame, die damals bei dem Gewitter beinahe vom Blitz getroffen wurde!«

»Ja«, gestand sie und errötete leicht. »Aber Sie haben doch damals mein Gesicht nicht gesehen?«

»Ich kann mich auf Ihre Stimme besinnen. Sie ist so sanft und einschmeichelnd, daß man sie nicht vergessen kann.«

Das sollte kein Kompliment sein, aber ihre Wangen färbten sich doch dunkler.

»Sie sagten mir an dem Abend, daß Sie zu Besuch im Herrenhaus seien – wie ist es dann möglich, daß Sie im Dorf wohnen?«

Jane Smith riß sich zusammen und hatte sich auch gleich wieder in der Gewalt.

»Ich habe gelogen«, erwiderte sie kühl. »Durch Lügen kann man sich nämlich am leichtesten aus schwierigen Situationen befreien. Wenn Sie es durchaus wissen wollen, Mr. Morlake – ich war damals im Herrenhaus angestellt.«

»Sie sind aber doch kein Dienstmädchen?« fragte er ungläubig.

»Natürlich, ich bin ein Zimmermädchen, und zwar ein sehr gutes.«

»Daran zweifle ich keinen Augenblick«, entgegnete er schnell. »Also daher wußten Sie das alles. Ich bin Ihnen sehr dankbar, Miss Smith. Sind Sie noch im Herrenhaus beschäftigt?«

»Nein, ich habe meine Stellung verloren«, log sie weiter, »weil ich in jener Gewitternacht so spät nach Haus kam.« Das Thema wurde ihr aber doch allmählich zu gefährlich, und sie begann von etwas anderem zu sprechen. »Sie werden doch nun hoffentlich keine Einbrüche mehr verüben, nachdem Sie eben mit knapper Not einer Verurteilung entgangen sind?«

Er lachte laut.

»Ich sehe, daß Sie die Freuden eines Einbrechers nicht kennen und schätzen. Sonst würden Sie nicht so leichten Herzens von mir fordern, daß ich ein Leben aufgeben soll, das große Anziehungskraft auf mich ausübt. Der Richter war sicher sehr streng zu mir, aber ich kümmere mich nicht viel um Richter und das, was sie sagen.«

Sein scherzhafter Ton fand kein Echo bei ihr.

»Gibt es denn niemand, der Sie überreden könnte –«

»Es ist sehr freundlich von Ihnen, Miss Smith«, erwiderte er lebenswürdig. »Ich erkenne die gute Absicht, die hinter

Ihrer Bitte steht. Aber ich muß meinen eigenen Weg gehen, denn nur so kann ich Genugtuung und Zufriedenheit im Leben erreichen. Ich möchte Sie jetzt auch bitten, nach Hause zu gehen. Sie halten sich schon viel zu lange in der Gesellschaft eines Verbrechers auf. Wohnen Sie zur Zeit in London?«

»Ja, ich wohne – ich meine, ich bin hier bei Freunden«, sagte sie etwas verwirrt.

Er zahlte, und sie verließen zusammen das Restaurant.

Ralph Hamon betrieb mancherlei Geschäfte und war an vielen Projekten beteiligt. Das hohe Bürogebäude mit der schmalen Front, in dem seine Unternehmungen untergebracht waren, hieß das Marokko-Haus, denn die Interessen Mr. Hamons hatten hauptsächlich mit diesem Land zu tun.

Aufgeregt ging er durch die Räume. Er war nicht im Gericht gewesen; er hielt es für besser, sich dort nicht sehen zu lassen. Dagegen hatte er den Ausgang des Prozesses im Klub erwartet. Das ›Nicht schuldig‹ hatte seine Wut zur Weißglut gebracht.

Marborne hatte ihm allerdings schon vorher mitgeteilt, daß der Prozeß nicht nach Wunsch gehe und man mit Überraschungen rechnen müsse. Aber Hamons Meinung nach stand eine Verurteilung außer allem Zweifel, und er war seiner Sache so sicher, daß er an einen Freispruch Morlakes überhaupt nicht gedacht hatte. Und nun sah er sich plötzlich dieser schrecklichen Tatsache gegenüber. – Jim Morlake war frei, der alte Kampf begann von neuem. Solange Morlake auf freiem Fuß war, blieb Hamon bedroht.

Mr. Hamons Privatbüro ähnelte in gewisser Weise einem Boudoir. Dicke Teppiche bedeckten den Boden, bequeme, gepolsterte Möbel standen umher, und ein schwacher Duft von Weihrauch und Zedern schwebte in der Luft. Er schob den Stoß Briefe, den ihm ein Sekretär brachte, beiseite und schickte den Mann mit einem Fluch fort.

»Es sind drei Telegramme von Sadi angekommen«, sagte der Angestellte und blieb in der Tür stehen.

»Bringen Sie sie sofort her«, brummte Hamon. Er entzifferte sie mit Hilfe eines Notizbuches, das er aus der Tasche zog. Offensichtlich wurde seine Stimmung dadurch nicht besser, denn er saß zusammengekauert und hatte die Hände tief in die Hosentaschen vergraben. Schließlich griff er nach dem Telefonhörer und rief seine Wohnung am Grosvenor Place an.

»Sagen Sie Miss Lydia, daß ich sie sprechen möchte.« Nach einer geraumen Weile hörte er ihre Stimme. »Stelle den Apparat nach meinem Arbeitszimmer um«, bat er leise. »Ich muß eine private Sache mit dir besprechen. Morlake ist freigekommen.«

»Ach, wirklich?« fragte sie gleichgültig.

»Höre auf mit deinem ›Ach, wirklich!‹« fuhr er sie an. »Stelle das Telefon um.«

Er hörte ein Knacken, danach waren sie wieder verbunden.

»Was gibt es denn, Ralph? Ist es so schlimm, daß Morlake freigekommen ist?«

»Das ist das Schlimmste, was überhaupt passieren konnte. Jetzt mußt du dein Heil mit ihm versuchen, Lydia. Aus deiner Reise nach Karlsbad kann nichts werden. Wahrscheinlich muß ich nach Tanger gehen, und du mußt mich begleiten.«

Er hörte ihren betroffenen Ausruf und grinste.

»Du hast mir doch versprochen, daß ich nie mehr dorthin brauche«, beklagte sie sich. »Ralph, ist das wirklich nötig? Ich will ja gern alles tun, was du von mir verlangst, aber bringe mich nicht wieder in dieses schreckliche Haus.«

»Wir werden sehen – warte auf mich; in einer halben Stunde bin ich zu Hause.«

Er legte den Hörer auf, sah rasch die Korrespondenz durch und wollte gerade dem Sekretär klingeln, als der geschäftige und überarbeitete Mann schon in der Tür erschien.

»Ich kann niemand empfangen«, sagte Hamon schnell, als er eine Visitenkarte in seiner Hand sah.

»Aber er sagt –«

»Das ist mir ganz gleich, was er sagt – Sie hören doch, ich kann niemand empfangen. Wer ist es denn?«

Schnell nahm er die Karte und las. Captain Julius Welling von der Kriminalpolizei!

Ralph Hamon biß sich auf die Lippen. Er hatte von Welling gehört und wurde nervös.

»Lassen Sie ihn hereinkommen«, sagte er kurz.

Hamon war erstaunt, als er diesen Mann mit dem milden Gesicht vor sich sah, dem die weißen Haare ein freundliches, wohlwollendes Aussehen gaben. Der Beamte ging ein klein wenig vornübergeneigt und war sehr höflich.

»Bitte, nehmen Sie Platz, Captain Welling. Was wünschen Sie von mir?«

»Ich kam hier vorbei und dachte, daß ich einmal mit Ihnen sprechen könnte«, sagte Julius liebenswürdig. »Ich gehe oft hier vorbei – Sie liegen eigentlich sehr bequem für uns, Mr. Hamon – nur ein paar Schritte vom Kriminalgericht entfernt.«

Hamon schaute ihn unruhig an.

»Ich glaube, ich habe Sie in der Verhandlung gegen Morlake nicht gesehen.«

»Ich habe mich wenig für den Fall interessiert.«

»Ach so – ich nahm allerdings das Gegenteil an. Wie konnte ich auch nur auf einen solchen Gedanken kommen?«

Er sah mit traurigen Augen auf Hamon, der unter diesem Blick unsicher wurde.

»Es wäre ja auch möglich, daß ich mich in gewisser Weise dafür interessierte. Dieser Mensch ist mir schon seit Jahren auf die Nerven gefallen, und Sie wissen, daß ich in der Lage war, der Polizei einige wertvolle Informationen über ihn zu geben.

»Nicht der Polizei – Sie meinen wohl Inspektor Marborne, der allerdings auf den ersten Blick wie ein Polizeibeamter aussieht. Ein merkwürdiger Mann, dieser Mr. Morlake, nicht wahr?«

»Alle Verbrecher sind mehr oder weniger merkwürdig.«

»Da haben Sie recht – alle Verbrecher sind merkwürdig. Aber manche sind merkwürdiger als andere, und dann gibt es auch sehr merkwürdige Leute, die nicht zu den Verbrechern gehören. Haben Sie das auch schon beobachtet? Er hat einen maurischen Diener, Mahmet, und soviel ich weiß, spricht er sehr gut Arabisch. Aber sagen Sie einmal, Sie sprechen doch diese Sprache auch?«

»Ja.«

»Sehen Sie einmal an. Ist das nicht ein bemerkenswertes Zusammentreffen? Sie beide haben enge Beziehungen zu Marokko. Sie haben ja auch eine ganze Anzahl Gesellschaften gegründet, die mehr oder weniger mit dem Land zu tun haben. Da wurde zunächst die Marrakesch-Gesellschaft gegründet zur Ausbeutung der Ölquellen in der Wüste Hari. Die Wüste war da, aber kein Petroleum, wenn ich mich richtig besinne – und dann ging die Gesellschaft in Liquidation.«

»Es war wohl Petroleum da, aber die Quellen waren erschöpft.«

»Und Morlake – war der auch an marokkanischen Finanzgeschäften interessiert? Er lebte doch einige Zeit dort. Haben Sie ihn drüben getroffen?«

»Ich habe ihn niemals getroffen – einmal habe ich ihn allerdings gesehen. Aber Tanger ist doch der Ort, wo aller Unrat Europas zusammenkommt.«

»Da haben Sie recht. Erinnern Sie sich noch an das Rifdiamanten-Syndikat? Das haben Sie doch vor ungefähr zwölf Jahren gegründet?«

»Ja. Das ist leider auch in Liquidation gegangen.«

»Ich denke dabei weniger an die Gesellschaft als an die armen Aktionäre.«

»Darüber brauchen Sie sich keine Sorge zu machen, denn ich war der einzige Aktionär«, entgegnete Hamon schroff. »Wenn Sie aber hergekommen sind, Captain Welling, um sich nach meinen Gesellschaften zu erkundigen, dann wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie nicht immer um die Sache herumredeten, sondern mir ganz klar und offen sagten, was Sie wissen möchten.«

»Ich möchte gar nichts wissen.« Welling machte eine abwehrende Bewegung. »Ich bin nun schon so alt geworden, Mr. Hamon, daß ich gern ein bißchen klatsche. Ja, sehen Sie, so geht die Zeit hin; mir ist es, als ob ich die Prospekte des Rifdiamanten-Syndikats erst vor kurzem gelesen und von den prachtvollen Steinen gehört hätte, die in der Mine gefunden worden sein sollten, ungefähr fünfundvierzig Meilen südwestlich von Tanger. Sind eigentlich viele Leute darauf hereingefallen?«

Der Beamte sprach so gleichgültig und harmlos, daß Hamon die Beleidigung, die in diesen Worten lag, zuerst gar nicht merkte.

»Was wollen Sie damit sagen?« fuhr er dann auf. »Ich habe Ihnen doch eben erklärt, daß keine Aktie in andere Hände ging. Nicht ein Penny fremdes Kapital steckte in der Gesellschaft!«

Mr. Welling seufzte, nahm Schirm und Hut und erhob sich etwas steifbeinig.

»So, so«, sagte er freundlich, »dann bleibt die ganze Sache also ein unerklärliches Geheimnis. Warum ist denn James

Morlake so hinter Ihnen her, wenn keine Aktien ausgegeben wurden? Warum hat er denn seit zehn Jahren die Banken beraubt, bei denen Sie ein Depot haben, und warum wurde er dann zum Verbrecher?«

Er ging zur Tür, drehte sich aber noch einmal um.

»Haben Sie einmal einen Matrosen in der Portsmouth Road getroffen?« fragte er.

Hamon zuckte zusammen.

»Heutzutage begegnen Sie solchen Leuten nicht mehr auf der Landstraße, sie fahren in der Eisenbahn bequemer. Und es ist auch sicherer dort, denn im Zug werden sie nicht so leicht erschlagen wie auf der einsamen Portsmouth Road. Denken Sie einmal darüber nach!«

# 21

Wieviel mochte dieser Mann wissen? Hatte Morlake ihm erzählt –?

Hamon erinnerte sich an einen sonnigen Tag in Marokko, an dem zwei Männer auf Mauleseln durch die Wüste auf die Rifhügel zurrten. Er selbst war einer der beiden, der andere war ohne Namen. Als sie den sandigen Abhang emporklommen, kam plötzlich ein junger Mann im schärfsten Galopp auf sie zu, hielt an und beobachtete sie, nachdem sie vorüber waren. Das war Hamons erste Begegnung mit James Lexington Morlake gewesen.

Jetzt erinnerte er sich auch, daß er damals plötzlich den unbändigen Wunsch hatte, sich auf den Mann zu stürzen und ihn niederzuschießen. Der Beobachter bedeutete für ihn die größte Gefahr. Ralph Hamon faßte mit der Hand mechanisch zur Hüfttasche, wo seine Pistole steckte. Aber dann schüttelte er die Träume von sich ab und verließ das Büro.

Lydia wartete schon ungeduldig auf ihn.

»Ich habe eine Verabredung zum Abendessen mit Lady Clareborough. Ich habe nur noch fünf Minuten Zeit!« erklärte sie ärgerlich.

»So, fünf Minuten hast du nur für mich übrig? Na, ich glaube, das genügt auch. Es handelt sich um Morlake.«

»Morlake?« fragte sie, unangenehm berührt. »Haben wir mit ihm nicht Schluß gemacht?«

»Die Frage ist jetzt nur, ob er mit mir Schluß gemacht hat. Du mußt mit ihm bekannt werden, ganz gleich, wieviel Geld das kostet. Ich möchte zu irgendeiner Verständigung mit ihm kommen, Frieden mit ihm machen. Und ich glaube, daß du die Sache besser vermitteln kannst als ich. Du bist klug und hast Erfindungsgabe. Vielleicht ist er auch der Mann, der einer Frau gegenüber zugänglich ist – es gibt wohl nur wenige, auf die du keinen Eindruck machst.«

»Was meinst du mit – zugänglich? Soll er mich etwa heiraten oder sich in mich verlieben? Oder was soll es sonst heißen?«

»Es ist mir ganz egal, was er tut, wenn du ihn nur überreden kannst, seine Rachepläne gegen mich aufzugeben.«

»Sorgt denn nicht das Gesetz bereits dafür, daß du nichts mehr von ihm zu befürchten hast? Ich habe den Bericht über die Gerichtssitzung gelesen, und nach dem, was der Richter sagte, machst du dir doch wahrscheinlich unnötige Sorgen. Außerdem möchte ich die gesellschaftliche Stellung, die ich mir erobert habe, nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen, indem ich mit einem verurteilten Verbrecher verkehre – nach dem Prozeß ist er so gut wie verurteilt. Ich muß vor allen Dingen an meine Bekannten denken.«

»Na, dann geh zu deinem Dinner!« entgegnete er barsch. »Ich dachte, du hättest dir diese Dummheiten aus dem Kopf geschlagen.«

Sie wollte ihm leidenschaftlich widersprechen, aber als sie seinen Blick sah, schwieg sie.

Ralph Hamon war ein reicher, aber ein geiziger Mann. Er verwahrte nutzlose Dinge in der Hoffnung, sie eines Tages doch noch verwenden zu können. Nie verschwendete er ein Blatt Papier, auf das man noch eine Zeile schreiben konnte.

Jim Morlake hatte diese Schwäche sehr gut charakterisiert, als er Hamon die Parabel von dem Affen und der Kürbisflasche erzählte. Aber diese Eigenschaft war nicht nur eine Schwäche, sie konnte ihm sogar zum Verhängnis werden. Seine Vernunft sagte ihm, daß er ein gewisses Schriftstück, das er besaß, verbrennen sollte. Aber obwohl er schon ein dutzendmal fest dazu entschlossen war, brachte er es doch nicht fertig.

Die Bibliothek, in der er sich gewöhnlich aufhielt, wenn er arbeitete, lag im Obergeschoß seines Hauses am Grosvenor Place. Er las wenig, trotzdem waren drei Wände des Raumes mit Bücherschränken und Regalen, die die üblichen Werke enthielten, bedeckt.

Einen Band nahm er allerdings öfter zur Hand. In einem kleinen, besonderen Schrank mit Glastüren standen neben anderen Büchern Emersons Essays.

Hamon verriegelte die Tür, zog die Vorhänge dicht zu, öffnete den Schrank und holte das prachtvoll gebundene Exemplar heraus. Er brauchte beide Hände, um es herunterzuheben und zum Tisch zu tragen.

Der Einband war äußerst geschickt nachgemacht, und der Buchschnitt täuschend ähnlich.

Hamon wählte einen Schlüssel aus dem Bund, den er an einer langen Kette in der Tasche trug, steckte ihn in ein Loch zwischen Deckel und Seiten und schloß auf. Als er den Deckel hochhob, enthüllte sich das Buch als ein flacher, halb mit Dokumenten gefüllter Kasten, der aus solidem Stahl gefertigt war. Hier verwahrte Hamon seine wichtigsten Akten.



Er nahm ein Schriftstück heraus, legte es auf den Schreibtisch und schaute auf das engbeschriebene Blatt. Es war von Anfang bis zu Ende eine große Anklage gegen ihn. Gefängnis und Todesstrafe standen auf die Taten, die hier von ihm berichtet wurden. Mit zitternder Hand entzündete er ein Streichholz, zögerte, warf es in den Kamin und legte das Blatt wieder in den Kasten zurück.

Es klopfte an die Tür. Nachdem er den Deckel hastig zugeklappt hatte, stellte er das Buch wieder an seinen Platz zurück und drückte die Schranktür zu.

»Wer ist da?«

»Wollen Sie Mr. Marborne empfangen?« fragte der Diener mit leiser Stimme.

»Ja, lassen Sie ihn heraufkommen!«

Er zog den Riegel zurück und trat an die Treppe hinaus, um den übelgelaunten Detektiv zu begrüßen.

»Sie haben die ganze Sache verpfuscht!« sagte Hamon ärgerlich.

»Meine Karriere ist futsch – das kann ich Ihnen sagen, Hamon! Ich muß den Dienst quittieren! Ich wünschte, ich hätte mich nie mit diesem verdammten Morlake abgegeben!«

»Es hat gar keinen Zweck, jetzt Spektakel zu machen.«

»Welling hat mir mitgeteilt, daß ich entlassen bin, aber selbst wenn ich noch im Dienst bleiben könnte, würde ich es doch vorziehen, meinen Abschied zu nehmen. Ich wäre doch für alle Zeiten gebrandmarkt. Sie müssen eine Stelle für mich finden!«

»Sieh mal einer an! Ich soll Ihnen jetzt eine Stelle beschaffen? Ich dachte, Sie wären bescheidener!«

»Ich weiß nicht, wer jetzt bescheidener sein muß, ich oder Sie!« fuhr Marborne heftig auf.

»Wir wollen uns nicht zanken.« Hamon goß Whisky ein und füllte das Glas aus dem Siphon. »Ich glaube, daß ich eine Stelle für Sie finden kann. Ich brauche einen Mann in Tanger, der meine Interessen dort vertritt. Aber überlegen Sie mal, ich war es nicht, der Sie in diese böse Lage gebracht hat – das war James Morlake!«

»Dieser verdammte Kerl!« rief Marborne und trank sein Glas in einem Zug aus. Dann setzte er sich an den Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier aus der Brieftasche und entfaltete es.

»Ich habe meine Spesen für die Sache zusammengerechnet – hier ist die Aufstellung.«

Hamon stöhnte, als er die Endsumme las.

»Das ist aber doch ein starkes Stück – ich habe Sie nicht ermächtigt, so hohe Ausgaben zu machen!«

»Sie haben mir gesagt, ich könne so viel brauchen, wie ich wolle!«

»Das sind doch beinahe tausend Pfund!« rief Hamon entsetzt. »Ich bin ein geschlagener Mann.«

»Das ist mir gleich, was Sie sind; auf alle Fälle haben Sie zu zahlen! Auch Slone muß noch etwas bekommen!«

»Sie scheinen ganz zu vergessen, daß ich Ihnen schon reichlich Geld gegeben habe –« begann Hamon, als er plötzlich unterbrochen wurde.

Der Butler erschien in der Tür und flüsterte seinem Herrn etwas, zu.

»Er ist hier?« fragte Hamon aufgeregt.

»Ja, er wartet unten.«

Hamon wandte sich zu Marborne. Sein Ärger war verflogen.

»Er ist da!« sagte er.

»Er? Wer?« fragte Marborne verwundert. »Sie meinen doch nicht etwa Morlake?«

Hamon nickte.

»Sie bleiben besser hier oben, ich gehe hinunter und spreche mit ihm. Lassen Sie aber die Tür offen; wenn Lärm oder Streit entsteht, kommen Sie.«

Hamon begrüßte Jim Morlake in der Diele mit der größten Herzlichkeit.

»Treten Sie doch bitte näher, lieber Morlake!« Er öffnete die Tür des Wohnzimmers. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich freue, daß Sie freigesprochen worden sind.«

Jim antwortete nicht, bis er in den Raum getreten war und die Tür geschlossen hatte. »Ich habe die Absicht, meine

üble Karriere aufzugeben, Hamon«, sagte er kurz und bündig.

»Ich denke, daran tun Sie sehr gut. Wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann –«

»Ja, Sie können mir behilflich sein. Geben Sie mir ein Dokument, das von einem gewissen Mann unterschrieben ist – Sie wissen, wen ich meine. Vor etwa zwölf Jahren sah ich ihn mit Ihnen zusammen in Marokko.«

»Nehmen wir einmal an, ich hätte das Schriftstück«, erwiderte Hamon nach einer Pause, »glauben Sie, ich wäre so verrückt, es Ihnen zu geben, um meine Freiheit in Ihre Hände zu legen?«

»Ich würde Ihnen genug Zeit lassen, aus dem Land zu verschwinden, und ich würde mich auch verpflichten, die Anklage, die in dem Schriftstück gegen Sie erhoben wird, nicht zu unterstützen. Ohne meine Aussage würde eine Anklage gegen Sie zusammenbrechen.«

Hamon lachte rauh.

»Ich habe nicht die Absicht, England zu verlassen, besonders nicht am Vorabend meiner Hochzeit – ich heirate nämlich Lady Joan Carston.«

»Ist das nicht die Tochter von Lord Creith?«

Hamon nickte.

»Sie werden die Dame aber nicht heiraten, ohne daß sie verschiedenes über Sie erfährt.«

»Sie weiß alles von mir, was sie wissen muß.«

»Dann werde ich ihr noch ein wenig mehr erzählen. Immerhin haben Ihre Heiratspläne mit der Sache, die wir hier besprechen, nichts zu tun. Ich bin gekommen, um Ihnen eine Chance zu geben und mir zugleich eine Menge Unannehmlichkeiten zu ersparen. Ich brauche dieses Dokument.«

»Sie jagen hinter einem Phantom her«, entgegnete Hamon verächtlich. »Was dieses wertvolle Dokument betrifft, so existiert es überhaupt nicht – es hat sich jemand einen Scherz mit Ihnen erlaubt und sich über Ihre Leichtgläubigkeit lustig gemacht. Hören Sie, Morlake! Könnten wir unseren Streit denn nicht als Gentlemen beilegen?«

»Ich könnte das wohl von meiner Seite aus, denn ich bin ein echter Gentleman, aber Sie können Ihre Angelegenheiten höchstens als ein niederträchtiger Schwindler und Verbrecher regeln, der durch den finanziellen Ruin anderer Menschen zu Vermögen gekommen ist. Es ist die letzte Möglichkeit für Sie und vielleicht auch für mich. Geben Sie mir das Schriftstück, und wir sind miteinander fertig.«

»Eher will ich in die Hölle kommen«, rief Hamon wütend. »Selbst wenn ich es hätte – aber ich habe es nicht –«

Jim nickte nachdenklich und ging zur Tür.

»Ich sehe, die Hand des Affen, bleibt eben in der Kürbisflasche. Er ist zu gierig, um die Dattel fahrenzulassen.«

Hamon eilte zur Bibliothek hinauf, nachdem Morlake gegangen war.

»Unser Freund ist immer noch sehr aufsässig«, sagte er, aber er sprach in den leeren Raum. Rasch klingelte er nach dem Butler.

»Haben Sie gesehen, daß Mr. Marborne weggegangen ist?«

»Jawohl, er ging vor einigen Sekunden, gerade bevor Sie aus dem Wohnzimmer kamen. Er schien es sehr eilig zu haben.«

»Das ist aber seltsam«, meinte Hamon und entließ den Mann wieder.

Auf dem Schreibtisch entdeckte er eine Bleistiftnotiz.

»Wenn Sie meine Aufstellung nicht begleichen wollen, zahlen Sie vielleicht nachher eine größere Rechnung.«

Hamon rieb sich nervös das Kinn. Was bedeuteten diese sonderbaren Worte? Wahrscheinlich war Marborne aus Ärger wieder gegangen. Hamon zuckte die Schultern und setzte sich. Er hatte keine Zeit, sich um die Launen der Leute zu kümmern, die ihm als Werkzeug gedient hatten.

Als er sich umschaute, bemerkte er, daß die Glastür zum Bücherschrank offenstand, und er hätte doch schwören mögen, daß er sie geschlossen hatte. Mit einem Fluch sprang er auf.

Das Stahlbuch war an seiner Stelle, aber der Titel stand auf dem Kopf. Jemand mußte es in der Hand gehabt haben.

Schnell nahm er es herunter, und zu seinem größten Schrecken ließ sich der Deckel öffnen. Er hatte vergessen, es zuzuschließen.

Zitternd suchte er die Dokumente durch – aber das belastende Schriftstück fehlte!

Mit einem wütenden Ausruf lief er zur Tür und rief den Butler.

»In welcher Richtung hat sich Marborne entfernt?« fragte er hastig.

»Nach rechts.«

»Holen Sie mir schnell ein Auto!«

Hamon legte die Dokumente wieder in den Kasten, verschloß ihn und stellte ihn in den Schrank zurück. Dann fuhr er zu Marbornes Wohnung.

Als er dort ankam, sagte man ihm, daß der Detektiv nicht nach Hause gekommen sei. Er habe erst kurz vorher angeläutet und mitgeteilt, daß er nach dem Festland hinüber müsse.

Hamon überlegte schnell. Es blieb ihm nur eins übrig: sofort zur Polizei zu gehen. Marborne war noch Beamter und mußte sich früher oder später in Scotland Yard melden.

Dort hatte Hamon das Glück, Welling zu treffen. Der alte Herr schien über seinen Besuch in keiner Weise überrascht zu sein.

»Sie wollen Marborne sprechen? Handelt es sich um eine wichtige Angelegenheit?«

»Wird er denn überhaupt zurückkehren – ich meine ...«, fragte Hamon atemlos.

»Sicher kommt er. Morgen früh hat er eine sehr dringende Besprechung mit dem Chef.«

»Hat er keine Freunde – wo wohnt eigentlich Slone?«

Welling rückte die Brille zurecht und sah seinen Besucher scharf an.

»Ist etwas Unangenehmes passiert?«

»Ja – ich wollte sagen nein. Wenigstens nichts Wichtiges – es geht nur mich und Marborne an.«

»So?« Welling ging zu einem Tisch, öffnete ein großes Buch und schlug Slones Adresse auf, notierte sie auf ein Blatt und gab es Hamon.

»Ich bin Ihnen zu größtem Dank verpflichtet. Ich erwartete nicht, daß Sie sich soviel Umstände machen würden.«

»Wir tun, was in unseren Kräften steht«, entgegnete Welling leise.

Als Hamon gegangen war, nahm Welling den Telefonhörer ab und rief den Posten am Portal an.

»Ein gewisser Hamon kommt gleich durch. Geben Sie Sergeant Lavington den Auftrag, ihm zu folgen und ihn nicht aus dem Auge zu verlieren. Ich will wissen, wohin er geht und was mit ihm los ist.«

Vergnügt rieb er sich die Hände und schaute in die Ferne.

Ich glaube, es wird sehr viel los sein, sagte er zu sich selbst.

Jim Morlake war noch nie so langsam und nachdenklich nach Wold House gefahren wie an diesem Nachmittag. Er konnte sich wohl vorstellen, daß die Gesellschaft in Sussex ziemlich entrüstet war. Die Vikare und die Kirchenräte, die Herren und Damen des Landadels, die Lords und die Nachbarn, die ihm Einladungen hatten zukommen lassen, ja die Dorfbewohner selbst, die ihr Eigentum bedroht sahen, würden seine Verhaftung und die Worte des Richters als eine Katastrophe für ihn ansehen.

Er lächelte, als er an die Wirkung dachte, die der Prozeß auf diese Leute gehabt haben mußte. Sein Personal wurde sehr gut bezahlt und behandelt. Er hatte den Vorstand der kleinen Bankfiliale in Creith angewiesen, die Gehälter weiterzuzahlen und ebenso das nötige Geld, um den Haushalt aufrechtzuerhalten. Wie die Leute jetzt über ihn dachten, wußte er nicht, da er seit seiner Verhaftung nicht mehr mit Wold House in Verbindung gestanden hatte.

Und was er befürchtet hatte, trat ein: Bei seiner Ankunft kündigte das gesamte Personal und bat um sofortige Entlassung. Er kam dem Wunsch ohne Zögern nach, und als alle gegangen waren, schloß er die Tore und kehrte in sein leeres Haus zurück.

Binger konnte er nicht gut hierherufen, weil der Mann die Londoner Wohnung in Ordnung halten mußte. Und Mahmet hatte wenig oder gar keine Ahnung von europäischer Küche, obwohl er vorzüglichen Kaffee zu bereiten verstand.

Jim wanderte durch das verlassene Haus. Alles war tadellos sauber, und sicher würde es auch für einige Tage so bleiben.

Es gab eigentlich keine andere Lösung, als nach London überzusiedeln, aber es reizte ihn, nun gerade hierzubleiben. Auf keinen Fall wollte er sich aus der Fassung bringen lassen.

Seine Lage gestaltete sich noch schwieriger, als sich die Kaufleute im Ort weigerten, ihm Waren zu liefern.

Am nächsten Mittag hatte er Keks, Tee und Schinken; abends gab es Keks und Tee ohne Schinken, und am Morgen darauf dieselbe Kombination, da er trotz allen Suchens keine anderen Vorräte finden konnte. Der Speisezettel war etwas eintönig, aber Jim fühlte sich ganz wohl dabei. In Hemdsärmeln kehrte er sein Zimmer und die Halle, machte selbst das Bett, reinigte auch die breiten Stufen vor der Haustür und benahm sich dabei so anstellig wie ein Dienstmädchen.

Am dritten Tag, als Tee und Keks doch schon etwas langweilig zu werden begannen, entdeckte er unverhofft ein Körbchen mit Eiern. Er machte sich allerdings nicht die Mühe, den Küchenherd anzufeuern, sondern setzte in seinem schon etwas unordentlich aussehenden Arbeitszimmer einen kleinen Spirituskocher in Brand. Er hatte Tee aufgebriht, den Tisch mit der Morgenzeitung gedeckt und machte sich nun daran, Setzeier zu backen. Leider wußte er nur, daß dazu eine bestimmte Hitze, eine gewisse Menge Eier und eine Pfanne notwendig waren. Bald war denn auch der Raum mit Rauch gefüllt, und es roch nach angebrannten Eiern.

Plötzlich kam ein unerwarteter Besuch. Die Dame war durch die offene Vordertür eingetreten und stand nun im Gang, erstaunt über den Anblick, der sich ihr bot.

»Was machen Sie denn da?« fragte sie verwundert, trat schnell näher und nahm ihm die rauchende Pfanne aus der Hand. »Sie müssen doch erst Butter oder Fett hineintun!«

Er war sprachlos. Die letzte, die er hier in Wold House in diesem kritischen Augenblick erwartet hatte, war Jane Smith. Sie war es aber wirklich, hübscher als je in dem einfachen, blauen Kostüm und dem kleinen Hut.

»Wo kommen Sie denn her?«

»Aus dem Dorf. Es riecht aber fürchterlich hier – machen Sie doch das Fenster auf!«

»Warum – mögen Sie Eier nicht?«

»Verbrannte Eier?«

»Ich vermute, daß Sie wissen –«

»Ja, ich weiß.« Sie löschte den Spirituskocher und setzte die Pfanne beiseite. »Ich bin hergekommen, um mich einmal nach Ihnen umzusehen, Sie amerikanischer Waisenknabe!«

Gehorsam trug er Spirituskocher, Tassen und Schüsseln in die Küche und schaute ihr dann bewundernd zu, wie sie im großen Küchenherd Feuer machte.

»Lassen Sie doch mich das besorgen!« bat er.

»Das hätten Sie schon vor Stunden selbst machen können«, erwiderte sie vorwurfsvoll. »Aber es wäre Ihnen ja doch nicht gelungen. Sie hätten höchstens eine noch viel größere Rauchwolke zustande gebracht –«

»Feuer anzünden ist allerdings eine Kunst – ich habe das bisher noch nicht gewußt.«

»Sehen Sie einmal in der Speisekammer nach, ob Sie nicht etwas Bratfett finden!«

Er gehorchte und kam mit dem Gewünschten wieder.

Sie hatte sich vor dem knisternden Feuer auf die Knie niedergelassen und sah ihn neugierig an.

»Warum sind Sie eigentlich nicht nach London zurückgegangen? Sie haben doch eine schöne Stadtwohnung?«

»Ich bleibe lieber hier.«

»Wie hochmütig – ich bleibe lieber hier!« Sie ahmte seine Stimme nach. »Sie werden hier noch verhungern, mein lieber Freund, und sich zu Tode frieren. Sie müssen doch nun schon wissen, daß die Leute in Creith es nicht zulassen, daß ihre reinen Seelen durch die Berührung mit einem Menschen mit Ihrer Vergangenheit befleckt werden. Holen Sie sich doch Dienstmoten aus London, die sind weniger kleinlich in ihren Ansichten!«

Sie machte sich mit den Eiern zu schaffen.

»Wissen Sie denn auch, warum dieser Widerstand gegen Sie im Dorf erwacht ist?« fragte sie nach einer Weile. »Sie müssen nicht denken, daß die Leute das nur getan haben, weil sie sittenstreng sind. Vor einer Woche kam Mr. Hamon hierher und hetzte alle gegen Sie auf. Ich nehme an, daß er auch Ihr Personal aufsässig gemacht hat. Ich weiß es von meinem Mädchen, das hier im Dorf wohnt –«

»Von wem wissen Sie es?« fragte er schnell.

»Von meinem Mädchen – ich wollte sagen, von meiner Tante«, erwiderte sie, ohne mit der Wimper zu zucken. »Also, meine Tante, die hier im Dorf lebt und allen Klatsch hört, hat es mir gesagt.«

»Dann waren Sie also hier?«

»Nein, ich war zu der Zeit in London – sie erzählte es mir, als ich herkam. So, nun sind die Eier fertig.«

»Aber ich kann doch unmöglich drei essen«, protestierte er.

»Das sollen Sie auch gar nicht. Eins ist für mich.«

Sie ging in die Diele und nahm dort aus einer Tasche Brot und Butter.

»Wir werden in der Küche essen, dort fühle ich mich mehr zu Hause. Und nach dem Frühstück sehe ich mich einmal um, was hier alles getan werden muß. Ich kann täglich nur ein paar Stunden kommen.«

»Wollen Sie morgen wiederkommen?« fragte er freudig.

Sie nickte, und er seufzte erleichtert auf.

»Es war so merkwürdig, daß ich Sie nicht kommen sah. Ich schaute doch gerade durch das Fenster auf die Einfahrt.«

»Ich bin auch nicht auf dem großen Paradoweg, sondern auf einem Geheimpfad gekommen. Natürlich habe ich so viel Rücksicht auf meinen Ruf zu nehmen, daß ich heimlich kommen muß.«

Er lachte.

»Wenn Sie damit sagen wollen, daß Sie sich auch nur einen Deut um das kümmern, was die Leute im Dorf von Ihnen denken, dann glaube ich davon kein einziges Wort. Und dann – Sie mögen ja aus dem Dorf stammen, sonst könnten Sie nicht soviel von den Leuten hier wissen, aber daß Sie zu den Dienstmoten gehören, glaube ich Ihnen niemals.«

»Holen Sie mir den Teppichklopfer! Ich will Ihnen einmal zeigen, wie man damit umgeht – und daß ich wirklich zu arbeiten verstehe.«

Ihm verging die Zeit wie im Fluge, und als sie sich schließlich verabschiedete, glaubte er, daß kaum zehn Minuten seit ihrer Ankunft vergangen seien.

»Sie wollen schon gehen?« fragte er enttäuscht.

»Allerdings – und Sie werden so gut sein und hierbleiben und nicht versuchen, mir zu folgen. Ich vertraue auf Ihre Diskretion, daß Sie im Dorf nicht bei Bekannten fragen, wer ich bin und wer meine Verwandten sind. Ich möchte den Namen Smith reinhalten. Übrigens habe ich mein möglichstes getan, um die Kaufleute zu beruhigen, und ich denke, morgen werden sie Ihnen wieder alles schicken, was Sie brauchen.«

»Auf Wiedersehen, Jane, und herzlichen Dank!« sagte er begeistert.

Als Jim am nächsten Morgen herunterkam und die Tür öffnete, saß der Ladenjunge des Kolonialwarenhändlers auf den Stufen und wartete, um Aufträge entgegenzunehmen.

Auch Jane Smith kam wieder, aber es fiel ihm eine Veränderung auf.

»Sie haben geweint?« fragte er mitfühlend.

»Nein, ich habe nur wenig geschlafen – das ist alles.«

»Aber Sie haben doch geweint.«

»Wenn Sie das noch einmal sagen, gehe ich sofort wieder weg. Sie langweilen mich mit Ihren Wiederholungen.«

Er schwieg. War sie durch ihren Besuch bei ihm in Schwierigkeiten geraten? Er glaubte auf keinen Fall, daß sie ein Dienstmädchen war. Vielleicht war sie eine arme Verwandte einer der reichen Familien in der Nachbarschaft.

Als sie beim Mittagessen saßen, wollte die Unterhaltung kaum in Gang kommen.

»Wo wohnen Sie eigentlich?« fragte er sie plötzlich ganz offen.

»Ach, irgendwo hier in der Gegend.«

»Haben Sie mir überhaupt schon einmal die Wahrheit gesagt?«

»Ich war der ehrlichste Mensch von der Welt, bis ich –« sie brach plötzlich ab.

»Bis Sie –«

»Bis ich eben zu lügen anfang – das ist doch sehr einfach.«

»Ich wollte Ihnen noch sagen, daß heute morgen zwei Dienstmädchen zurückgekommen sind. Sie wollen ihre Stellung wieder antreten.«

»Nehmen Sie sie nicht«, entgegnete sie hastig. »Wenn Sie es tun, werde ich gehen.«

Aber dann kam ihr doch ihr Egoismus zum Bewußtsein.

»Ach, nehmen Sie sie ruhig«, fuhr sie schnell fort. »Es ist das beste, wenn Sie Ihr gewohntes Personal so bald wie möglich wiederhaben. Nur sagen Sie mir bitte genau, wann die Leute zurückkommen.«

Nach dem Essen half er ihr beim Geschirrspülen, dann ging er in sein Arbeitszimmer, um einige Briefe zu schreiben, während sie das Abendessen für ihn vorbereiten wollte. Die Küchentreppe mündete in einen kleinen Flur, und er war sehr erstaunt, dort eine junge Dame zu finden. Er hatte die Haustür weit offenstehen lassen und entweder nicht gehört, daß sie geklingelt hatte, oder sie hatte nicht geläutet. Sie war sehr schön, das sah er auf den ersten Blick. Auch war sie schick gekleidet. Vielleicht war sie eine Abgesandte der Damen von Sussex, die ihn aufforderten, die Gegend so bald wie möglich zu verlassen.

Aber sie lächelte ihn an und trat näher.

»Sie sind Mr. Morlake?« fragte sie und reichte ihm die Hand. »Ich habe Sie gleich nach der Fotografie erkannt. Sie kennen mich nicht?«

»Ich fürchte, daß ich bisher nicht die Ehre hatte ...« Jim führte sie ins Wohnzimmer.

»Ich wollte Sie einmal besuchen, Mr. Morlake. Dieser gräßliche Streit zwischen Ihnen und meinem Bruder muß endlich aufhören.«

»Ihrem Bruder?« fragte er verwundert.

Sie lachte schelmisch.

»Nun sagen Sie mir nur nicht, daß Sie nichts gegen den armen Ralph im Schilde führen!«

»Ach, Sie sind Miss Hamon?«

»Ja, erraten. Ich bin direkt von Paris gekommen, nur um Sie aufzusuchen. Ralph ist sehr bekümmert wegen dieses

unseligen Streites, den Sie mit ihm haben.«

»Ja, vermutlich«, erwiderte Jim gewandt. »Und Sie sind den weiten Weg von Paris gekommen, um unsere Zwistigkeiten beizulegen? Aber natürlich, Sie sind Lydia Hamon. Wie man doch vergeßlich sein kann! Ich habe Sie gesehen, bevor Ihr Bruder sein großes Vermögen erwarb.«

Lydia wollte unter keinen Umständen an diese Zeit erinnert werden und versuchte, die Unterhaltung von dem gefährlichen Thema abzulenken.

»Mr. Morlake, ist es denn nicht möglich, daß Sie sich mit Ralph vertragen und mit ihm zusammenarbeiten?«

Die Tür öffnete sich plötzlich, und Jane Smith trat herein. Sie wollte wieder nach Hause gehen und zog gerade die Handschuhe an.

»Ich dachte, Sie seien in Ihrem Arbeitszimmer –« begann sie, als sie die fremde Dame bemerkte.

Wenn die Gegenwart Lydia Hamons sie in Verwunderung setzte, so war doch der Eindruck, den sie umgekehrt auf die Besucherin machte, weit größer.

»Ich irre mich doch sicher nicht?« rief sie. »Da ist ja Lady Joan Carston?«

Lady Joan Carston! Jim wollte seinen Ohren nicht trauen.

»Aber sicherlich sind Sie im Irrtum, Miss Hamon. Diese Dame ist Miss –« Er unterbrach sich.

»Nein, das ist Lady Joan Carston, und es freut mich, daß Sie so gute Freunde sind. Ich glaube bestimmt, daß die Verlobte meines Bruders mir gern hilft, Sie und Ralph auszusöhnen.«

»Wer ist die Verlobte Ihres Bruders?« fragte Joan, erstaunt über diese Frechheit.

»Es ist doch allgemein bekannt, daß Sie mit ihm verlobt sind«, lächelte Lydia.

»Es ist weder mir noch meinem Vater bekannt, und wir beide müßten doch schließlich zuerst davon wissen!«

Lydia zuckte die Schultern. Sie versuchte eine Erklärung für Joans Anwesenheit in diesem Hause zu finden, und von ihrem Standpunkt aus war nur eine Erklärung möglich. Es kam ihr plötzlich der Gedanke, daß die beiden allein im Haus waren, und sie wurde formell und steif.

»Vermutlich ist Ihr Vater auch hier, Lady Joan?« fragte sie naiv.

»Mein Vater ist nicht in Creith«, entgegnete Joan, die sie durchschaute. »Auch meine Tante ist nicht hier, ebensowenig einer meiner Vettern. Außer meinem Selbstbewußtsein habe ich niemand, der mich in Wold House beschützt.«

Lydia zog die Augenbrauen hoch.

»Ich glaube nicht, daß Ralph damit einverstanden ist –« begann sie.

»Ach, es gibt viel, womit Ralph nicht einverstanden ist«, mischte sich Jim ein, um Joan die Antwort zu ersparen. »Aber es lohnt sich wirklich nicht, sich um Dinge zu kümmern, die Ralph betreffen. Ich glaube nicht, Miss Hamon, daß wir Lady Carston mit diesem alten Streit behelligen sollten.«

Er wandte sich zu Joan und reichte ihr die Hand.

»Ich danke Ihnen sehr für Ihre Liebenswürdigkeit.«

Joan war nicht im geringsten verlegen, sondern vollständig Herrin der Situation, und er wunderte sich über ihre Selbstbeherrschung.

»Es wäre gut, wenn Sie sich jetzt wieder um neues Personal bemühten«, erwiderte sie und zwinkerte ihm zu. »Sie richten es am besten so ein, daß die Dienstboten morgen nachmittag um zwei Uhr wieder anfangen.«

Jim war erleichtert, denn er verstand nun, daß Joan Carston morgen zum Frühstück kommen wollte.

Lydia beobachtete sie, als sie den Fahrweg hinunterging.

»Ist Lady Joan wirklich mit Ihnen verlobt?«

Jim machte ein erstauntes Gesicht.

»Sie hat es mir selbst gesagt – aber ich dachte, sie hätte nur einen Scherz gemacht, um mich zu ärgern.«

»Mit mir verlobt?« fragte er. »Hat sie das gesagt?«

Lydia lächelte verächtlich.

»Es ist also nicht wahr, obwohl man es nach ihrer Äußerung hätte annehmen können. Ist sie mit Ihnen befreundet?«

»O ja«, sagte Jim nachlässig, »aber nur in der Art einer holden Fee, die einem armen, kranken Mann gütig hilft.«

»Ach so, Sie sind der arme, kranke Mann?«

Sie zwang sich zu einem Lächeln, doch er sah, daß sie ihre Erregung zu unterdrücken suchte, als sie sich an den Zweck ihres Besuchs erinnerte.

»Im Ernst, Mr. Morlake, glauben Sie nicht, daß es endlich an der Zeit wäre, Ihre Differenzen mit Ralph aus der Welt zu schaffen?«

»Sie sind wohl seine Gesandte, gewissermaßen die Taube mit dem Ölzweig?« fragt er ein wenig belustigt. »Wenn es so ist, haben Sie mir doch sicher wie alle Gesandten etwas anzubieten außer den vielen Versicherungen unverbrüchlicher Freundschaft – die versteht sich ja in solchen Fällen immer von selbst.«



Sie ging quer durch den Raum und schloß die Tür, dann trat sie näher an ihn heran.

»Ralph sagte mir, daß Sie etwas von ihm verlangt hätten, das in seinem Besitz sei. Aber er hat es nicht mehr!«

»Hat er es vernichtet?«

»Er hat es nicht mehr!« wiederholte sie. »Es ist in fremden Händen.«

Er schaute sie ungläubig an.

»Wie kommt es dann, daß sich Ihr Bruder noch in Freiheit befindet?«

Sie wurde feuerrot.

»Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen.«

»Er müßte in diesem Falle hinter Schloß und Riegel sitzen«, erwiderte Jim ruhig. »Wenn das Dokument – ich nehme an, daß Sie auf das Schriftstück anspielen – in fremde Hände gefallen ist, dann sieht Ihr Bruder seiner Verurteilung entgegen, es sei denn, daß der Finder ein Erpresser ist.« Er erkannte aus allem, daß sie nicht wußte, welcher Art das verschwundene Dokument war. »Was soll ich denn tun?« fragte er.

»Ralph bat mich, Ihnen zu sagen, daß es keine Streitigkeiten zwischen Ihnen beiden gebe, die nicht zu beseitigen seien!«

»Mit anderen Worten: Ihr Bruder möchte, daß ich zu seinen Gunsten aussage, wenn das Dokument bei Gericht vorgelegt werden sollte.«

»Ich weiß nicht, ob er das wünscht – aber es ist möglich. Er hat mir nicht mehr gesagt, als was ich Ihnen bereits erzählte, nämlich, daß das Schriftstück nicht mehr in seiner Hand ist und daß er Sie um Ihre Freundschaft bittet.«

Jim trat zum Fenster und schaute hinaus. Er versuchte das Rätsel zu lösen, das sie ihm aufgegeben hatte. Aber während seiner Überlegung erinnerte er sich immer wieder der erstaunlichen Tatsache, daß Jane Smith eigentlich Joan Carston hieß und die Tochter von Lord Creith war, eine Dame, der er sich nach seiner Meinung niemals hätte nähern können.

»Ich sehe wirklich nicht, was ich tun kann«, meinte er schließlich und wandte sich wieder Lydia zu. »Der Streit, der zwischen Ihrem Bruder und mir besteht, kann beigelegt werden, wenn er alles wieder gutmacht. Das können Sie ihm ausrichten.«

»Das heißt also Kampf bis aufs Messer«, entgegnete sie ein wenig theatralisch.

»Ja, ich fürchte, daß es Krieg bedeutet.«

Sie biß sich auf die Lippen und dachte schnell nach.

Es war vielleicht besser, Morlake gegenüber eine andere Tonart anzuschlagen.

»Wissen Sie auch, was das für mich als seine Schwester bedeutet?« fragte sie mit etwas unsicherer Stimme. »Wissen Sie, daß mich in schlaflosen Nächten böse Gedanken quälen und ich immer in Angst leben muß, was der morgige Tag über mich bringt?«

»Es tut mir leid, daß ich darüber nicht informiert bin. Offen gesagt, Miss Hamon, habe ich kein Mitgefühl. Wenn Sie tatsächlich so bedrückt sind und sich soviel Sorgen und Gedanken machen, so ist das bedauerlich. Sie können Ihrem Bruder die Nachricht bringen, daß ich diese Sache zu Ende führen werde. Ich habe aus allem die Konsequenzen gezogen, die gefährlicher und schrecklicher sind, als Sie sich vorstellen können, und ich bleibe dabei, bis meine Mission vollendet ist.«

»Ein Einbrecher mit einer Mission!« höhnte sie.

»Das mag allerdings in gewisser Weise belustigend sein«, meinte er gut gelaunt. Er war nun über ihren Charakter aufgeklärt. Diese Frau war keine Schauspielerin. Sie konnte nicht einmal konsequent ihre Rollen durchführen und noch weniger den Ärger über ihren Mißerfolg verbergen.

»Sie hatten noch eine Chance, Morlake«, sagte sie in aufsteigendem Groll. »Ich weiß zwar nicht, worum es sich bei dem Streit zwischen Ihnen und Ralph handelt. Aber er ist zu klug für Sie, und früher oder später einmal werden Sie das zugeben müssen. Und wenn Ralph ein Verbrecher ist – sind Sie denn etwas anderes? Gibt es denn nicht genug Arbeit in der Welt für Sie beide, ohne daß Sie sich ins Gehege kommen müssen?«

»Das haben Sie wie eine Dame von Welt gesagt«, entgegnete Jim Morlake, als er sie zur Tür führte.

In einer Woche hatte sich Ralph Hamons Aussehen stark verändert. Zeitweise erschien er seiner Schwester wie ein alter Mann. Er war grau geworden, und neue Falten zeigten sich in seinem düsteren Gesicht. Auch ging er gebückter. Lydia, die in ihrer Weise klug war; versuchte nicht, zu tief in die Ursachen seines Kummers einzudringen. Zu ihrem Erstaunen bekam er keinen Wutanfall, als sie ihm das Resultat ihrer Unterredung mit Morlake berichtete, sondern nahm alles mit der größten Ruhe auf. Selbst ihre Bemerkung über die Anwesenheit Joan Carstens in Wold House regte ihn nicht auf.

Am Tage nach ihrer Unterredung mit Jim ließ sie ihr Gepäck zum Bahnhof bringen. Die Fahrkarte war schon in ihrer Handtasche. Dann ging sie zum Büro ihres Bruders.

»Heute nachmittag fahre ich nach Paris zurück«, sagte sie gleichgültig. »Ich möchte ein wenig Geld haben.«

Er schaute von seiner Arbeit auf.

»Wer hat dir denn gesagt, daß du nach Paris gehen sollst?«

Sie tat sehr erstaunt, aber das machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn.

»Du bleibst bis auf weiteres hier. Es ist möglich, daß wir von hier fort müssen, vielleicht schon sehr bald.«

»Was ist denn los?« fragte sie ängstlich. »Steht die Sache wirklich so schlimm?«

»So schlimm wie nur irgend möglich, wenigstens im Augenblick. Sieh einmal, Lydia«, fuhr er in liebenswürdigem, freundlichem Ton fort, »ich möchte nicht, daß du mich in diesem Augenblick allein läßt. Du mußt bei mir bleiben. Und außerdem habe ich Sadi versprochen, dich nach Tanger mitzunehmen.«

Sie erwiderte nichts, setzte sich ihm gegenüber, stemmte die Ellbogen auf den Tisch und sah ihn scharf an.

»Hast du Sadi nicht noch mehr versprochen?«

Er vermied es, ihr in die Augen zu sehen.

»Vor fünf oder sechs Jahren warst du sehr darauf aus, daß ich in Tanger wohnen sollte. Was hast du Sadi versprochen?«

»Nichts Bestimmtes. Du mochtest ihn doch früher ganz gern.«

»Ja, damals interessierte er mich natürlich. Jedes junge Mädchen würde sich für einen gutaussehenden Araber interessieren. Aber nach deinen letzten Erzählungen ist er mir nicht mehr hübsch genug, und außerdem habe ich mir jetzt eine gesellschaftliche Stellung erobert.«

»Ich brauche Sadi, er ist äußerst nützlich für mich. Er gehört zu einer der ersten maurischen Familien – er ist Christ – wenigstens glaubt man es von ihm – und er ist reich.«

Sie lächelte verächtlich.

»Er ist so reich, daß er von dir eine vierteljährliche Unterstützung annimmt! Nein, Ralph, du kannst mich nicht hinters Licht führen. Ich weiß über Sadi Bescheid. Er ist ein verteufelt hinterlistiger Maure, und wenn du etwa glaubst, daß ich die Rolle der Desdemona spielen soll, dann täuschest du dich. Ich habe Othello nie leiden mögen. Sadi ist ganz interessant, das gebe ich zu, und er mag in Tanger auch eine bedeutende Persönlichkeit, er mag sogar ein Christ sein, obwohl ich das stark bezweifle. Aber ich will nicht Nummer dreiundzwanzig bei ihm sein und meine Tage in einem stickigen Harem beenden, selbst wenn ich die kostbarste Perle und die Hausfrau des Scherifs Sadi Hafis werden sollte ...«

»Sadi hat dich sehr gern, und solche Heiraten gehen oft sehr glücklich aus. Die Regierung gibt viel auf ihn – er besitzt den größten Einfluß und hat die ganze Brust voller Orden.«

»Und wenn er geschmückt wäre wie ein Christbaum, er würde mir doch nicht passen«, erklärte sie entschieden. »Wir wollen diese Sache als beendet ansehen.«

Sie war erstaunt, daß er ihre offene Sprache ohne Widerspruch hinnahm.

»Du kannst es halten, wie du willst. Aber auf jeden Fall mußt du in London bleiben, Lydia, bis ich meine anderen Angelegenheiten geregelt habe.«

Nachdem sie gegangen war, gab er sich Mühe zu arbeiten, aber er hatte keinen Erfolg. Von Zeit zu Zeit sah er auf die

Uhr, als ob er noch Besuch erwarte. Am Morgen war ein Telegramm aus Tanger angekommen. Er zog es mehrmals aus der Tasche und las es immer wieder durch. Daß Sadi kein Geld hatte, war nichts Neues für ihn, aber diese letzte Forderung interessierte ihn im Hinblick auf weiterhin mögliche Entwicklungen.

Später klingelte er nach seinem Sekretär.

»Nehmen Sie den Scheck mit zur Bank und bringen Sie das Geld in Fünfpfundnoten.«

Der wohlgezogene Mann stutzte nicht, als er die Zahlen las. Er war gewohnt, mit großen Summen umzugehen, aber nur in seltenen Fällen hatte Mr. Hamon sich einen so großen Betrag auszahlen lassen.

Nach einer halben Stunde kam der Sekretär mit drei dicken Paketen Banknoten zurück. Hamon gab sich nicht einmal die Mühe, sie zu zählen. »Ich erwarte Mr. Marborne«, sagte er, als er das Geld in seine Schreibtischschublade legte. »Lassen Sie ihn sofort herein, wenn er kommt.«

Marborne sollte um halb drei kommen, aber es war schon fast drei, als er in das Büro schwankte. Sein Aussehen hatte sich merkwürdig verändert. Er war in einer Weise gekleidet, die er für die modernste und feinste hielt: Er trug eine rotseidene Krawatte und einen grauen Zylinder. Nachlässig nahm er eine große Zigarre aus dem Mund und nickte dem Mann hinter dem Schreibtisch zu.

»Guten Morgen. Tut mir leid, daß ich ein bißchen zu spät komme, aber ich mußte einige Besuche machen.«

Er hatte getrunken; Hamon merkte es sofort.

»Na, haben Sie das Geld für mich, Alter?«

Ohne ein Wort zu verlieren, zog Hamon die Schublade auf und legte das Geld auf den Tisch.

»Danke«, sagte Marborne äußerst höflich. »Nun, wie fühlt man sich, wenn man einen Gefolgsmann hat?«

Hamon stützte die Ellbogen auf den Tisch und starrte den Erpresser an.

»Marborne, ich will Sie ja nach Kräften finanzieren, aber Sie müssen auch Ihr Versprechen halten.«

»Ich erinnere mich nicht, Ihnen irgendein Versprechen gegeben zu haben«, erwiderte der Inspektor kühl. »Ich sagte Ihnen doch, daß Ihr Geheimnis bei mir sicher aufgehoben ist. Sie werden in Zukunft nicht mehr an kleinen Ausgaben herumrörgeln, die ich für Sie gemacht habe, was?« fragte er vergnügt. »Ich muß jetzt die Stellung, die ich einnehme, aufrechterhalten. Und um Ihretwillen bin ich aus der Polizei ohne Pension entlassen worden. Ebenso Slone. Sie hätten uns ruhig verhungern lassen, wenn ich nicht zum Glück etwas neugierig gewesen wäre.«

»Wo haben Sie denn das – das Schriftstück gelassen? Wenn es nun einem anderen in die Hände fällt?«

Marborne lachte.

»Denken Sie denn, ich wäre so verrückt, eine gute Existenz so einfach aufs Spiel zu setzen?« fragte er verächtlich.

Unbewußt drückte er die Hand an die linke Seite. Es war eine unfreiwillige Bewegung, aber sie entging dem aufmerksamen Hamon nicht.

»Ich habe es in einem Geldschrank verwahrt«, sagte Marborne laut. »Er ist diebes- und feuersicher, und nur ich allein habe den Schlüssel – verstehen Sie?«

»Ja, ich verstehe«, erwiderte Hamon und war beinahe liebenswürdig, als er die Tür öffnete, um seinen Besucher hinauszulassen.

Er ging zu seinem Schreibtisch zurück, nahm ein Telegrammformular heraus und schrieb ohne Zögern eine Nachricht an »Colport, Hotel Cecil, Tanger«. Es gab nur eine Lösung, sich von der Tyrannei dieses Marborne zu befreien – der Mann mußte den Weg des unbekanntes Matrosen gehen, den ein Radfahrer in der Portsmouth Road sterbend aufgefunden hatte.

In Creith tauchten zwei fremde Herren auf. Joan hatte sie schon gesehen, bevor ihr durch das Gerede im Ort bekannt wurde, daß es zwei junge Kaufleute seien, die ihre Ferien auf dem Lande zubrachten. Es waren zwei blühend aussehende Leute, die viel überflüssige Zeit hatten und sich anscheinend langweilten.

Als sie um halb zehn nach Wold House kam, um das Frühstück zu bereiten, erwähnte sie diese Entdeckung.

Jim Morlake nickte.

»Das sind Sergeant Finnigan und Detektiv Spooner vom Yard. Ich sah, wie sie am Abend nach meiner Rückkehr mit dem letzten Zug ankamen. Sie wurden in einem Polizeiauto von der Station hergebracht.«

Sie war betroffen, aber er lachte.

»Sie bilden sich doch nicht etwa ein, daß die Polizei mich jetzt nicht mehr beachtet? Welling hat sie geschickt, um meine Gewohnheiten zu studieren. Sie bleiben wenigstens eine Woche hier – ich dachte schon daran, sie einmal zum Abendessen einzuladen. Die Beköstigung im Roten Löwen wird ihnen nicht sehr zusagen.« Er zögerte einen Moment, bevor er weitersprach. »Warum haben Sie eigentlich Lydia Hamon gesagt –«

Er machte eine Pause, und auch sie hielt in ihrer Beschäftigung inne und sah, mit der Pfanne in der Hand, fragend zu ihm auf.

»Was soll ich ihr denn gesagt haben?«

»O nichts ... ich vermute, Sie wollten sie nur ärgern – wenigstens nimmt sie das an.«

Er war verwirrt, und je mehr er versuchte, seiner Verlegenheit Herr zu werden, um so ungeschickter benahm er sich.

»Sie meinen, daß ich ihr erzählte, wir seien miteinander verlobt?« fragte sie ruhig. »Ja, das habe ich getan. Ich wollte sie einschüchtern, und Ihr Name war der erste, der mir einfiel. Es ist Ihnen doch nicht unangenehm?«

»Unangenehm ...? Nein, das möchte ich nicht behaupten!«

»Ich hoffte, daß es Ihnen nichts ausmachen würde. Nachdem ich gestern weggegangen war, fiel mir ein, daß ich mein schreckliches Geheimnis Lydia Hamon anvertraut hatte, und ich machte mir selbst die größten Vorwürfe.«

Geschickt schwenkte sie die Eier auf eine Schüssel.

»Ich fürchtete schon, daß ich Sie hoffnungslos kompromittiert hätte ... Sie sind doch sicher verheiratet?«

»Nein, ich bin nicht verheiratet«, sagte er heftig, »und ich war auch nie verheiratet.«

»Die meisten gutaussehenden Menschen sind verheiratet«, erwiderte sie so gleichmütig, daß er mutlos wurde. »Und meiner Meinung nach sehen Sie gut aus – ja, das ist meine Ansicht. Aber kommen Sie doch nicht mit Ihren Ellbogen mitten in die Schüssel mit den Spiegeleiern!«

Er haßte die Eier in diesem Augenblick.

»Es tut mir leid, daß Sie Lady Joan sind – ich hatte Jane gern ... natürlich liebe ich auch Joan sehr.«

»Schön, wenn Sie mich Joan nennen wollen, steht dem nichts im Wege. Aber nun zu unserer Verlobung. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich sie noch für die nächste Woche bestehen lasse? Mr. Hamon hat gewisse Absichten, die mich und meine Zukunft betreffen.«

Sie erzählte ihm offen, welche besonderen Interessen Hamon in Creith hatte, und er piffte vor sich hin.

»Sie sehen, daß unser Adelstitel eigentlich nur noch einer hohlen Fassade gleicht. Der wirkliche Herr von Creith ist Hamon. Und ich bin eigentlich nichts Besseres als sein Stubenmädchen. Er will mich heiraten, genau wie in all den Romanen und Geschichten, wo der schlechte Kerl die Tochter des ruinierten Lords heiraten will. Um den Roman noch vollkommener zu machen, müßte ich mich eigentlich in einen armen, aber sehr ehrlichen Farmer verlieben, der in Wirklichkeit der Erbe des Landsitzes ist.«

Er konnte keinen Blick von ihr wenden, während er ihr zuhörte. Es war aber nicht ihre Schönheit, die ihn gefangennahm, auch nicht ihr atemraubendes Selbstbewußtsein und der Humor hinter all ihrer Ironie – vielleicht ein bißchen von allem, und doch war es etwas anderes. Er erinnerte sich, daß sie einmal geweint hatte. Die harte, praktische Seite ihres Charakters und die Gesprächigkeit zeigten eigentlich nicht die richtige Joan Carston. Sie gab ihm manches Rätsel auf und erschreckte ihn auch.

»Starren Sie mich doch nicht so an – das tut man nicht. Ich möchte Sie noch etwas fragen. Gestern Abend borgte ich ein Nachtfernglas von Stephens. Von meinem Fenster aus kann ich Wold House sehen – nachts kommt immer ein gelber Schein von dorthin, den ich mir bisher nicht erklären konnte. Mit dem Fernglas habe ich nun aber festgestellt, daß es das Bibliotheksfenster ist. Und ich sah, wie Ihr Schatten immer wieder an dem weißen Vorhang vorbeikam. Warum haben Sie weiße Vorhänge, James? Sie gingen immer noch auf und ab, als ich mich um ein Uhr schlafen legte. Ich habe Sie eine Stunde lang beobachtet ... aber warum lachen Sie denn?«

»Finnigan und Spooner haben noch länger aufgepaßt und vermutlich einen großen Bericht über meine Ruhelosigkeit abgeschickt.«

»Woher wußten Sie denn, daß die beiden Sie beobachteten?«

»Nach Einbruch der Dunkelheit zog ich feine schwarze Drähte über den Rasen – sie waren heute früh alle zerrissen, ebenso die Baumwollschnur, die ich um die Türpfosten gebunden hatte. Natürlich hatte ich das Tor unverschlossen gelassen. Auf den Weg unter meinem Fenster legte ich einige braune, mit Vogelleim bestrichene Papierblättchen, die ich heute morgen auf der Hauptstraße fand.«

Nach dem Frühstück wuschen sie wieder miteinander das Geschirr ab.

»Sie haben sich aber böse verbrannt«, sagte er plötzlich.

Er hatte vorher noch nie die herzförmige Narbe auf ihrem Handrücken bemerkt.

Zu seinem größten Erstaunen wurde sie rot.

»Die Narbe zeigt sich nur manchmal«, erwiderte sie kurz.

Bald darauf ging sie fort.

Am Nachmittag kam der Butler sehr kleinlaut zurück. Er entschuldigte sich, aber Jim schnitt ihm das Wort ab.

»Sie können Ihre Stelle wieder antreten und auch die anderen Dienstboten engagieren, die wiederkommen wollen. Aber ich habe jetzt eine neue Hausordnung eingeführt. Um zehn Uhr müssen alle Leute zu Bett sein, und unter keinen Umständen darf mich jemand in der Bibliothek stören, wenn ich an der Arbeit bin!«

Er ging in sein Schlafzimmer hinauf, verschloß die Tür, legte die eine Ecke des Teppichs zurück und nahm aus einer gutgesicherten Öffnung im Fußboden einen flachen Kasten heraus, der die Lederrolle mit den Werkzeugen, eine Pistole und die unvermeidliche schwarze Maske enthielt. Er brachte alle Gegenstände in sein Studierzimmer und legte sie in eine Schublade des Schreibtisches.

Obgleich er von Detektiven bewacht wurde, obgleich die Gefahr lebenslänglicher Zuchthausstrafe wie ein Damoklesschwert über ihm schwebte, mußte der Schwarze wieder an seine Arbeit gehen. Die Stimme des Toten flüsterte drängend und unaufhörlich, und Jim Morlake zögerte nicht, ihr zu gehorchen.

Jim füllte den Benzinbehälter seines Wagens, steckte einige Konservenbüchsen, unter den Führersitz und fuhr in das Dorf. Er hielt zuerst bei der Post an und schickte ein Telegramm an Binger. Dann machte er vor der Werkstatt des Schmieds und Mechanikers halt, der nur die allerprimitivsten Reparaturen erledigen konnte. Jim wußte das genau.

»Es wäre besser, wenn Sie Ihren Wagen nach Horsham brächten, Mr. Morlake«, sagte der Mann. »Ich kenne diesen teuren Wagen nicht gut genug, um die Arbeit ausführen zu können, die Sie haben wollen.«

Einer der Detektive sah Jim fortfahren und ging natürlich gleich zu dem Schmied, um zu fragen, was los sei.

»Sein Steuerrad ist nicht in Ordnung. Er hat es selbst notdürftig repariert, aber ich sagte ihm, daß es gefährlich sei, so zu fahren. Nun hat, er den Wagen nach Horsham zur Reparatur gebracht.«

Hochbefriedigt ging Spooner zu seinem Vorgesetzten zurück und berichtete ihm, was er erfahren hatte.

Als die Dunkelheit hereinbrach, kehrte Jim in dem kleinen Autobus zurück, der dreimal am Tage die Verbindung zwischen Creith und Horsham herstellte. Auch diese Tatsache beobachtete Spooner genau.

»Ich weiß überhaupt nicht, zu welchem Zweck wir ihn hier überwachen sollen«, meinte Sergeant Finnigan. »Es ist doch unwahrscheinlich, daß er in der nächsten Zeit etwas unternimmt. Der letzte Prozeß hat ihm sicher einen heilsamen Schrecken eingejagt.«

»Ich wünschte nur, daß er die Angewohnheit hätte, früh zu Bett zu gehen«, brummte Spooner.

»Vielleicht läßt ihn das schlechte Gewissen nicht ruhen.«

Kurz nach Jims Rückkehr fand sich auch Binger mit einer kleinen Reisetasche ein, die alles enthielt, was notwendig war, um sich vollständig zu verkleiden.

»Ich habe eine Aufgabe, die Ihnen willkommen sein wird«, sagte Jim. »Sie müssen sich jeden Abend hier in einen Stuhl setzen und fünf oder sechs Stunden nichts tun. Sie können ja am Tag schlafen, und ich zweifle nicht im mindesten, daß Sie auch noch einige kleine Nickerchen einlegen, wenn Sie hier Ihre Pflicht tun.«

»Sie haben es doch hoffentlich aufgegeben?« fragte Binger besorgt. »Was sollte ich aufgegeben haben?«

»Das Einbrechen!« Plötzlich sah Binger einen Gegenstand auf dem Schreibtisch. »Lieben Sie neuerdings Musik?«

Jim schaute nach dem großen Plattenspieler hinüber, den er vor einigen Tagen angeschafft hatte.

»Ja, ich interessiere mich in letzter Zeit sehr für Jazzmusik. Aber hören Sie, Binger, Sie müssen meine Anordnungen auf das genaueste ausführen. Heute abend um zehn beziehen Sie Ihren Wachtposten vor meiner Tür. Sie können sich den bequemsten Stuhl im Haus aussuchen, und ich bin auch nicht böse, wenn Sie einschlafen. Aber niemand darf in dieses Zimmer kommen – verstehen Sie mich? Und unter gar keinen Umständen darf man mich stören. Wenn also die Detektive erscheinen sollten –«

»Sie meinen doch nicht etwa wirkliche Detektive?« fragte Binger entsetzt.

»Hier in Creith sind augenblicklich zwei, aber ich glaube nicht, daß Sie von ihnen belästigt werden. Sollten sie aber wirklich kommen und vorn an die Tür klopfen oder nach zehn etwas unternehmen, dann dürfen Sie die Leute auf keinen Fall einlassen, es sei denn, daß sie eine Vollmacht von einer Behörde vorweisen. Haben Sie alles verstanden?«

»Jawohl, Sir. Soll ich Ihnen später noch etwas Kaffee bringen?«

»Nein, Sie sollen mir gar nichts bringen. Wenn Sie versuchen, hereinzukommen oder mich irgendwie zu stören, sind Sie entlassen.«

Um halb zehn abends ging Jim auf dem Gelände umher und auch zum Haupttor. Die Straße lag verlassen da, aber im Schatten der Hecke sah er einen kleinen roten Punkt, der regelmäßig aufglühte und wieder schwächer wurde. Es war die Zigarre eines Detektivs. Jim lachte in sich hinein.

Als er in sein Arbeitszimmer zurückkam, fand er Binger davor, der auf einem bequemen Stuhl saß.

»Gute Nacht!« sagte Jim und verschloß die Tür.

Obgleich das Haus an das elektrische Stromnetz angeschlossen war, brannte auf dem Tisch eine Petroleumlampe, die ein äußerst helles Licht ausstrahlte. Er entfernte den Schirm, so daß die Helligkeit der Flamme blendete.

Dann hob er den Plattenspieler auf den Tisch, der in der Mitte des Raums stand, schaltete ihn ein und stellte auf das

langsamste Tempo ein. Er schraubte einen langen Stab an den Plattenteller und befestigte daran eine Figur aus dünnem Karton. Es war der Schattenriß eines Mannes, der die Hände auf dem Rücken gekreuzt hatte. Dann nahm er die Lampe vom Schreibtisch, stellte sie in die Mitte des Plattentellers und ließ den Apparat laufen. Die Platte mit der Lampe und der Pappfigur drehte sich nur langsam, und der Schatten der Silhouette huschte über den Fenstervorhang.

»Er rennt schon wieder in seinem Zimmer herum«, sagte Spooner ärgerlich, als er von draußen den Schatten am Fenster vorübergleiten sah. »Wie lange wird er diesen Unsinn noch fortsetzen?«

Offenbar nicht mehr lange, denn Jim hielt den Apparat an, ging in sein Zimmer und zog die alten schwarzen Kleider an. Dann schlüpfte er in einen Mantel, der fast bis zu den Füßen reichte, setzte einen weichen schwarzen Hut auf und steckte das Werkzeug und eine starke Taschenlampe ein. Es war nun halb elf. Tiefes Schweigen herrschte im ganzen Haus, als er noch einmal ins Arbeitszimmer zurückkehrte und Binger durch die Tür ansprach.

»Sind Sie auf Ihrem Posten?«

»Jawohl.«

»Also denken Sie daran, daß ich unter keinen Umständen gestört werden möchte.«

»Jawohl.«

Jim hörte an Bingers Stimme, daß der Mann schon halb eingeschlafen war.

Wieder stellte er den Plattenspieler an und ging dann in sein Schlafzimmer. Durch das Fenster an der Hinterseite des Hauses trat er auf einen kleinen Balkon.

Kurze Zeit später stand er unten im Park und schlich sich fort. Im Schatten des Gebüsches eilte er zu der kleinen Brücke, die zum Creithschen Ufer hinüberführte. Nach einem Weg von zehn Minuten kam er an einen abseits liegenden Schuppen, in dem er seinen Wagen untergestellt hatte ... »Jetzt geht's wieder los«, sagte Spooner zu dem Sergeanten. »Sehen Sie, da ist er!« Er deutete auf den Schatten, der an den weißen Gardinen vorbeigleitet.

Finnigan gähnte. »Dann können wir die ganze Nacht hier sitzen.«

\*

Jim fuhr durch den feinen Regen über Haymarket. Er bog in die Wardour Street ein und parkte den Wagen in einer langen Reihe von Autos, die Theaterbesuchern gehören mochten. Dann ging er zur Shaftesbury Avenue und rief ein Mietauto an. Als das Taxi gerade an den Gehsteig heranfuhr, öffnete sich die Tür einer Bar, und ein Mann taumelte heraus.

Er fiel direkt gegen Jim, der ihn am Arm packte und wieder aufrichtete.

»— 'schuldigen Sie«, sagte der Betrunkene, »hatte eine kleine Auseinandersetzung ... 'ne abstrakte Frage über Metaphysik ...« Er konnte kaum sprechen.

Jim betrachtete ihn genauer. Es war der junge Mann, der damals in der Gewitternacht zu ihm gekommen war.

»Hallo, mein Freund, Sie haben aber noch einen weiten Weg nach Hause.« Dann besann er sich, daß er ja eigentlich nicht erkannt werden wollte. Der Betrunkene war jedoch dazu gar nicht in der Lage.

Das Mietauto wartete, und als Jim sah, daß sich schon Menschen um sie ansammelten, zog er den Mann schnell in das Innere des Wagens.

»Fahren Sie nach Long Acre!« befahl er.

In dem ruhigsten Teil der Straße ließ er halten und führte seinen Begleiter auf den Gehsteig.

»Nun gebe ich Ihnen den guten Rat, nach Hause zu gehen.«

»Nach Hause?« sagte der andere bitter. »Hab kein Zuhause! Keine Freunde – kein Mädell!«

»Vielleicht ist das ganz gut – für das Mädell«, erwiderte Jim ungeduldig, denn die Zeit drängte.

»So – meinen Sie? Ich nicht ... ich möchte sie bloß noch mal erwischen, nachdem sie mich so schlecht behandelt hat – die bringe ich um – sicher, die bringe ich um!«

Sein blasses Gesicht war von Wut verzerrt, und plötzlich brach er hilflos in Tränen aus.

»Sie hat mein Leben ruiniert!« schluchzte er. »Und ich kenne sie nicht einmal ... kenne nur ihren Vornamen und weiß nur, daß ihr Vater Lord ist ... sie hat eine kleine Narbe auf der Hand –«

»Wie heißt denn die junge Dame – die ihr Leben ruiniert hat?« fragte Jim heiser.

»Joan – sie hat mich ins Unglück gebracht – wenn ich sie finde, ist es zu Ende mit ihr!«



Marborne spielte in letzter Zeit den großen Herrn und besuchte die teuersten Lokale. Als er eines Abends nach einem üppigen Mahl etwas bezechet nach Hause kam, wurde er plötzlich wieder nüchtern. Er hatte das Licht im Schlafzimmer angedreht und sah mit starrem Blick zu dem Geldschrank hinüber, den er sich angeschafft hatte. Die Tür hing nur noch an einem Gelenk, und der Schrank selbst war leer ...

Nachdem er sich von seinem Schrecken etwas erholt hatte, durchsuchte er in aller Eile den Raum. Es war ihm sofort klar, wie der Dieb hereingekommen war. Er mußte auf der Feuerleiter nach oben gestiegen und durch das Fenster des Schlafzimmers eingedrungen sein.

Marborne stürzte hinunter und riß die Haustür auf. Auf dem Gehsteig stand Captain Welling, er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und schaute unentwegt zu den erleuchteten Fenstern der Wohnung hinauf.

»Kommen Sie mit!« schrie Marborne erregt.

»Ist etwas nicht in Ordnung?« fragte der Beamte, als er näher trat. »Es ist doch merkwürdig, daß ich gerade in diesem Augenblick hier sein muß.«

»Ich bin bestohlen worden – ausgeplündert!« rief Marborne. »Man hat meinen Geldschrank erbrochen ...«

Er stieg die Treppe wieder hinauf und redete zusammenhangloses Zeug.

Welling untersuchte den Safe.

»Der Mann hat gründliche Arbeit geleistet. Am besten rühren Sie den Schrank bis morgen nicht an. Ich will ihn fotografieren lassen, um eventuell Fingerabdrücke zu entdecken.«

Er ging zum Fenster und stieg auf der Feuerleiter hinunter.

»Oh, was ist dies?« fragte er und nahm einen Gegenstand auf, der auf dem eisernen Podest zu seinen Füßen lag. »Ein Baumwollhandschuh! Dann hat es auch keinen Zweck, nach Fingerabdrücken zu suchen.« Er stieg wieder hinauf und betrachtete den Handschuh genauer unter der elektrischen Lampe.

»Daran kann man gar nichts sehen, selbst wenn man sich größte Mühe gäbe. Ich fürchte, der Mann ist gut davongekommen. Wieviel Geld haben Sie verloren?«

»Zwischen zwei- und dreitausend Pfund!« schluchzte Marborne.

»Sonst noch etwas?« Welling sah ihn scharf an.

»Was hätte ich denn sonst noch verlieren sollen?« fragte Marborne plötzlich rauh. »Ist es denn nicht genug, wenn einem zweitausend Pfund gestohlen werden?«

»Hatten Sie nicht noch Bücher oder Dokumente in Ihrem Schrank?«

»Nein, nicht im Schrank«, erwiderte Marborne schnell. »Auch sonst nirgends.«

»Es sieht so aus, als ob es der Schwarze gewesen ist«, meinte Welling fast belustigt und ging wieder zum Safe. »Ich wüßte gar nicht, wer es sonst so gut hätte machen können. Haben Sie Telefon?«

»Im Wohnzimmer.«

Welling telefonierte lange mit dem Yard und ging dann in das Schlafzimmer zurück, um nach Anhaltspunkten zu suchen. Er wußte aber schon im voraus, daß seine Arbeit ohne Erfolg sein würde.

Der Dieb war offenbar nicht mit dem Geld zufrieden gewesen, das er im Safe gefunden hatte, denn alle anderen Schubladen waren durchwühlt, und ihr Inhalt war auf dem Boden verstreut. Das Büfett war aufgebrochen, ein Koffer unter dem Bett mit Gewalt geöffnet, das Bett selbst vollständig abgedeckt. Sogar die Matratzen hatte der Dieb aufgehoben.

»Ihr Freund hat etwas gesucht – was mag das nur gewesen sein?«

»Zum Teufel, wie soll ich das wissen?« rief Marborne wild. »Auf jeden Fall hat er es nicht bekommen.«

»Ich weiß nicht, wie Sie das sagen können, wenn Sie überhaupt keine Ahnung haben, was er gesucht hat«, entgegnete der Beamte.

Das Telefon läutete, und das Fernamt meldete sich, denn Welling hatte ein Gespräch nach Creith bestellt.

»Captain Welling am Apparat. Sind Sie dort, Finnigan?«

»Ja.«

»Wo ist Ihr Mann?«

»In seinem Haus. Vor fünf Minuten war er noch dort.«

»Sind Sie dessen sicher?«

»Absolut. Ich habe ihn zwar nicht persönlich, aber seinen Schatten am Fenster gesehen. Es stimmt, daß er hier ist. Außerdem hat er gar kein Auto, denn er mußte es heute nach Horsham zur Reparatur schicken.«

»So? Zur Reparatur?« fragte Welling höflich. »Dann ist alles in Ordnung.«

Er legte den Hörer wieder auf und ging zu Marborne zurück, der verstört den zertrümmerten Geldschrank betrachtete.

»Es wäre ganz gut, wenn Sie die Sache Ihrem Polizeirevier meldeten und bäten, daß ein Mann von dort herkommt«, sagte sein früherer Vorgesetzter. »Ich glaube ja nicht, daß sie Ihnen helfen können. Es ist aber auch zu schlimm, daß Sie soviel Geld verloren haben. Banken sind doch sicherer.«

Marborne erwiderte nichts darauf.

Wenn man die enge, hügelige Straße entlanggeht, die von der Moschee zu dem großen Markt in Tanger führt, und sich scharf nach rechts wendet, als ob die Kasbah das Ziel wäre, hat man zur Linken eine hohe, weiße Mauer, in der sich nur ein großes, massives Tor mit grün angelaufenen Bronzebeschlägen befindet.

Hinter dieser Mauer lag ein verwilderter Garten mit einem beschädigten Brunnen. Er war wenigstens wieder so weit repariert worden, daß ein schwacher Wasserstrahl emporstieg. Mit melodischem Rieseln fiel er ins Bassin zurück, wo zwischen vielen Schlinggewächsen Goldfische langsam und träge hin und her schwammen.

Das Haus von Sadi Hafis erhob sich in rechtem Winkel zu dieser Mauer. Es war ein häßliches, weißverputztes Gebäude, das vorn eine Veranda und eine kleine Säulenvorhalle hatte. Dort saß Sadi Hafis bei warmem Wetter in einem verschossenen Armsessel, trank Pfefferminztee und rauchte dazu seine Wasserpfeife. Er war ein schlanker, hellfarbiger Maure mit vortretenden Backenknochen und dünnem, schwarzem Bart. Stets sah er aus, als ob er halb schlief.

Der Scherif Sadi Hafis war ein Mann, der die verschiedensten Vertrauensstellungen unter den wechselnden Regierungen eingenommen hatte; er war aber jedesmal nicht lange im Amt geblieben. Zwei Sultanen und vier Kronprätendenten hatte er schon gedient, und er war der Geheimagent für ein amerikanisches und sechs europäische Konsulate, die er nacheinander alle bestohlen und betrogen hatte. Außerdem war er ein vorzüglicher Redner und ein Freund der Eingeborenen. Sein Einfluß reichte sehr weit, und er handelte mit Konzessionen wie kein zweiter in diesem Land.

Um die Abendstunde kam ein Europäer von kleiner Gestalt zu ihm. Es war Colport, der Agent der Ralph-Hamon-Gesellschaften in Tanger.

»Guten Abend – trinken Sie eine Tasse Tee mit mir«, brummte der Scherif in englischer Sprache. »Haben Sie eine Antwort auf Ihr Telegramm erhalten?«

»Er telegrafierte, daß die vierteljährliche Rente erst in einem Monat fällig sei.«

Der Maure spuckte verächtlich aus.

»Hat er doch tatsächlich zwanzig Pesetas ausgegeben, um das zu telegrafieren – bei Allah! Und wenn sie erst in zwanzig Monaten fällig ist, ich brauche jetzt Geld, Colport! Kommt er selbst?«

»Ich weiß nicht. Er hat nichts davon erwähnt.«

Sadi Hafis sah ihn unter müden Augenlidern hervor an.

»Bringt er Lydia mit? Natürlich sagt er davon auch nichts. Schon seit fünf Jahren soll sie kommen, aber er behandelt mich schlechter als Israel Hassim. Ich habe ihm Konzessionen gegeben, mit denen er Gesellschaften gründen konnte! Er verdient Millionen, und alles, was ich von ihm zu sehen bekomme, ist diese vierteljährliche Rente! Was habe ich vor Jahren für Hamon alles getan! Fragen Sie ihn danach!«

Colport hörte ruhig zu. Sadi klagte ständig und erzählte immer von geheimnisvollen Diensten, aber nie erwähnte er Genaueres.

»Wenn es nach ihm ginge, könnte ich in der Kasbah in Ketten liegen und nach einem Tropfen Wasser schwachen! Ich habe zwei neue Wunder für ihn – eine Silbermine in den Bergen! Aha, da machen Sie große Augen! Allein an dieser Konzession kann er fünfzig Millionen Pesetas verdienen – wer könnte solche Schönheiten finden außer Sadi Hafis? Ich bin der mächtigste Mann in Marokko – größer als ein Pascha – größer als der Sultan ...«

In diesem Ton redete er weiter, und Colport wartete auf eine günstige Gelegenheit. Schließlich kam sie.

»Mr. Hamon sagt weiter, daß er die vierteljährliche Rente jetzt zahlen will und obendrein fünfhundert Pfund. Aber Sie müssen sofort ... warten Sie einmal ...«

Er nahm ein Telegramm aus der Tasche und glättete es.

»Sagen Sie Sadi, ich muß einen anderen Ali Hassan haben«, las er vor, »Was meint er wohl damit?«

Sadis Augen öffneten sich weit.

»Das bedeutet, daß er in großen Sorgen ist«, erwiderte er langsam. »Ich dachte es mir schon. Aber Ali Hassans wachsen nicht auf jedem Kaktusstrauch, Colport.«

Lange Zeit schwieg er nachdenklich, und seine Gedanken waren nicht die angenehmsten und schönsten.

»Telegrafieren Sie ihm, daß es tausend Pfund kostet«, sagte er schließlich. »Bringen Sie mir das Geld morgen abend. Aber auch dann ... nun ja, ich will sehen.«

Er begleitete Colport an das Tor, was eine ungewöhnliche Ehre war. Dann ging er wieder zu seinem verschossenen Armsessel zurück, stützte die Ellbogen auf die Knie und das Kinn in die Hand, bis die Stunde des Gebets kam und er auf seinem Teppich niederkniete, das Antlitz gegen Osten gewandt. Nachher erhob er sich und rief einen Mann, der sein Schreiber und Diener war.

»Kennst du Ahmet, den Mauleseltreiber?«

»Ja. Er ist der Mann, der den Geldwechsler umbrachte. Man sagt auch, daß er noch einen anderen Mann beraubte und in einen Brunnen warf. Er ist ein schlechter Mensch.«

»Spricht er Englisch?«

»Spanisch und Englisch. Er war Fremdenführer in Casablanca, aber er hat dort eine Frau bestohlen und wurde dafür ausgepeitscht.«

Sadi neigte den Kopf.

»Er muß mein Ali Hassan werden. Geh zu den niedrigen Häusern an der Küste in seine Wohnung. Wenn er betrunken ist, lasse ihn dort, denn die französische Polizei darf ihn nicht sehen. Wenn er aber nüchtern ist, soll er um die zwölfte Stunde zu mir kommen.«

\*

Die einzige europäische Uhr in Tanger schlug Mitternacht, als der Diener den Mauleseltreiber in Sadi Hafis' Haus einließ.

»Friede sei mit dir und deinem Hause, möge Gott dir glückliche Träume schenken«, sagte Ahmet, als der weißgekleidete Scherif ihm im Mondlicht entgegenkam.

»Du bist doch in England gewesen?«

Sie standen in der Mitte des Hofes, weit entfernt von den mit Holzgittern verschlossenen Haremsfenstern, hinter denen neugierige Ohren lauschten.

»Ja, Scherif, ich bin mehrere Male dort gewesen – auf den Maultierschiffen während des großen Krieges.«

»Du mußt wieder hin, Ahmet. Dort lebt ein Mann, der dich braucht. Erwinnere dich stets daran, daß ich dich zweimal vom Tode errettet habe, als der Strick schon um deinen Hals lag. Zweimal habe ich, der Scherif von Ben-Aza, den Pascha um Gnade für dich gebeten und dich gerettet. Aber in England wird niemand sein, um dich zu retten, wenn du dich töricht benimmst. Komm morgen zu mir, und ich werde dir einen Brief geben.«

Jim Morlake kehrte in den frühen Morgenstunden nach Hause zurück. Um halb vier Uhr sah Spooner, daß der Schatten am Fenster verschwand und der Vorhang aufgezogen wurde. Im nächsten Augenblick öffnete Jim das bis zum Boden reichende Fenster und trat hinaus. Er schritt über den Rasen zum Tor. Der Detektiv zog sich in den Schatten der Büsche zurück, aber Jim rief ihn an.

»Sind Sie dort, Finnigan – oder sind Sie es, Spooner?«

»Spooner«, erwiderte der Beamte ein wenig verdutzt und trat vor.

»Kommen Sie herein und nehmen Sie einen Whisky-Soda. Sie haben sicher sehr gefroren heute nacht.«

»Wußten Sie denn, daß wir hier waren?«

Jim lachte: »Natürlich wußte ich das.«

Jim schenkte ihm ein Glas ein, und der Detektiv trank es in einem Zug aus.

»Es ist doch wirklich verrückt, daß man die Zeit eines Beamten so vergeudet –«

»Sie meinen zweier Beamter«, verbesserte ihn Jim.

»Sagen Sie einmal, wann schlafen Sie überhaupt?« fragte der Detektiv und nahm sich eine Zigarre aus dem Kasten, den Jim ihm reichte.

»Sehr selten«, erwiderte Morlake ernst. »Es erfrischt mich, wenn ich auf und ab gehe.«

»Aber wie machen Sie das? Ich sehe Sie immer nur in der einen Richtung an dem Fenster vorbeigehen.«

»Ich gehe um diesen Tisch herum«, entgegnete Jim gleichgültig. »Ich wollte Sie eigentlich fragen, ob Sie nicht einen Schrei gehört haben? Aber es kann sein, daß das lange Wachen mich nervös gemacht hat.«

»Ich habe nichts gehört. Das müssen Sie sich eingebildet haben. Aus welcher Richtung sollte er denn gekommen sein?«

»Von der Wiese auf der anderen Seite des Flusses. Aber wenn Sie ihn nicht gehört haben, dann wollen wir uns auch nicht weiter darum kümmern.«

»Ist dort eine Brücke?« fragte der Detektiv, der froh war, eine kleine Abwechslung zu haben. »Was für ein Geräusch war es denn?«

»Es klang wie ein Hilfeschrei. Wenn Sie denken, daß es sich lohnt, hole ich eine Lampe, und wir sehen einmal nach.«

Er steckte eine Windlaterne an, und sie eilten quer über den Rasen nach der kleinen Flußbrücke.

»Ich glaube, daß der Schrei von diesem Feld kam«, sagte er.

Spooner sah auch bald eine Gestalt auf dem Boden liegen.

»Wer ist es?« fragte Jim.

»Er scheint betrunken zu sein – hallo, wachen Sie auf!« Er zog den reglosen Mann auf die Knie und schüttelte ihn heftig an der Schulter. »Wachen Sie auf! Das ist ja der junge Mann, der im Haus von Mrs. Cornford wohnt!«

»Ich erkenne ihn jetzt auch. Wie mag er nur hierhergekommen sein? Vielleicht sind Sie so liebenswürdig, ihn zu mir zu bringen.«

Spooner holte Finnigan zu Hilfe, und Jim ging nach Hause zurück. Es war nicht nur die Arbeit dieser Nacht sehr schwer für ihn gewesen – Marbornes einbruchssicherer Safe war eine der schwierigsten Aufgaben, die er jemals gehabt hatte – auch die Verantwortung, die er für den halbverrückten Trunkenbold übernommen hatte, machte ihm zu schaffen. Während er seinen sehr gewagten Einbruch verübte, hatte Ferdie Farringdon im Wagen geschlafen, ebenso während der Rückfahrt. Schließlich mußte Jim ihn von dem Schuppen an, wo er seinen Wagen untergestellt hatte, halb tragen und halb führen. Er hatte ihn in den Wiesen von Creith House niedergelegt, als ihm einfiel, daß die Detektive, die sein Haus bewachten, doch ganz zweckmäßig dazu verwendet werden könnten, den armen Kerl nach Hause zu bringen.

Jim ging in sein Schlafzimmer, zählte den Stoß Banknoten, den er aus seiner Tasche nahm, steckte ihn in ein Kuvert, schrieb die Adresse darauf und verwahrte es in dem Geheimfach unter dem Teppich.

Was er finden wollte, hatte er nicht bekommen, aber sein Mißerfolg bedrückte ihn weniger als die merkwürdige

Geschichte, die Farringdon ihm erzählt hatte. Es konnte doch unmöglich Joan sein – aber ihr Vater war ein Lord, sie hatte die herzförmige Narbe auf der Hand – und sie hieß Joan! Es ist ja Unsinn! sagte er zu sich selbst, das kann nicht sein! Unmöglich hat Joan das Leben dieses Mannes ruiniert. Sie ist doch noch ein Kind...

Sicher war es nur das Geschwätz eines Betrunkenen, aber er konnte sich mit dieser Erklärung nicht zufriedengeben. Schließlich nahm er sich vor, Mr. Farringdon am Morgen aufzusuchen und um eine Erklärung zu bitten. Er schlief vier Stunden, badete und kleidete sich an. Seine ersten Gedanken beim Erwachen beschäftigten sich wieder mit dem Betrunkenen und dessen Äußerungen.

Nachdem er eine Tasse Tee getrunken hatte, bestieg er sein Pferd und ritt den Seitenweg entlang, bis er zu der einsam stehenden Gärtnerwohnung kam. Er hatte Mrs. Cornford noch nie gesehen, aber er war ziemlich beeindruckt von ihr.

»Mein Name ist Morlake«, sagte er und beobachtete sie scharf. »Ich freue mich, daß Sie nicht gleich in Ohnmacht fallen, wenn sich Ihnen ein Verbrecher vorstellt.«

Sie lächelte, als sie seinen Namen hörte.

»Ich möchte gern den Herrn sprechen, der bei Ihnen wohnt.«

»Mr. Farringdon?« Ihr Gesichtsausdruck änderte sich plötzlich. »Es tut mir leid, daß Sie ihn nicht sehen können – er ist sehr krank. Sie wissen vielleicht, daß er an Trunksucht leidet. Gestern ist er durchgebrannt, als ich ins Dorf ging, um einzukaufen, und er ist erst heute früh zurückgekommen. Ich habe eben nach dem Arzt geschickt.«

»Ist er denn so krank, daß ich ihn nicht sprechen kann?«

»Seine Temperatur ist hoch, und auch sonst ist er sehr elend. Kennen Sie ihn gut?«

»Nein, ich weiß nur verschiedenes von ihm, das ist alles.«

Sie wollte anscheinend nicht weiter über Mr. Farringdon sprechen, und er verabschiedete sich. Er ritt querfeldein nach No Man's Hill.

Es war eine merkwürdige Laune von ihm, daß er von dem sonst üblichen Weg abbog und auf die Höhe des Hügels ritt. Er hatte plötzlich ein Bedürfnis nach Einsamkeit, die er dort oben zu finden hoffte.

Als er jedoch auf die offene Wiese kam, sah er sich unerwartet Lady Joan gegenüber. Sie saß im Sattel, schaute ihn mit einem merkwürdigen Lächeln an und lachte schließlich laut über sein erstauntes Gesicht.

»Mein Vater ist gestern abend nach Creith zurückgekommen«, sagte sie, »und unser gewöhnliches Leben hier auf dem Land hat wieder begonnen. Wir erwarten, daß auch Hamon jeden Augenblick hier erscheint.«

»Da kann ich Ihnen ja gratulieren!«

»Wissen Sie schon, daß in der letzten Nacht in London wieder eingebrochen wurde? Es sah einer Ihrer Heldentaten recht ähnlich!«

Sie schaute ihn bei diesen Worten durchdringend an.

»Eine schlechte Nachahmung. Wollen Sie mich denn für jeden Einbruch verantwortlich machen –?«

»Waren Sie es?«

Lachend stieg er vom Pferd.

»Sie sind eine sehr wißbegierige junge Dame – aber ich werde Ihre Neugierde nicht befriedigen.«

»Dann waren Sie es also doch!« Sie seufzte. »Ich fürchtete es schon. Hier im Dorf sind allerdings alle überzeugt, daß Sie Wold House nicht verlassen haben.«

»Ich war aber tatsächlich vorige Nacht in London. Was ich auch sonst Böses getan haben mag – ein gutes Werk habe ich wenigstens vollbracht. Ich bewahrte einen jungen Mann davor, wegen Trunkenheit verhaftet zu werden, und ich habe ihn zu der guten Mrs. Cornford zurückgebracht.«

Sie wurde auffallend blaß.

»Das war sehr lieb von Ihnen«, sagte sie leise.

»Kennen Sie den Mann?«

Sie antwortete nicht.

»Hat er Grund, Sie zu hassen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Joan, haben Sie Sorgen oder Schwierigkeiten?«

»Sorgen habe ich immer«, erwiderte sie leichthin. »Schon so lange ich denken kann, war das so!«

»Sie weichen mir aus. Aber vielleicht sagen Sie mir etwas anderes?« Es wurde ihm schwer, die richtigen Worte zu finden. »Wenn ich nicht – wenn ich ein ehrbares Mitglied der Gesellschaft und von Ihrem Stande wäre... würden Sie mich dann heiraten?«

Sie sah ihn traurig an.

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil... Sie sprachen eben über Ferdie Farrington.« Sie war kaum fähig, weiterzusprechen. »Ich bin mit ihm verheiratet!« sagte sie dann, wandte ihr Pferd und ritt in vollem Galopp den Hügel hinunter.

Er mußte träumen! Das konnte doch nicht wahr sein! Es war zu absurd. Sie wollte ihn ebenso erschrecken, wie sie Lydia Hamon erschreckt hatte. Sicherlich war das nicht wahr...

Er hielt wieder vor dem Hause von Mrs. Cornford. Er hätte ja hineingehen, sich Gewißheit verschaffen können, aber eben sah er den Doktor aus der Tür kommen. Der alte Mann nickte ihm freundlich lächelnd zu.

»Wie geht es Ihrem Patienten?« fragte Jim.

»Sehr schlecht. Ich fürchte, er hat Angina. Er ist kraftlos und kann der Krankheit keinen Widerstand entgegensetzen. Ein merkwürdiger Kerl, dieser Farrington! Hat eine Hochschule besucht, aber die Haare würden Ihnen zu Berge stehen, wenn Sie gehört hätten, was er im Delirium redete. Wissen Sie eigentlich etwas von Mitternachtsmönchen?«

»Wovon?«

»Von Mitternachtsmönchen. Sie sind doch weit in der Welt herumgekommen. Es muß irgendeine Geheimgesellschaft sein. Er hat die ganze Zeit davon geschwätzt. Eigentlich dürfte ich ja nicht darüber sprechen. Neben den Mitternachtsmönchen erwähnte er immer noch den Namen Joan.«

Jim sagte nichts darauf, und der Arzt verabschiedete sich.

Tief in Gedanken versunken ritt Morlake weiter. Joan hatte ihn erschrecken wollen, das war die einzige Erklärung. Hierbei blieb er und betrog sich selbst.

Er bog nach Wold House ein, als ein großer italienischer Wagen an ihm vorbeifuhr. Einen kurzen Augenblick konnte er den Mann sehen, der darin saß. Hamons Anwesenheit würde hier niemand Glück bringen, ihm am allerwenigsten.

»Polizeibeamte waren hier!« sagte Binger, der ihm auf der Zufahrtsstraße entgegenkam, etwas theatralisch.

»Wer denn? Spooner und Finnigan?«

»Die beiden und noch einer. Der wollte wissen, ob Sie letzte Nacht ausgegangen seien. Aber ich wußte ja ganz genau, daß Sie hier waren, und habe das auch zu Protokoll gegeben.«

»Wann sind sie fortgegangen?«

»Sie sind noch in Ihrem Arbeitszimmer. Der eine Herr sagte, daß er sich nicht wohl fühle und sich ein wenig hinsetzen müsse. Draußen scheine ihm die Sonne zu stark.«

»Wir haben seit einem Monat überhaupt keinen Sonnenschein gehabt – ich nehme an, daß dieser dritte Welling heißt. Was Sie eben sagten, klingt ganz nach ihm.«

»Stimmt. Er ist ein älterer Mann, der nicht ganz richtig im Kopf sein muß. Er ist ein wenig kindisch. Den Plattenspieler hat er auf den Tisch gestellt und gefragt, wofür denn die kleinen Löcher an der Seite seien. Es ist schrecklich, wenn man einen Menschen sieht, der seinen Verstand nicht ganz beisammen hat.«

Als Jim in sein Arbeitszimmer kam, bewunderte Welling gerade eine große Radierung, die über dem Kamin hing.

»Da sind Sie ja endlich, Morlake. Ich dachte, es sei gut, wenn ich mich einmal nach Ihnen erkundigte. Erst gestern abend habe ich entdeckt, daß ohne mein Wissen zwei Leute vom Yard hierhergeschickt wurden, um Sie zu beobachten. Ich finde das nicht richtig«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Sobald ich es entdeckte, entschloß ich mich, die Beamten zu entfernen. Ich möchte Sie nicht ärgern; Sie müssen sich frei bewegen können, Morlake.«

Jim lachte laut.

»Ich zweifle nicht im geringsten daran, daß Sie selbst die Detektive beauftragt haben, mich zu überwachen.«

»Und ich zweifle noch weniger daran«, gab Welling reumütig zu, »daß ich sie tatsächlich herschickte. Das ist das Schlechteste an unserem Beruf, daß wir dauernd lügen müssen.« Er schüttelte traurig den Kopf. »Und dann solche unnötigen Lügen. Mir graut manchmal vor mir selbst, wenn ich daran denke, was ich so tagsüber zusammengelogen habe. Sie haben da einen netten Plattenspieler – haben Sie auch Platten?«

»Massenhaft«, antwortete Jim prompt.

»Sehen Sie mal an. Ich hatte den Apparat gerade vorhin angedreht.« Bei diesen Worten schaltete er ihn an, und der Plattenspieler bewegte sich langsam. »Der kriecht wie eine Schnecke. Nun dachte ich mir, wenn Sie eine Lampe hätten und sie in die Mitte setzten, dann könnte man eine Pappfigur von der Gestalt eines Mannes ausschneiden und den



Apparat so aufstellen, daß jedesmal der Schatten die Vorhänge trifft, wenn die Figur vorübergeht. Wie gefällt Ihnen die Idee? Wenn ich mein kleines Buch über Einbrecher schreibe, dann werde ich diese Sache ganz bestimmt erwähnen – sogar mit Illustrationen.«

Jim verschob den Regulator, und die Scheibe drehte sich nun schnell.

»Das beweist nur, wie selbst ein schlauer Plan aus Mangel an Vorsicht scheitern kann. Wenn ich ein Verbrecher gewesen wäre, wenn ich die Polizei hätte täuschen wollen, dann hätte ich doch vor allem den Hebel auf normale Gangart zurückstellen müssen. Bitte, vergessen Sie nicht, auch das in Ihrem Buch zu erwähnen.«

»Sicherlich werde ich das nicht vergessen«, gab der Detektiv schalkhaft zu. »Ich danke Ihnen für Ihre Informationen.«

Er sah sich nach Spooner und Finnigan um.

»Also, die Sache ist in Ordnung – ich glaube nicht, daß Sie hier noch zu warten brauchen. Sie fahren beide mit dem nächsten Zug in die Stadt zurück. Inzwischen möchte ich mit Mr. Morlake noch etwas privatim besprechen.«

Er verbeugte sich leicht, ging zum Fenster und beobachtete, wie die beiden Beamten verschwanden.

»Gute Leute«, meinte er und wandte sich wieder an Jim. »Kein bißchen Verstand, aber von idealer Pflichttreue. Sagen Sie mal, Morlake, wo waren Sie eigentlich letzte Nacht?«

»Wo soll ich denn gewesen sein?« Jim nahm seine Pfeife vom Kamin und stopfte sie.

»Ich nehme an, daß Sie in dem Haus Cambridge Circus Nr. 302 waren und den Geldschrank unseres Freundes Marborne ein wenig öffneten. Und wenn ich sage, ich nehme es an, dann heißt das, ich weiß es genau. Morlake, das gehört sich doch nicht.« Er schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. »Ein Hund beißt doch nicht den anderen, und ein Dieb darf doch nicht den anderen berauben. Dieser Marborne war der größte Dieb, der je Polizeiuniform getragen hat. Der Himmel und unser Chef wissen es genau. Haben Sie denn wenigstens das gefunden, was Sie suchten?«

»Nein.«

»Aber warum nahmen Sie dann das Geld?«

»Was für Geld?« fragte Jim unschuldig.

Captain Welling setzte sich in einen Sessel und zog die Falten seiner Hose hoch.

»Ich sehe schon, wir müssen uns erst eine Weile streiten.«

»Um Himmels willen, ich nähme doch nur Geld, wenn es dem Mann gehörte, den ich beraube.«

Welling nickte.

»Das habe ich schon vermutet – aber es war doch Marbornes Eigentum. Können Sie mir eigentlich sagen, welchen Einfluß Marborne auf Hamon hat?«

»Soviel ich weiß, erpreßt er ihn, weil er ein Dokument hat, das für Hamon sehr belastend ist. So sehe ich wenigstens den Fall an.«

»Mysteriöse Angelegenheit, die ich nicht verstehe. Da ist also ein Dokument, das Sie haben wollen und das nach Ihrer Behauptung Marborne besitzt. Wenn dieses Schriftstück in die Hände der Polizei oder des Gerichts fiele, würde das für Hamon katastrophale Folgen haben. Habe ich bis dahin alles richtig gesagt?«

»Ja, soweit wie möglich.«

»Nun gut.« Welling legte die Spitzen der Finger zusammen. »Also zuerst haben wir ein Dokument oder einen Brief, ein Protokoll oder so was Ähnliches, dessen Bekanntwerden, sagen wir einmal, Hamon in eine böse Lage bringt. Warum in aller Welt vernichtet der Mann dieses Dokument nicht?«

Ein feines Lächeln zeigte sich auf Jims Zügen.

»Weil er eben wie ein Affe ist. Er hat seine Hand in die Kürbisflasche gesteckt, hat die Frucht darin ergriffen und kann nun die Hand nicht herausziehen, ohne seine Beute fahrenzulassen.«

»Ich habe zwar gehört, daß er ein Geizhals ist – aber warum bewahrt er denn eine Sache auf, die ihn –«

»An den Galgen bringt«, ergänzte Jim.

Welling machte ein ernstes Gesicht.

»Ist es wirklich so schlimm? Ich ahnte es. Der Mann ist verrückt. Für eine solche Wahnsinnstat gibt es überhaupt keinen Präzedenzfall in der Geschichte der Justiz. Ein Mann mag solch ein Dokument aufheben, weil er nachlässig ist,

oder weil er es vergessen hat – aber absichtlich! Hat er es denn geschrieben?«

»Nein, ein anderer. Es enthält eine Anklage, daß er einen großen Betrug plante und jemand zu ermorden versuchte.«

»Ich gebe es auf, diese Sache zu entwirren«, meinte Welling und schüttelte den Kopf. »Aber unter allen Umständen wird es Hamons Untergang sein.«

»Er ist übrigens schon wieder hier.«

Jim hatte Welling gern, und unter gewöhnlichen Umständen hätte er sich über seine Gesellschaft gefreut, aber jetzt war er nicht in der Stimmung, Menschen um sich zu haben, und er war froh, als der Detektiv ging. Die Erklärung Joan Carstons hatte ihn sehr mitgenommen. Er glaubte jetzt, daß sie die Wahrheit gesagt hatte. Mit ihm würde sie nicht spielen. Zweimal ritt er an diesem Tage noch zu Mrs. Cornford und fragte nach dem Patienten.

»Es geht ihm sehr schlecht, aber der Arzt hat Hoffnung.«

»Wissen Sie eigentlich Genaueres über Mr. Farringdon?«

»Ich weiß nur wenig. Er hat fast keine Freunde. Ein Anwalt aus der Stadt zahlt ihm pünktlich eine Rente aus. Wenn ich nur wüßte, wie ich seine Verwandten benachrichtigen kann, aber er spricht von nichts anderem als diesen Mitternachtsmönchen, und der einzige Name, den er außer dem eines Mädchens erwähnt, ist Bannockwaite. Er kommt mir irgendwie bekannt vor, aber ich kann nicht sagen, woher ich ihn kenne.«

Jim hatte den Namen auch schon gehört, besann sich aber nur darauf, daß er mit irgendwelchen unangenehmen oder bösen Dingen verknüpft war. Plötzlich kam ihm ein Einfall. Welling hatte ihm gesagt, daß er noch einen oder zwei Tage im Dorf bleiben wolle. Jim ritt also zum ›Roten Löwen‹, wo der Beamte sein Quartier aufgeschlagen hatte und fand ihn vor einem großen Bierglas sitzend.

»Kennen Sie einen gewissen Bannockwaite?«

»Früher kannte ich einen Mann dieses Namens«, entgegnete der Detektiv sofort. »Er war ein fürchtbares Rauhbein. Erinnern Sie sich nicht an den Fall? Ein junger Geistlicher, der sich unmöglich machte und aus der Kirche ausgeschlossen wurde? Er hatte eigentlich nicht viel verbrochen, er war von Natur ein Teufel, und es gibt keinen größeren Fehler, als die geistliche Karriere einzuschlagen, wenn man nicht dazu berufen ist. Später war er in eine Falschspielerraffäre verwickelt und geriet auch in unsere Hände. Aber es wurde keine Klage gegen ihn erhoben. Bei Kriegsausbruch meldete er sich freiwillig, erhielt das Victoriakreuz und fiel an der Somme. Vielleicht erinnern Sie sich an ihn in Verbindung mit einer der Geheimgesellschaften, die er gründete.«

»Welche Geheimgesellschaften meinen Sie?«

»Als er noch auf die Schule ging, hat er mit einer solchen Geschichte nicht nur seine Kameraden in Verwirrung gebracht, sondern auch noch ein Dutzend andere Institute.«

»Auf welcher Schule war er denn? Aber das werden Sie wohl nicht wissen.«

»Zufällig weiß ich es noch. Es war Hulston – das ist eine große Schule in Berkshire.«

Jim ging nach Hause und schrieb an den Schuldirektor in Hulston.

Spät am Nachmittag sah er Hamons Wagen in der Richtung nach London vorbeifahren und wunderte sich, welches dringende Geschäft den Finanzmann wohl in die Stadt zurücktreiben mochte.

Nach Mitternacht kehrte Hamon schon wieder zurück. Er hatte in London zwei nützliche Stunden verbracht und mit einem Fremden gesprochen, der gerade angekommen war. Die Unterhaltung war nur auf arabisch geführt worden.

Marborne hatte eine neue Forderung an Hamon gestellt und nur fünfhundert Pfund erhalten. Sofort schickte er ein zweites Schreiben, erfuhr aber, daß Hamon weggefahren sei. Er hielt das für einen Vorwand, ging selbst in Hamons Wohnung und fragte den Butler aus. Miss Hamon war auch nicht da; sie war mit dem Elfuhrzug nach dem Festland abgereist. Der Butler glaubte, daß sie mindestens eine Woche fortbleiben werde.

Obgleich die Nacht sehr kühl war, öffnete Marborne das Fenster in seinem Zimmer, um auf den Verkehr in Cambridge Circus hinabzusehen. Die Kinofassade in der Nähe war grell beleuchtet. Er saß lange und schaute zu, wie das Publikum zu den Vorstellungen strömte.

Plötzlich eilte ein großer, starker Mann quer über die Straße, da der Verkehr auf dem Fahrdamm im Augenblick nicht allzu stark war. Das mußte ein Fremder sein. Marborne beobachtete ihn einige Zeit. Der Mann schien nicht genau zu wissen, wo er sich hinwenden solle. Zuerst ging er an den Häusern des Platzes entlang, dann kam er zurück und stand unentschlossen auf einer der Verkehrsinseln, wo das Licht einer großen Bogenlampe auf ihn fiel. Er mochte Seemann sein, denn er trug einen wollenen Sweater, eine dicke Tuchjacke und eine Sportmütze. Als Marborne ein elegantes Auto im Verkehr verfolgte, das vor dem Theater hielt, verlor er ihn aus den Augen und dachte nicht mehr an ihn.

Er schloß das Fenster, nahm ein Spiel Karten aus einer Schublade und begann eine Patience, um seine Nervosität zu bekämpfen. Er hörte Geräusche, Klopfen und Flüstern und wußte doch, daß alles nur Einbildung war. Schließlich setzte er den Hut auf, da er die Einsamkeit nicht länger ertragen konnte, und ging die Shaftesbury Avenue zum Piccadilly Circus entlang. Dort blieb er stehen und beobachtete eine Weile den Verkehr.

Dann machte er noch einen kleinen Spaziergang und ging schließlich zum Cambridge Circus zurück. Er fühlte sich jetzt etwas wohler. Plötzlich sah er den großen, fremdartig aussehenden Matrosen wieder. Sein bleiches Gesicht und sein dünner, schwarzer Schnurrbart fielen ihm auf. Er stand in der Nähe, als Marborne aufschloß, kam auf ihn zu und zog die Mütze.

»Entschuldigen Sie«, sagte er mit einem gutturalen Akzent, »sind Sie Mr. Marborne?«

»Ja, das ist mein Name.«

»Ich habe dies hier für Sie abzugeben.« Er reichte ihm ein großes Kuvert. »Es ist von Mr. Hamon, aber ich muß erst sicher sein, daß Sie wirklich Mr. Marborne sind.«

»Kommen Sie doch mit nach oben«, erwiderte Marborne schnell. Hamon hat wieder Geld geschickt, dachte er vernünftig. Dieser dicke Brief konnte nur Geld enthalten; Hamon hatte allerdings manchmal merkwürdige Boten. Er öffnete die Tür und ließ den Mann eintreten, der lautlos hinter ihm die Treppe hinaufgestiegen war.

»Sie sind also Mr. Marborne?« fragte der Fremde, als sie im Zimmer waren. Er sprach nur gebrochen englisch. »Dies ist für Sie. Wollen Sie bitte öffnen und mir den Empfang bestätigen?«

Marborne zerschnitt die Schnur und riß den Umschlag auf. Eine Sekunde lang wandte er dem Besucher den Rücken zu, und Ahmet, der Mauleseltreiber, zog ein gekrümmtes Messer aus jeder Tasche. Mit einem unterdrückten Schrei stieß er nach dem Mann.

Marborne wußte selbst nicht, warum er plötzlich aufschaute. In dem Spiegel über dem Kamin sah er das Blitzen der beiden Messer und drehte sich blitzschnell um. Im nächsten Augenblick hob er den Tisch auf und schleuderte ihn gegen den Mörder. Als er nach seinem Revolver griff, ging plötzlich das Licht aus. Marborne hörte Schritte bloßer Füße auf der Treppe und eilte hinter dem Mann her, fiel dabei aber über den Tisch. Als er das Licht wieder angedreht hatte, waren Treppe und Gang unten leer; auch auf der Straße war nichts von dem fremden Matrosen zu sehen. Nachdem er die Tür zweimal abgeschlossen hatte, ging Marborne in seine Wohnung zurück, goß sich ein großes Glas Whisky ein und trank es aus.

»Dieses Schwein!« sagte er atemlos und untersuchte den Brief.

Es lag nur geschnittenes Zeitungspapier darin. So war es also gemeint!

Er dachte klar und kühl über seine Lage nach. Das war also der wirkliche Hamon, der sich durch nichts abhalten ließ, das verlorene Dokument wiederzubekommen.

Marborne saß eine halbe Stunde lang und brütete vor sich hin, dann erhob er sich, zog Rock und Weste aus, legte

auch das Oberhemd ab und schließlich das Unterhemd. An seiner linken Seite war auf dem bloßen Körper eine kleine Tasche aus Seide mit vielen Streifen von Heftpflastern befestigt. Er klebte noch zwei neue darüber und zog sich wieder an. Dann untersuchte er seinen Revolver sorgfältig und steckte ihn in die Hüfttasche. Jetzt war nur eins zu tun, und das mußte gleich getan werden. Vor allem mußte er sofort das Haus verlassen, bevor der Mörder, der auf ihn lauerte, sich von seinem Schrecken erholt hatte. Er zog den Mantel an, nahm einen schweren Spazierstock, in dem ein Gummiknüppel verborgen war, und ging hinunter.

Jim Morlake war die Lösung all seiner Schwierigkeiten, er konnte ihn auch gegen Gefahren schützen. Als er die Tür geschlossen hatte, schaute er nach links und rechts, aber wie er erwartet hatte, war nichts von dem fremden Matrosen zu entdecken.

Um elf Uhr hörte Jim, der noch eifrig in seinem Arbeitszimmer tätig war, Schritte auf dem geschotterten Fahrweg. Er öffnete die Tür und hörte die Unterhaltung zwischen Binger und einem Unbekannten. Plötzlich kam Binger sehr erregt zu ihm.

»Es ist dieser verfluchte Marborne!« flüsterte er ihm zu.

»Führen Sie ihn ruhig herein!«

Marborne sah hager und angegriffen aus. Jim glaubte, daß er Unannehmlichkeiten mit ihm haben werde, aber die Haltung des Mannes blieb höflich.

»Es tut mir sehr leid, daß ich Sie so spät noch störe, Mr. Morlake«, begann er, »und ich hoffe, daß Sie nicht denken, ich käme wegen des Vorfalls von letzter Nacht zu Ihnen.«

Jim schwieg.

»Tatsächlich bin ich –« Plötzlich fuhr Marborne nervös herum. »Was ist denn das?« fragte er aufgeregt.

Wieder waren Schritte auf dem Fahrweg zu hören.

»Wer mag das sein?« fragte er heiser.

»Das werde ich feststellen«, entgegnete Jim, ging hinaus und öffnete selbst dem Besucher die Tür.

»Treten Sie bitte näher, Welling! Sie sind der zweite, den ich heute abend bestimmt nicht erwartet hätte.«

»Wer war denn der erste?«

»Ein alter Freund von Ihnen – Marborne.«

Captain Welling runzelte die Stirn.

»Sehr interessant. Ist er hergekommen, um sein Geld von Ihnen zurückzuerlangen?«

»Das nahm ich zuerst auch an. Aber ich glaube, seine Unruhe hat eine viel ernstere Ursache.«

Als Marborne sah, wer Jims neuer Besucher war, atmete er erleichtert auf.

»Haben Sie einen Freund erwartet?« fragte Welling.

»Nein«, stammelte Marborne verwirrt.

»Sie können aber Ihren Revolver ruhig fortlegen – es ist eine sehr schlechte Angewohnheit, Waffen mit sich herumzutragen.«

Marborne hatte sich wieder etwas erholt.

»Mr. Morlake«, wandte er sich an Jim, »ich möchte Sie heute abend nicht mehr mit meinen Angelegenheiten belästigen – vielleicht können Sie mir morgen früh ein paar Minuten schenken?«

»Wenn ich Ihnen hier im Wege bin –« begann Welling.

»Nein, durchaus nicht. Sagen Sie mir nur, wo ich während der Nacht schlafen kann! Vermutlich gibt es hier im Dorf ein Gasthaus oder ein Hotel?«

»Jawohl, hier ist ein Gasthaus – der ›Rote Löwe‹. Ich wohne selbst dort. Aber ich kann ja auch warten. Mein Geschäft ist nicht so sehr dringend. Ich wollte nur eine oder zwei Fragen an Mr. Morlake stellen.«

»Nein, danke, es genügt, wenn ich Mr. Morlake morgen früh sprechen kann.«

Marborne war inzwischen zu einem anderen Entschluß gekommen. Er wollte Hamon noch eine letzte Chance geben, da er hier nicht einen Pistolenschuß von ihm entfernt wohnte. Am Morgen wollte er ihm noch ein Angebot machen, und Hamon würde besser und williger zahlen, da jetzt auch noch eine Anklage wegen versuchten Mordes gegen ihn erhoben werden konnte. Er verabschiedete sich von den beiden und ging.

»Was ist eigentlich mit Marborne los?« fragte Welling.

»Ich weiß es nicht. Er war sehr nervös, und ich hatte den Eindruck, daß er in irgendeiner Gefahr schwebt. Aber vielleicht hat er auch wieder getrunken.«

»Nein, getrunken hatte er nicht. Ich möchte doch zu gern wissen, was er wollte.« Die letzten Worte sprach er fast zu

sich selbst. »Das beste ist, wir rufen ihn wieder zurück.«

Sie gingen zusammen auf den Fahrweg hinaus, konnten aber nichts mehr von Marborne sehen.

»Haben Sie ein Feuerzeug bei sich?« fragte Welling beunruhigt.

Jim reichte ihm seine Taschenlampe, und der Detektiv leuchtete den Fahrweg ab. Ringsumher herrschte tödliche Stille.

Auf halbem Weg zwischen Tor und Haus hielt er plötzlich an und richtete den Lichtschein auf Sträucher, die am Weg standen.

Dort lag Marborne mit dem Gesicht nach unten. Sie konnten eine leichte Wunde am Hinterkopf feststellen, aber getötet hatte ihn eine seidene Schnur, die um seinen Hals geschlungen war.

»Er ist wirklich tot«, sagte Jim, nachdem er sich in seinem Arbeitszimmer eine halbe Stunde mit der reglosen Gestalt abgemüht hatte.

Er hatte Marborne vollständig entkleidet und künstliche Atmung angewandt. Aber der Mann mußte einige Sekunden, bevor sie ihn auffanden, gestorben sein.

»Der Mörder hat zuverlässig gearbeitet, es muß sehr schnell gegangen sein. Sehen Sie einmal, bis auf die Haut ist er durchsucht worden. Hier hatte er sein Geheimnis verwahrt – er hat es direkt auf dem Körper getragen. Das ist ein alter Trick. Vorläufig können wir nichts anderes tun als die Ortspolizei alarmieren. Der Mörder muß sich über die Wiesen entfernt haben, denn er ist nicht durch das vordere Parktor gegangen. Vielleicht hält er sich in einem der kleinen Wälder auf, aber auch das ist sehr zweifelhaft. Morlake, Sie kennen doch hier die Gegend genau – welchen Weg könnte er eingeschlagen haben?«

»Das hängt ganz davon ab, ob auch er genau Bescheid wußte. Vermutlich hat er auf der Brücke den Fluß überschritten und ist dann am Ufer entlang zur Amdon Road gelaufen. Von dort aus kann er ein halb Dutzend verschiedene Wege eingeschlagen haben. Vielleicht finden Sie Spuren, wenn Sie einmal die Mauern besichtigen, die den Park umgeben.«

Aber hierin täuschte sich Jim.

Weder das Tageslicht noch die Polizei brachten den Mörder in ihre Hände. Nur eine Entdeckung machte man: Auf dem Weg am Fluß wurde ein gebogenes Messer gefunden, das der Verbrecher in der Eile hatte fallen lassen. Es ging deshalb an alle Polizeistationen im Umkreis von zwanzig Meilen der Befehl, nach einem Araber zu fahnden. Jim hatte diesen Rat gegeben, da er die Zusammenhänge vermutete.

Welling durchsuchte Marbornes Wohnung und besichtigte den Schauplatz des Kampfes. Tisch und Stühle lagen kreuz und quer übereinander. Er entdeckte auch den Scheinbrief, der an Marborne gerichtet war.

»Wahrscheinlich hat sich der Mörder unter diesem Vorwand Zutritt zur Wohnung verschafft«, erzählte er später Jim Morlake. »Marborne muß den Angriff wohl abgeschlagen haben – und aus diesem Grund kam er nachher zu Ihnen.«

»Aber warum ausgerechnet zu mir?«

»Er wollte Ihnen das Dokument verkaufen, mit dem er Hamon erpreßte. Bestimmt glaubte er, Hamon habe den Araber beauftragt, ihn zu beseitigen. Und Hamon ist auch sicher an diesem Mord beteiligt. Aber wieder haben wir nicht genug Beweismaterial gegen ihn in der Hand«, fügte er zweifelnd hinzu, »um eine Durchsuchung seiner Wohnung zu rechtfertigen.«

Welling schlug sein Hauptquartier in Wold House auf. Eine merkwürdige Wahl, dachte Hamon, als er in Jims Arbeitszimmer gerufen wurde. Er drückte auch seine Verwunderung hierüber aus.

»Das mag merkwürdig, vielleicht sogar tragisch sein«, erwiderte Welling, der nicht länger liebenswürdig und höflich war, »aber mir paßt dieser Ort, und deshalb muß er auch für Sie gut genug sein. Haben Sie die Nachricht schon gehört?«

»Sie meinen, daß Marborne getötet wurde? Ja, der arme Mensch!«

»Er war doch Ihr Freund?«

»Ich kannte ihn und kann sagen, daß er mein Freund war.«

»Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?«

»Ich habe ihn seit mehreren Tagen nicht mehr gesehen.«

»War Ihre letzte Unterredung mit ihm freundschaftlich?«

»Ja, er kam, um sich Geld zu leihen – er wollte ein eigenes Geschäft gründen.«

»Und Sie haben es ihm wahrscheinlich auch gegeben?« fragte Welling trocken. »Mit dieser Angabe wollen Sie wohl die finanziellen Transaktionen erklären?«

»Behaupten Sie, daß ich nicht die Wahrheit sage?«

»Ich behaupte sogar, daß Sie lügen«, erwiderte Welling kurz.

»Ich bin dabei, einen Mord aufzuklären. Sie gaben Marborne das Geld aus rein egoistischen Gründen. Er hatte ein

Dokument in seinem Besitz, das Sie unter allen Umständen wiederhaben wollen, und da er es Ihnen nicht geben wollte, mußten Sie ihm eben große Summen zahlen.«

»Sie machen hier eine Feststellung, die nur vor Gericht erörtert werden könnte.«

»Das wird auch der Fall sein, wenn ich den Mörder fange«, sagte Welling grimmig.

»Ist Ihnen denn nicht aufgefallen«, erwiderte Hamon gehässig, »daß dieser Marborne ein Feind Morlakes war und daß man ihn ausgerechnet auf seinem Grundstück tot auffand?«

»Darüber habe ich schon die ganze Nacht nachgedacht. Unglücklicherweise – für Ihre Theorie – war Morlake in meiner Gesellschaft, als Marborne getötet wurde. Ist es übrigens wahr, daß Marborne Sie erpreßt hat? Geben Sie es ruhig zu, denn wir haben bereits genug Beweise dafür in der Hand. Auch Slone hat es durch seine Aussagen bestätigt.«

»Was Slone Ihnen erzählt hat, interessiert mich durchaus nicht. Ich kann nur wiederholen, daß dieser unglückliche Mann Geld von mir lieh, um ein eigenes Geschäft aufzumachen. Wenn Sie Beweise für das Gegenteil haben, dann lassen Sie es mich bitte wissen.«

Niemand wußte besser als Welling, daß solche Beweise nicht existierten. Sein Bluff hatte keinen Erfolg gehabt. Aber er war nicht besonders unglücklich darüber und ging sofort zu einem neuen Angriff über.

»Sie haben in letzter Zeit eine Anzahl von Code-Telegrammen nach Marokko geschickt – ich denke hauptsächlich an eins, das sich auf einen gewissen Ali Hassan bezog. Wer ist das?«

Wieder wurden Hamons Blicke ängstlich, aber es gelang ihm zu lächeln.

»Nun weiß ich auch, warum man Detektive fleißige Leute nennt«, meinte er. »Sie sind ja sehr tätig gewesen in der letzten Nacht. Ali Hassan ist eine maurische Zigarrenmarke.«

Er schaute auf Jim, der zur Bestätigung nickte.

»Das ist allerdings wahr, aber es ist auch der Name eines maurischen Mörders, der vor fünfundzwanzig Jahren hingerichtet wurde.«

»Dann wählen Sie bitte, was Ihnen besser gefällt«, sagte Hamon ironisch.

»Ist das hier nicht Ihre Handschrift?« Welling nahm von dem Tisch hinter sich ein Kuvert und hielt es Hamon hin.

»Nein«, sagte Ralph, ohne zu zögern.

»Marborne wurde von einem Araber getötet, den Sie zu diesem Zweck eigens kommen ließen.«

»Mit anderen Worten, ich bin an diesem Mord mitschuldig?«

Welling nickte.

»Wenn es nicht so außerordentlich komisch wäre, müßte ich ärgerlich sein. Unter diesen Umständen lehne ich es ab, noch irgendwelche Aussagen zu machen. Sie können mich zu nichts zwingen, niemand weiß das besser als Sie, Welling. Und ich werde Ihnen keine weitere Auskunft geben.«

Mit diesen Worten ging er.

»Er hat uns schon mehr gesagt, als er selbst ahnt«, bemerkte Welling, als sich die Tür hinter Hamon geschlossen hatte. »Wer ist aber Sadi Hafis?«

»Ein entsetzlich hinterlistiger Schuft, der in Tanger lebt«, sagte Jim rasch. »Ein skrupelloser Mann, außerordentlich nützlich für Leute wie Hamon und andere dunkle Geschäftsgründer, die vielversprechende Prospekte in die Welt hinaussenden wollen. Er ist ein Agent Hamons, ich kenne ihn schon seit vielen Jahren – wir haben nämlich eine kleine Schießerei miteinander gehabt, als ich damals beim Abstecken der beabsichtigten Fes-Eisenbahn beschäftigt war. Er bezieht sicher von einem halben Dutzend Interessenten Pensionen, und ich glaube, daß er mehr Verbrechen auf dem Gewissen hat als irgendein anderer Mann in Marokko.«

»Meinen Sie damit Mord?«

Jim lächelte.

»Ich sagte Ihnen doch eben: Verbrechen. Mord ist im Rifgebirge kein besonders schlimmes Vergehen.«

»Wenn wir diesen maurischen Burschen fangen, werden wir ja alles erfahren.«

»Der wird nicht das mindeste gegen Sadi Hafis aussagen. Die Scherife sind in gewisser Weise heilige Leute, und der Mörder wird sterben, ohne ein Wort zu sagen, das Sadi Hafis oder irgend jemanden sonst belasten könnte.« –



Durch Lord Creith erfuhr Welling später, daß Ralph Hamon am Morgen nach dem Mord mit der zweiten Post einen umfangreichen eingeschriebenen Brief erhalten hatte. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß das begehrte Dokument darin lag.

\*

Joan benützte die erste Gelegenheit, die sich ihr bot, um ihren Vater um eine Aussprache zu bitten.

Er sah sie besorgt an.

»Was fehlt dir, Kind? Du bist sehr blaß.«

»Es geht mir gut, du brauchst dir keine Sorgen zu machen, aber du wirst wohl sehr böse auf mich sein –«

Er schüttelte den Kopf.

»Dazu gehört schon fürchtbar viel, daß ich mit dir unzufrieden sein könnte, Joan«, sagte er und legte den Arm um ihre Schulter. Er führte sie zu einem Fenstersitz in der Bibliothek.

»Vater«, begann sie endlich leise, »ich habe Ferdie Farringdon geheiratet, als ich noch in der Schule war.«

Er zeigte keine Erregung.

»Oh, die Farringdons sind eine gute, alte Familie, nur sind sie leider dem Trunk verfallen«, meinte er ruhig.

Joan sank ihm schluchzend in die Arme.

»Bitte, erzähle mir alles genau«, bat er, als sie sich etwas beruhigt hatte. »Und lasse vor allem den Kopf nicht hängen, Joan. Es gibt nichts, was meine Zuneigung zu dir irgendwie beeinträchtigen könnte. Du bist die einzige in der Welt, die mir nicht lästig und unangenehm ist.«

»Bannockwaite ist an allem schuld. Er gründete damals die Gesellschaft der Mitternachtsmönche. Die Schüler von Hulston kletterten über die Mauern; wir saßen zusammen im Klostergarten und aßen allerlei Näschiereien. Es war so eine Art Mitternachtspicknick. Es wird dir komisch vorkommen, aber es ging ganz harmlos dabei zu. Alle andern merkwürdigen Gesellschaften, die er gründete, waren ähnlich. Wir waren also die Mitternachtsmönche, und meine beste Freundin, Ada Lancing, war unsere Äbtissin. Natürlich haben die Nonnen nichts von der Sache erfahren. Die Armen wären wahrscheinlich vor Furcht gestorben, wenn sie auch nur im Traum geahnt hätten, was dort vorging. Eins der Mitglieder gab nun die Anregung, die beiden Zweige der Geheimgesellschaft für ewige Zeiten miteinander zu verbinden. Zu diesem Zweck sollte eine symbolische Hochzeit stattfinden. Bannockwaite war damals gerade von Oxford gekommen und hatte eine kleine Kapelle im Wald gebaut. Er hat später nie die Verbindung mit einer seiner Geheimgesellschaften aufgegeben, und besonders stark war er an den Mitternachtsmönchen interessiert, da sie seine älteste Gründung waren. Er kam an einem unserer Sommernachtsfeste zu uns und führte den Vorsitz. Wir zogen Lose, wer die Braut sein sollte –«

»Und die Wahl fiel auf dich?« fragte Lord Creith freundlich.

»Nein, auf Ada. Sie war begeistert, bis der Tag der Hochzeit selbst kam. Es war ein Feiertag, und den älteren von uns war erlaubt, zu zweien auszugehen. Mr. Bannockwaite hatte alles arrangiert. Der Bräutigam mußte sich wie ein Mönch kleiden und die Kapuze über das Gesicht ziehen, und die Braut war dicht verschleiert. Keiner wußte, wer der andere war, selbst wir durften nicht wissen, wer die Lose gezogen hatte. Kannst du dir etwas Verrückteres vorstellen? Mr. Bannockwaite selbst wollte die Trauung vollziehen, und wir gingen alle zu der kleinen, hübschen Kapelle in der Nähe von Ascot ... Aber in der Sakristei brach die arme Ada zusammen. Damals kam mir zum erstenmal der Gedanke, daß die Sache eigentlich furchtbar ernst war. Um es kurz zu machen, Vater – ich bin für Ada eingesprungen.«

»Und du hast nie das Gesicht des jungen Mannes gesehen?«

»Doch, die Mönchskapuze fiel einen Augenblick zurück. Als die Trauung vorüber war, unterzeichnete ich das Protokoll. Dort stand auch sein Name, und ich habe ihn gelesen. Aber ich glaube nicht, daß er meinen kennt – es sei denn, daß er später zur Kapelle zurückging.«

»Hast du ihn nicht wiedergesehen, bis – er hierherkam? Früher hörte ich einmal, er sei gestorben.«

Lord Creith stopfte eine Pfeife, seine Hand zitterte.

»Das war eine ganz verabscheuungswürdige Handlungsweise von Bannockwaite. Aber es hätte ja noch schlimmer sein können. Es ist furchtbar traurig für dich, Joan, aber es gibt keinen Grund, deshalb zu verzweifeln.«

»Es ist schlimmer, als du denkst.«

»Warum denn, mein liebes Kind? Liebst du einen anderen?«

Sie nickte.

»Das ist allerdings schmerzlich«, sagte er und richtete sich auf. »Aber komm, fasse dich.« Sie küßte ihn und ging dann in ihr Zimmer.

Lord Creith fand Hamon im Wohnzimmer. Der Finanzmann machte ein düsteres Gesicht und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er der Polizei Auskunft über seine Privatangelegenheiten gegeben habe. Schließlich wurde es dem Lord zuviel, und er wies Hamon kurzerhand aus dem Haus.

Diese Entwicklung der Dinge änderte Hamons Pläne erheblich. Der Tod Marbornes und die Wiedererlangung des Dokumentes versprachen ihm keine vollkommene Sicherheit, und da er nun unter Verdacht stand, an dem Mord beteiligt zu sein, hatte er doppelten Grund, Creith nicht zu verlassen, bis er sein Ziel erreicht hatte. Deshalb siedelte er in den »Löwen« um.

Er hatte Ahmet nur den Auftrag gegeben, Marborne zu verletzen, nicht ihn zu töten – also war es doch nicht seine Schuld, wenn dieser verrückte Kerl seine Instruktionen überschritt.

Nach kurzer Überlegung telegrafierte er an Lydia, daß sie ihn am nächsten Tag in London treffen solle. Er wartete,

bis es dunkel war, und ging dann zu Mrs. Cornford. Sie selbst öffnete, erkannte ihn aber in der Dunkelheit zuerst nicht.

»Ich möchte Sie sprechen, Mrs. Cornford.«

»Wer sind Sie denn?«

»Ralph Hamon.«

Sie stand einen Augenblick reglos, aber dann Öffnete sie die Tür weiter.

»Treten Sie ein«, sagte sie und ging hinter ihm in das Wohnzimmer.

»Sie haben sich nicht sehr verändert«, begann er und überlegte krampfhaft, wie er fortfahren könne. »Sie sind mir wohl noch sehr böse?«

»Nein«, antwortete sie ruhig. »Aber warum setzen Sie sich nicht, Mr. Hamon?«

»Ich wüßte auch nicht, warum Sie mir böse sein sollten. Ich habe doch für John alles getan, was ich nur tun konnte.«

»Wo ist er?«

»Ich weiß es nicht – ich nehme an, daß er tot ist.«

Sie zuckte unter seinen Worten zusammen.

»Ich glaube auch, daß er tot ist«, sagte sie dann leise. »Aber vor zwölf Jahren lebte er doch noch. Was ist aus seinem Geld geworden, Mr. Hamon?«

»Er muß es verloren haben«, erklärte er ungeduldig. »Ich sagte es Ihnen doch schon früher.«

Sie ließ ihn nicht aus den Augen.

»Er schrieb mir aus Marokko, daß er die Mine gesehen habe und daß sie eine glänzende Sache sei. Einen Monat später teilte er mir aus London mit, daß er alles mit Ihnen abmachen wolle. Und dann hörte ich nichts mehr von ihm.«

»Er verschwand – das ist alles, was ich von ihm weiß. Er wollte in mein Büro kommen, um den Kauf der Aktien zu vollziehen, aber er erschien nicht. Ich telegraphierte Ihnen ja damals und fragte bei Ihnen an, wo er sein könne.«

»Ich weiß nur, daß er hunderttausend Pfund von der Bank abgehoben hatte, daß aber weder er noch das Geld jemals wieder zum Vorschein kam. Ich will nicht gerade behaupten, Mr. Hamon, daß mein Mann und ich sehr glücklich waren – er war ein zu ruheloser Geist und hatte zuviel Freunde, sowohl unter den Männern als auch unter den Frauen. Außerdem trank er. Aber er war doch in mancher Beziehung auch gut und gewissenhaft, und er hätte mich niemals ohne Geld zurückgelassen.«

Hamon zuckte die Schultern.

»Warum sind Sie denn damals nicht zur Polizei gegangen?« fragte er freundlich. »Wenn Sie irgendwelchen Zweifel über meine Person hatten –«

Sie schaute ihn mit verächtlichem Lächeln an.

»Sie baten mich doch selbst, nicht zur Polizei zu gehen – ich sehe erst jetzt ein, wie töricht ich damals handelte. Sie baten mich, um meinetwillen und auch um der Verwandten meines Mannes willen nichts zu unternehmen, und vor allem nicht in die Zeitungen zu bringen, daß er vermißt wurde.«

»Habe ich denn nicht in allen Zeitungen annonciert? Habe ich nicht meine Beauftragten nach Monte Carlo, nach Aix, nach Deauville geschickt – nach jedem Ort, wo es Spielbanken gab und wo er sich aufhalten konnte?« fragte er mit gespielter Entrüstung. »Mrs. Cornford, ich glaube, Sie tun mir unrecht.«

Es war nutzlos, ihm zu antworten. Er hatte sie damals von ihren Nachforschungen so lange abgehalten, bis selbst die tüchtigsten Detektivagenturen Englands nicht mehr imstande waren, ihr zu helfen. Einst war sie eine reiche Frau gewesen, hatte ein eigenes, vornehmes Haus besessen und ein großes Einkommen gehabt.

Wäre John Cornford ein Geschäftsmann wie andere gewesen, so hätte sie sofort die Polizei alarmiert. Aber er kümmerte sich wenig um seine Familie und verschwand manchmal auf längere Zeit, ohne daß jemand wußte, wo er sich aufhielt. Während ihres Zusammenlebens hatte sie gelernt zu schweigen.

»Warum sind Sie jetzt zu mir gekommen?« fragte sie.

»Weil ich die Angelegenheit ein für allemal regeln will. Ich fühle mich bis zu einem gewissen Grad verantwortlich, weil ich ihn nach London zurückbrachte. Würden Sie mir den Brief zeigen, den er Ihnen damals schrieb?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Sie haben mich schon früher danach gefragt, Mr. Hamon. Er ist aber das einzige Beweisstück dafür, daß mein Mann nach England zurückkehrte. Vor einiger Zeit wurden Sie von jemand gefragt, was aus Mr. Cornford geworden sei, und Sie erklärten, daß er in der Wüste von Marokko verschwunden sei. Hunderte von Leuten, die ihn kannten, leben in der Überzeugung, daß er dort drüben gestorben ist.«

»Mrs. Cornford, wenn Sie mich den Brief lesen lassen, erzähle ich Ihnen die volle Wahrheit über Johns Tod.«

»Dann wissen Sie also genau, daß er tot ist?« fragte sie heiser.

»Ja, Er ist vor zehn Jahren gestorben.«

Sie schien mit sich selbst zu kämpfen, aber plötzlich stand sie auf, ging in das Schlafzimmer und schloß die Tür. Einige Minuten später kehrte sie mit einem kleinen Ebenholzkasten zurück, den sie auf den Tisch stellte und öffnete.

»Hier ist der Brief – Sie können ihn lesen.«

Ja, es war blaues Papier. Hamon wußte, daß es ein Briefbogen des Critton-Hotels sein mußte – und das war seit vielen Jahren blau.

Er las die etwas kritzelige Schrift.

\*

»Ich gehe heute zu Ralph Hamon. Wir wollen alle Einzelheiten des Kaufs der Aktien festsetzen. Ich bin mir nur noch nicht darüber klar, ob die Mine, die ich sah, tatsächlich Hamons Eigentum ist oder ob es sich um ein anderes gutgehendes Bergwerk handelt, das mit Ralph Hamons Gesellschaft nichts zu tun hat. Dies schreibe ich dir aber nicht, weil ich denke, daß er mich betrügen will.«

\*

Sie beobachtete ihn dauernd und war bereit, ihm den Brief aus der Hand zu reißen, wenn er den leisesten Versuch machen würde, ihn in die Tasche zu stecken. Aber er gab ihn zurück. Sie legte ihn wieder in den Kasten und schloß den Deckel.

Plötzlich hörten sie ein furchtbares Stöhnen aus dem Nebenraum, und Mrs. Cornford eilte hinüber. Nach einem kleinen Zögern folgte ihr Hamon verwundert.

»Wer ist das?« fragte er und betrachtete neugierig das eingefallene Gesicht des Kranken in den Kissen.

»Es ist der junge Mann, der bei mir wohnt«, sagte sie besorgt. »Ich fürchte, es wird eine schlimme Nacht werden.«

Farringdon stützte sich auf die Ellbogen und versuchte, aus dem Bett zu steigen. Es bedurfte all ihrer Kraft, ihn zurückzuhalten. Hamon unterstützte sie, aber es war selbst für ihn schwer, den Kranken zu bändigen.

»Würden Sie bei ihm bleiben, bis ich den Doktor geholt habe?« bat sie.

Ralph Hamon hatte allerdings keine Lust, hier Krankenwärter zu spielen, aber unter den gegebenen Umständen hielt er es für besser, ihrer Bitte nachzukommen. Er nahm sich einen Stuhl, setzte sich ans Bett und beobachtete den armen Menschen, der sich von einer Seite auf die andere warf, sprach, lachte und im Delirium schrie. Aber plötzlich wurde seine Stimme klarer.

»Joan – verheiratet? Ja, ihr Vater ist irgendein Lord«, sagte Ferdie zusammenhanglos. »Das wußte ich nicht – sehen Sie, das fand man an dem Nachmittag heraus – der Butler hörte nicht, wie ich zu Bannockwaite sprach. Wir wurden in der kleinen Kirche im Wald getraut. Ich wollte ja gar nicht heiraten, aber die anderen bestanden darauf. Wir hatten Lose gezogen. Das Ganze war doch nur Bannockwaites Schuld ...«

Hamon lauschte gespannt. Joan! Das konnte niemand anders als Joan Carston sein. Er beugte sich über den Kranken.

»Wo wurden Sie denn getraut?«

Farringdon murmelte etwas Unverständliches.

»Wo war es?« fragte Hamon noch einmal scharf.

»In der kleinen Kirche im Wald bei Ascot. Es steht im Register.«

Hamon kannte den schlechten Ruf, in dem Bannockwaite stand, und den Rest der Geschichte konnte er sich denken. Joan war also verheiratet! Er preßte die Lippen zusammen. Er hörte draußen die Schritte der Frau und des Arztes und trat auf den Gang hinaus. Es war ein günstiger Augenblick, sich zu verabschieden. Er machte eine kurze Verbeugung und ging zum Gasthaus zurück.

Der Doktor blieb anderthalb Stunden bei dem Kranken. Das Fieber stieg.

Als er gegangen war, dachte sie über den seltsamen Besuch Ralph Hamons nach. Warum wollte er den Brief sehen? Schon vor Jahren hatte er sie darum gebeten, aber sie hatte es ihm damals glatt abgeschlagen, da sie fühlte, daß der Besitz dieses Schriftstücks doch noch eine gewisse Anwartschaft auf das verlorene Vermögen bedeutete.

Sie war ein großes Risiko eingegangen, als sie ihm den Brief in die Hände gab. Sie öffnete den Ebenholzkasten noch einmal. Obenauf lag der blaßblaue Brief, aber als sie ihn auseinanderfältete, hatte sie ein unbeschriebenes Blatt vor sich.

Es war spät geworden. Sollte sie noch zum Herrenhaus hinübergehen und Lord Creith um Hilfe bitten? Sie hatte ihn früher einmal gesehen. Plötzlich dachte sie an James, diesen ruhigen und gefälligen Mann. Sie setzte den Hut auf, zog den Mantel an und eilte nach Wold House.

Der Aufenthalt in einem Gasthaus hat gewisse Vorteile, aber auch Nachteile. Für Ralph Hamon lag ein Nachteil hauptsächlich darin, daß man ihn leicht besuchen konnte.

Er saß vor dem offenen Kaminfeuer in seinem Zimmer, da die Nacht kühl war, und rauchte noch eine Zigarre vor dem Schlafengehen. Seine Gedanken waren bei seinem letzten Erlebnis, als Jim Morlake plötzlich ohne anzuklopfen die Tür öffnete und hereintrat.

»Ich bringe Ihnen zwei Neuigkeiten, Hamon. Erstens ist Ihr Araber gefaßt worden, und zweitens werden Sie mir den Brief geben, den Sie heute abend Mrs. Cornford gestohlen haben – und zwar werden Sie sich damit sehr beeilen!«

Hamon sprang auf.

»Mein Araber, wie Sie ihn nennen, interessiert mich durchaus nicht, und was Sie da von einem gestohlenen Brief reden, amüsiert mich nicht einmal!«

»Ich bin auch nicht gekommen, um Ihnen Witze zu erzählen. Ich will den Brief haben.«

Mit zwei Schritten durchmaß Jim das Zimmer, und Ralph Hamon sprang mit einem Fluch vor den Tisch.

Morlake schob ihn beiseite, zog die Schublade auf und nahm eine Brieftasche heraus.

»Sie gemeiner Dieb!« brüllte Hamon und fiel ihn an.

Aber er taumelte zurück, von Morlakes Faust getroffen.

»Hier ist der Brief. Wenn ich jetzt –«

Hamon sah, rasend vor Wut, wie Jim die Brieftasche weiter durchsuchte. Aber das andere belastende Dokument lag nicht darin.

»Nun, haben Sie es gefunden?« fragte Hamon höhnisch.

»Ich habe den Brief, das ist im Augenblick genug«, entgegnete Jim, als er den Bogen in die Tasche steckte. »Sie können ja nach der Polizei schicken, wenn Ihnen etwas daran liegt. Mir macht es nichts aus – ich bin ja gewohnt, mit diesen Leuten umzugehen. Wenn Ihr Araber plaudert, wird es traurige Gesichter geben denn nichts kann eine Gesellschaft mehr aus der Fassung bringen, als wenn man ihren Präsidenten aufhängt!«

Hamon antwortete nichts. Er machte das Fenster auf, lehnte sich hinaus und beobachtete Morlake, der im Dunkel der Nacht verschwand. Dann setzte er sich wieder vor den Kamin und grübelte. Allmählich kam er wieder zu dem Punkt, von dem er ausgegangen war – Joan Carston –, Joan Carston war verheiratet! Er mußte sie immer wieder irgendwie mit Jim Morlake in Verbindung bringen. Lydia hatte ihm gesagt, daß die beiden verlobt seien, und er hatte darüber gelacht. Ob Morlake wirklich das Hindernis war? Wenn er nur Gewißheit darüber bekommen könnte ...!

Am nächsten Morgen fuhr er nach London, um Lydia zu treffen. Sie hatte von der Ermordung Marbornes gelesen und war etwas nervös.

»Wie ist es denn nur passiert, Ralph?« fragte sie ängstlich, als sie neben ihm im Wagen saß. »Wurde er tatsächlich von einem Araber umgebracht?« Sie faßte seine Hand und sah ihm forschend ins Gesicht. »Du hast es doch nicht getan? Es wäre schrecklich, wenn ich das denken müßte.«

»Du wirst hysterisch, Lydia. Ich weiß wirklich nicht mehr von dem Tod des armen Teufels als du.«

»Was wirst du nun tun?«

»Ich werde das Land verlassen. Diese Umgebung macht mich krank.«

»Fährst du nach Marokko?«

»Ja, um Weihnachten werden wir dort sein. Das ist doch die schönste Zeit des Jahres.«

»Aber doch nicht für immer?«

»Natürlich nicht. Wenn es dir zu langweilig werden sollte, kannst du nach Gibraltar oder nach Algeciras gehen«, beruhigte er sie. »Vielleicht werde ich auch gar nicht nach Marokko fahren. Eigentlich sollte ich nach New York, um dort ein Geschäft zum Abschluß zu bringen. Du hast mir doch bei deinem letzten Hiersein erzählt, daß einer deiner französischen Freunde eine Jacht gemietet habe, um mit einigen Bekannten in die Südsee zu fahren. Soviel ich mich erinnere, hat er die Sache wieder aufgegeben.«

Sie bejahte und schaute ihn verwundert an.

»Könntest du diese Jacht wohl für den Winter chartern?«

»Aber warum willst du denn nicht die gewöhnliche Reiseroute benutzen? Sie ist doch viel angenehmer.«

»Willst du einmal sehen, was du in der Angelegenheit tun kannst?« fragte er nur.

»Natürlich. Graf Lagune ist gerade in London, und die Sache könnte wahrscheinlich leicht arrangiert werden.«

Am Abend brachte sie ihm die Nachricht, daß sein Auftrag ausgeführt war. Sie hatte, vorbehaltlich seiner Unterschrift, die Jacht gechartert, und der Graf hatte nach Cherbourg telegraphiert und das Schiff nach Southampton beordert. Sie fand ihren Bruder in sehr gehobener Stimmung, denn der Araber war aus der kleinen Sussex-Polizeistation, wo man ihn festgehalten hatte, entkommen. Außerdem hatte er inzwischen aus dem Register der kleinen Kirche bei Ascot festgestellt, daß Joan tatsächlich mit Farringdon verheiratet war. Und nun schmiedete er neue Pläne.

\*

»Ich muß wirklich zugeben, daß dieser Kerl doch nicht so schlecht ist, wie er aussieht«, sagte Lord Creith bedächtig. »Er hat mir einen reizenden Brief geschrieben, und es tut mir jetzt leid, daß ich ihn so scharf angefaßt habe.«

»Vermutlich sprichst du von Hamon?« meinte Joan lächelnd, nahm den Brief und las.

»Ich fürchte, daß ich Ihnen in den letzten Tagen sehr auf die Nerven gefallen bin, aber es ist so viel passiert, daß ich selbst nervös wurde. Hoffentlich denken Sie nicht zu schlecht von mir. In ein oder zwei Jahren werden wir uns darüber amüsieren, wie absurd es war, mich mit der Ermordung Marbornes in Verbindung zu bringen. Unvorhergesehenerweise bin ich nach Amerika gerufen worden, und meine Pläne haben sich dadurch vollkommen geändert, da ich ursprünglich mit meiner Jacht ins Mittelmeer fahren wollte. Ich möchte Ihnen nun anbieten, statt meiner die Fahrt nach dem Süden zu machen. Sie werden ganz allein reisen, und ich bin sicher, daß es eine angenehme Abwechslung für Sie ist. Es tut mir nur unendlich leid, daß weder ich noch meine Schwester Sie begleiten können. Das Schiff heißt ›L'Esperance‹ und wird am nächsten Dienstag Southampton anlaufen. Darf ich Sie bitten, die Jacht als Ihr Eigentum zu betrachten?«

»Wenn ich die Reise mit ihm hätte machen sollen, würde ich natürlich höflich abgelehnt haben«, sagte der Lord vergnügt. »Aber so ist das doch etwas anderes – meinst du nicht auch, Liebling?«

Da er ihre Abneigung gegen Hamon kannte, erwartete er eigentlich Widerspruch von ihrer Seite und war angenehm überrascht, als sie sich seiner Ansicht anschloß. Der dauernde Aufenthalt in Creith wurde ihr allmählich unerträglich. Der Gedanke an Ferdie Farringdon quälte sie, ebenso der Gedanke an Jim, den sie in letzter Zeit nicht mehr gesehen hatte.

Die erste Nachricht von der beabsichtigten Reise bekam Jim Morlake wie gewöhnlich durch Binger.

»Es scheint, daß diese Jacht von Hamon nur geliehen wurde.«

»Meinen Sie, daß er das Schiff gechartert hat?«

»Wenn meine Informationen stimmen, ist es so.«

»Wahrscheinlich haben Sie sich verhört – wohin soll denn die Reise gehen?«

»Ins Mittelmeer. Mr. Hamon und seine Schwester reisen nach Amerika.«

»Ins Mittelmeer?« Jim schaute nachdenklich auf seinen Pfeifenkopf. »Das heißt doch ... wann wollen sie denn abreisen?«

»Am Sonnabend.«

»So, so!«

Das Mittelmeer bedeutete Tanger, und Tanger wiederum war für Jim gleichbedeutend mit Sadi Hafis und dem prachtvollen Palast in den Rifbergen.

»Eine Dame wünscht Sie zu sprechen«, sagte der Butler leise.

Jim schloß daraus, daß ein ungewöhnlicher Besuch gekommen war.

»Wer ist es denn?«

»Lady Joan.«

Jim sprang auf.

»Warum haben Sie die Dame nicht sofort hereingebeten?«

»Sie wollte nicht hereinkommen. Sie ist draußen und fragte mich nur, ob sie Sie sprechen könne.«

Jim eilte hinaus. Joan stand am Flußufer, hatte die Hände auf dem Rücken und schaute ins Wasser. Als sie seine Schritte hörte, wandte sie sich um.

»Ich möchte gern mit Ihnen sprechen. Wollen wir über den Fluß gehen? Ich bin auf dem Heimweg, und Sie könnten mich bis zu der Baumgruppe dort begleiten.«

Schweigend gingen sie eine Weile nebeneinander her.

»Ich habe Sie neulich auf No Man's Hill so plötzlich verlassen«, sagte Joan endlich. »Ich glaube, daß ich es Ihnen schuldig bin, meine Geschichte zu Ende zu erzählen.«

Dann berichtete sie ihm mit fast denselben Worten alles, was sie ihrem Vater mitgeteilt hatte. Er lauschte bestürzt.

»Die Trauung könnte annulliert werden«, erwiderte er.

»Mein Vater hat mir das auch gesagt, und vermutlich erscheint Ihnen die Sache sehr einfach. Aber für mich bedeutet es, daß ich vor Gericht aussagen muß und daß diese ganze böse Geschichte Punkt für Punkt erörtert wird.« Sie zitterte. »Ich glaube, das könnte ich nicht. Ich bin feige, wissen Sie.«

»Ich habe Sie nie dafür gehalten. Nein, Joan, man ist noch nicht feige, weil man vor den Häßlichkeiten des Lebens zurückschreckt. Sie wollen verreisen, nicht wahr?«

»Ich möchte eigentlich nicht fort, aber ich glaube, für meinen Vater ist es gut. Das Winterklima hier bekommt ihm nicht. Zuerst dachte ich, daß eine hinterhältige Absicht Hamons dabei sei, aber er geht ja nach Amerika. Er ist gerade bei meinem Vater, um sich zu verabschieden.«

»Deshalb habe ich wohl auch den Vorzug, mit Ihnen zusammen zu sein?« fragte er lachend..

Aber sie protestierte energisch.

»Nein, ich wäre unter allen Umständen gekommen, ich mußte Ihnen doch noch diese Aufklärung geben.«

»Wie geht es denn Farringdon?«

»Besser. Ich sollte eigentlich dankbar dafür sein, aber ich kann es nicht. Heute habe ich ihn gesehen, er ging hinter dem Haus spazieren.«

»Hat er sich schon wieder soweit erholt?« fragte er verwundert. »Würde er Sie denn wiedererkennen?«

»Ich habe das Gefühl, daß er mich schon erkannt hat. Der Doktor sagte zu Mrs. Cornford, daß sich solche Fälle mit erstaunlicher Schnelligkeit bessern können. Was soll ich nur tun, Jim?«

Er mußte an sich halten, um sie nicht in die Arme zu schließen. Er liebte sie, aber bisher war ihm noch nicht zum Bewußtsein gekommen, wie sehr er sie liebte. Sie war die Erfüllung seiner Wünsche und Träume, um ihretwillen hätte er sein ganzes Leben geändert.

Als sie ihn ansah, senkte sie den Blick schnell, als ob sie in seinen Augen etwas von dem Feuer erkannt hätte, das in ihm brannte. Er legte die Hand auf ihre Schulter, und sie empfand diese Berührung wie eine zarte Liebkosung. Langsam schritten sie dem Wald zu, und sie lehnte sich immer näher an ihn, bis ihre Wange seinen Ärmel berührte.

\*

Ralph Hamon hätte Lord Creith eben Lebewohl gesagt und war in den Park gegangen, um Joan zu suchen, als er die beiden plötzlich erblickte. Wie vom Blitz getroffen blieb er stehen. Selbst aus dieser Entfernung war es unmöglich, die stattliche Gestalt und das schöne Gesicht Jim Morlakes zu verkennen. Noch weniger waren die Beziehungen der beiden



zueinander mißzuverstehen.

Sein Herz schlug wild vor ohnmächtiger Wut. Sicher bestand eine Verbindung zwischen Joan und Morlake! Als Lydia ihm von dieser Verlobung erzählt hatte, war er mit lächelnder Miene darüber weggegangen, aber jetzt zweifelte er nicht mehr im geringsten daran. Er eilte über den Abhang zu dem niedrigen Gehölz, um sie einzuholen. Er wußte nicht, was er tun oder sagen würde, aber er mußte sie finden und seinem Zorn freien Lauf lassen.

Als er den niederen Wald erreicht hatte, hielt er einen Augenblick an, hörte Schritte und sah gleich darauf einen Fußgänger. Es war Farringdon, den er im Haus von Mrs. Cornford so schwer krank gesehen hatte.

Hamon war nicht wenig erstaunt, diesem Mann hier zu begegnen, der seiner Meinung nach im Bett liegen mußte. Farringdon kam näher. Hamon versteckte sich und beobachtete ihn genau. Der junge Mann war nachlässig gekleidet. Er sprach im Gehen mit sich selbst, und Hamon strengte sich an, zu verstehen, was er sagte, aber es war unmöglich. In einiger Entfernung folgte er ihm, da er annahm, daß er dasselbe Ziel hatte wie er selbst.

Jim erlebte die schönsten Augenblicke seines Daseins. Alle Sorgen wichen von ihm, alle Pläne zerrannen, aller Ehrgeiz schwand vor diesem neuen, unerwarteten Glück. Schweigend ging er mit Joan durch den Wald, und die ganze Welt um sie her war versunken. Endlich hielt Joan an und setzte sich auf einen Baumstumpf.

»Wohin gehen wir?« fragte sie, und er wußte, daß sich ihre Frage nicht auf die Gegenwart allein bezog.

»Wir gehen ins Glück, früher oder später«, erwiderte er, ließ sich an ihrer Seite nieder und zog sie an sich. »Wir wollen alle Verstrickungen lösen, alle Hindernisse aus dem Weg schaffen, alle Pfade ebnen.«

Sie lächelte und bot ihm die Lippen.

In diesem Augenblick hörten sie ein leises, hämisches Lachen hinter sich. Jim löste sich sanft von Joan und wandte sich um.

»Ein liebliches Idyll im Wald! Ein angenehmer Anblick für einen Gatten – seine eigene Frau in den Armen eines anderen!«

Farringdon stand mit verschränkten Armen dicht vor ihm, und seine Augen glühten fiebrig. Joan sprang entsetzt auf.

»Er weiß es!«

Farringdon hörte ihren Ausruf.

»Er weiß es ...!« äffte er sie nach. »Und ob er es weiß! Du bist also meine Joan?« Er nahm seinen Hut schwungvoll ab. »Ich freue mich sehr, Sie zu treffen, Mrs. Farringdon! Es ist schon lange her, daß wir durch die heilige Ehe miteinander verbunden wurden! Das ist also meine Joan! Ich habe all diese Jahre von dir geträumt, aber nie warst du so schön wie in Wirklichkeit. Weißt du es ...« Er deutete mit zitterndem Finger auf sie. »Es begegnete mir ein Mädchen, das hätte ich heiraten können, und ich würde es geheiratet haben, wenn ich damals nicht diese verdammte Dummheit begangen hätte. Du warst das große Hindernis in meinem Leben. Nur durch den Trunk kam ich darüber hinweg!«

Er ging auf sie zu, packte sie am Arm und zog sie zu sich.

»Du kommst jetzt mit mir!« erklärte er und lachte rauh.

Im nächsten Augenblick wurde er weggestoßen und fiel taumelnd nieder. Jim bückte sich, um ihm wieder auf die Füße zu helfen, aber Farringdon schlug seine Hände zur Seite und stürzte sich mit einem Wutschrei auf ihn.

»Verdammter Hund!« schrie er. Aber in Jims starken Armen war er wie ein schwaches Kind.

»Sie sind krank, Farringdon«, sagte er lebenswürdig. »Es tut mir leid, daß ich Ihnen weh getan habe.«

»Lassen Sie mich los! Lassen Sie mich los! Sie ist meine Frau ... Ich laufe ins Dorf und sage es allen ... Du kommst jetzt mit mir, Joan Carston, hörst du? Du bist mit mir verheiratet, bis der Tod uns scheidet!«

Er riß sich aus Jims Griff los, taumelte zurück und atmete schwer. Sein Gesicht war wutentstellt, und seine Augen hatten einen wilden Ausdruck.

»Ich habe jetzt etwas, wofür ich leben kann – und das bist du! Du kamst doch, um mich zu sehen, nicht wahr? Du wirst wiederkommen, Joan – aber allein!«

Plötzlich drehte er sich um und lief wie ein Besessener den Pfad hinunter, bis er aus ihrem Gesichtskreis entschwand. Jim wandte sich zu ihr, und sie versuchte zu lächeln.

»Ach, Jim!«

Es schmerzte ihn, zu fühlen, wie sie vor Angst und Aufregung zitterte, als sie in seinen Armen lag.

»Es geht mir schon wieder besser«, sagte sie nach einer Weile. »Gott sei Dank, daß wir am nächsten Sonnabend abfahren!«

Er nickte.

»Farrington hat entweder wieder getrunken oder er ist ganz verrückt geworden.«

»Glaubst du, daß er in unser Haus kommen wird?« fragte sie ihn ängstlich, nahm sich dann aber zusammen und überwand ihre Aufregung. »Ich sagte dir ja, daß ich feige bin. Ich beginne die Frauen zu verstehen, die ihre Männer ermordet haben. Es ist fürchterlich, daß ich das sagen muß, aber es ist so.«

Es fiel beiden schwer zu sprechen, denn sie waren zu sehr von ihren eigenen Gedanken erfüllt. Als sie in die Nähe des Herrenhauses kamen, stellte Joan plötzlich eine Frage.

»Jim, was warst du eigentlich, bevor du Einbrecher wurdest?«

»Ein achtbares Mitglied der Gesellschaft. Eine Zeitlang war ich im diplomatischen Dienst.«

»In Marokko?«

»In Marokko, in der Türkei und anderen asiatischen Ländern. Ich gab meine Stellung auf – nun ja, weil ich genügend Privatvermögen besaß und weil ich eine neue abenteuerliche Aufgabe fand.«

»Aber du darfst deine jetzige Tätigkeit nicht fortsetzen. Wirst du mir schreiben?«

Er zögerte.

»Ach, ich habe ganz vergessen – du weißt ja gar nicht, wohin du schreiben sollst. Mein Vater läßt die ganze Post an den Englischen Klub in Cadiz schicken. Willst du dir das bitte merken? Auf Wiedersehen!«

Sie reichte ihm beide Hände.

Hamon beobachtete die beiden aus einiger Entfernung, und er knirschte mit den Zähnen, als Morlake Joan in die Arme nahm und küßte.

Noch bevor Joan außer Sicht war, hatte Jim einen Entschluß gefaßt und wandte sich ohne Zögern zu Mrs. Cornfords Haus.

Farringdon mußte Joan die Freiheit wiedergeben. Jim wollte versuchen, den jungen Mann zu veranlassen, seine verrückten Ideen aufzugeben.

Mrs. Cornford öffnete ihm die Tür, und er sah ihr sofort an, daß etwas Ungewöhnliches geschehen war.

»Ich hoffe, daß ich nicht ungelegen komme?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich freue mich über Ihren Besuch«, erwiderte sie und führte ihn in das kleine Wohnzimmer.

Er wußte bald, warum sie so beunruhigt war, denn er hörte schon durch die Tür das Toben des Kranken.

»Alle meine Hoffnungen sind zerstört«, sagte sie. »Ich hoffte, daß ich in Creith bleiben könne, aber das hängt alles von Mr. Farringdon ab.«

»Will er fortgehen?«

»Nein, er will es nicht, aber ich muß ihn darum bitten. Er führt sich heute wie ein Besessener auf. Vor ein paar Minuten kam er nach Hause und war so außer sich, daß ich einen fürchterlichen Schrecken bekam.«

»Kann ich ihn einmal sehen?«

»Heute hätte es keinen Sinn. Vielleicht morgen oder übermorgen. Er hat sich in sein Zimmer eingeschlossen. Ich wollte ihm eben eine Tasse Tee bringen, aber er ließ mich nicht hinein.«

Farringdon tobte immer lauter. Jim sah sich um und erhob sich halb von seinem Stuhl, aber sie legte begütigend die Hand auf seinen Arm.

»Lassen Sie ihn jetzt allein.«

»Würden Sie mir verzeihen, wenn ich eine sehr persönliche, ich möchte fast sagen zudringliche Frage an Sie richte?«

Sie antwortete nicht, aber ihre Augen ermutigten ihn.

»Sie haben einmal ein großes Vermögen verloren?«

»Ja. Mein Mann verschwand vor einigen Jahren spurlos, und als seine Angelegenheiten geregelt wurden, stellte sich heraus, daß ich keinen Penny besaß, obwohl man allgemein vermutete, daß er reich gewesen war. Er war exzentrisch veranlagt. Manchmal war es schwer, seinen Aufenthalt festzustellen. Es ist auch möglich, daß ich damals schlechte Ratgeber hatte, denn ich unterließ es, Nachforschungen nach ihm anstellen zu lassen. Ich verließ mich damals auf Mr. Harnon.«

»Harnon?« wiederholte er schnell. »War es Hamon, der Ihnen den Rat gab, nicht nach Ihrem Mann zu suchen? Sagen Sie mir bitte, wann Ihr Gatte verschwand!«

»Es ist fast elf Jahre her.«

Jim machte eine schnelle Bewegung.

»In welchem Monat war es?«

»Im Mai hörte ich zum letztenmal von ihm. Damals erhielt ich jenen Brief, den Sie mir so liebenswürdig von Mr. Hamon zurückholten.«

»Wollen Sie ihn mir einmal zeigen?«

Sie brachte ihm das Schreiben, und er las es zweimal durch.

»Der Name Ihres Gatten war John Cornford?«

»Warum fragen Sie? Haben Sie ihn gekannt?«

»Nein – ich hatte nur vor vielen Jahren ein ganz merkwürdiges Erlebnis, eine Woche nach dem Verschwinden Ihres Mannes. Aber es mag vielleicht nicht richtig sein, die beiden Ereignisse miteinander in Verbindung zu bringen. Haben Sie vielleicht ein Bild von ihm?«

Sie nickte und brachte ihm eine Fotografie.

Kein Muskel in seinem Gesicht verriet, wie sehr er erschrak.

Er hatte das Bild eines gutaussehenden Mannes von etwa vierzig Jahren vor sich, der mit der Welt zufrieden zu sein schien.

Aber er sah zugleich das Gesicht eines sterbenden Matrosen, den er in der Portsmouth Road gefunden und der ihm vor seinem Tod eine furchtbare Geschichte erzählt hatte.

John Cornford war also der unbekannte Seemann, der in einem namenlosen Grab in Hindhead ruhte. Seit zehn Jahren verfolgte Jim den Mann, der an seinem Tod schuldig war, und immer hatte er vergeblich versucht, Beweise zu bringen, um ihn der Gerechtigkeit auszuliefern.

»Kennen Sie ihn?« fragte sie ängstlich.

»Ich habe ihn gesehen«, sagte er schlicht. Der Ton seiner Stimme ließ sie die Wahrheit ahnen.

»Ist er tot?«

»Ja, er ist tot, Mrs. Cornford.«

Sie sank in ihren Stuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Jim glaubte, daß sie weinte, aber bald sah sie wieder auf.

»Ich habe es schon immer gefühlt, aber das ist die erste sichere Nachricht, die ich darüber erhalte. Können Sie mir etwas Genaueres erzählen?«

»Ich möchte Sie bitten, sich noch etwas zu gedulden«, erwiderte er zögernd. »Würden Sie mir das Bild überlassen?«

Sie nickte.

»Ich muß noch etwas erwähnen. Bevor Ihr Mann starb, gab er mir tausend Pfund, die ich seiner Frau aushändigen sollte –« Er sah Erstaunen und Zweifel in ihrem Gesicht. »Bedenken Sie bitte, Mrs. Cornford, daß ich seinen Namen nicht kannte.«

»Sie haben seinen Namen nicht gekannt?« fragte sie verwirrt.

»Die Geschichte ist zu lang, um sie Ihnen jetzt erzählen zu können, aber vertrauen Sie mir. Ich werde Ihnen das Geld sofort herüberschicken.«

Er war schon gegangen, bevor sie die Frage stellen konnte, wie John Cornford ihm eine Summe von tausend Pfund für eine Frau übergeben konnte, ohne ihren Namen gekannt zu haben.

Julius Welling erschien in der Registratur von Scotland Yard, und der Beamte beeilte sich, nach seinen Wünschen zu fragen. Dieser weißhaarige Mann erschien hier selten persönlich; wenn er sich aber zeigte, war gewöhnlich jemand in schwerer Bedrängnis.

»Sagen Sie mir doch bitte, ob mich mein Gedächtnis im Stich läßt, Sergeant. Die Einbrüche des Schwarzen begannen doch vor etwa zehn Jahren?«

Eine Schublade glitt lautlos auf, und eine Reihe von Karten ging durch die geübte Hand des Mannes.

»Ja, in diesem Monat werden es zehn Jahre.«

»Gut. Geben Sie mir jetzt noch die Liste aller Morde, die ein Jahr vorher begangen wurden.«

Eine andere Schublade öffnete sich, und ein Stoß von fünfzig großen Blättern wurde Welling überreicht. Er drehte sie nacheinander um und las dabei:

»Addams, John, gehenkt. Bonfield, Charles, geisteskrank. Brasfield, Dennies, gehenkt – alles bekannte Fälle.«

Welling sah alle Karten durch, bis er zu der letzten kam.

»Mann, unbekannt, vermutlich Mord, Täter unbekannt –«

Seine Augen öffneten sich weit.

»Das ist er!« rief er aufgeregt und las laut vor.

»Ein Mann, offensichtlich ein Matrose, wurde an der Ecke von Punch Bowl, Hindhead, bewußtlos mit schweren Wunden und einem Schädelbruch aufgefunden. Er wurde von einem Radfahrer, dessen Name nicht genannt werden kann (D.D.V.S. VI, siehe Bestimmungen über ausländische diplomatische Beamte, Absatz 970), gefunden. Der Unbekannte verschied bald nach seiner Einlieferung ins Krankenhaus. Alle Stationen wurden benachrichtigt. Das Bild des Verstorbenen wurde veröffentlicht. Trotzdem konnte seine Identität nicht festgestellt werden.«

Welling schaute über seine Brille.

»Was bedeutet die Abkürzung hier?«

»Diplomatischer Dienst der Vereinigten Staaten – VI ist die Nummer der Abteilung. Die Vorschriften enthalten die Bestimmungen über die Behandlung ausländischer Diplomaten in diesem Land. Ich habe sie zufällig erst gestern wieder in der Hand gehabt.«

»Und wie lauten sie?«

»Wenn sie im Auftrag ihrer Regierung und mit Wissen der unsrigen handeln, dürfen sie in der Ausübung ihres Amtes nicht gestört werden, es sei denn, daß sie unter dem Verdacht der Spionage stehen.«

Captain Welling rieb sich die Nase.

»Daraus geht also hervor, daß der Radfahrer im diplomatischen Dienst einer fremden Regierung war. Als er gefragt wurde, ob er etwas über die Person des Verstorbenen aussagen könne, zeigte er vermutlich dem Polizeinspektor seinen Paß, und dieser Beamte erwähnte nachher in Übereinstimmung mit den Vorschriften den Namen des Fremden in dem Bericht nicht.«

»Ja, das stimmt.«

»Dann muß ich den dortigen Polizeinspektor also persönlich aufsuchen.«

Spät am Nachmittag kam Welling nach Hindhead und begab sich sofort zum Polizeirevier, um seine Nachforschungen fortzusetzen.

»Der Polizeinspektor, der damals den Bericht schrieb, ist vor einigen Jahren pensioniert worden«, sagte der diensthabende Beamte. »Wir haben eine eigene kleine Registratur, aber der Name des Mannes, den Sie suchen, wird auch nicht darin zu finden sein.«

»Wie hieß denn der Inspektor?«

»Mr. Sennett. Er lebt jetzt in Basingstoke. Ich kann mich sogar noch genau an den Tag erinnern, an dem der Matrose gefunden wurde. Ich hatte gerade Dienst und brachte den Mann ins Hospital.«

»Ich möchte gern die Stelle sehen, wo er gefunden wurde. Können Sie sich noch darauf besinnen?«

»Ich kann sie Ihnen genau zeigen.«

Sie fuhren in einem Polizeiauto hinaus und kamen an einer tiefen Talsenke vorbei, die in jener Gegend als das ›Teufelsloch‹ bekannt ist. Gleich darauf hielt der Beamte den Wagen an und zeigte auf eine einsame, grasbewachsene Stelle an der Seite der Straße. Welling stieg aus und starrte lange auf den Schauplatz der Tragödie, die sich vor Jahren hier abgespielt hatte.

»Haben Sie den Platz damals persönlich untersucht?«

»Ja.«

»Haben Sie Anzeichen eines Kampfes bemerkt – irgendeine Waffe?«

»Nein. Ich hatte den Eindruck, daß man den Mann erst nach der Tat hierhergebracht hatte.«

»Das klingt sehr vernünftig. Wem gehört das Haus dort?«

Der Inspektor sagte, daß es das Eigentum eines Arztes sei.

»Wie lange lebt er schon hier?«

»Ungefähr zwanzig Jahre. Er ließ das Haus selbst bauen.«

Wieder wanderten die Blicke des Detektivs umher.

»Und jenes Haus? Es scheint leer zu stehen.«

»Ach, das ist ein kleines Landhaus, das einem Anwalt gehörte. Er ist vor einigen Jahren gestorben. Seitdem ist es nicht wieder bewohnt worden.«

»Wie lange hat er es denn gehabt?«

»Nur ein paar Jahre.«

»Und wer wohnte vor ihm dort?«

»Vorher –« der Beamte zog die Stirn kraus. »Ja, jetzt weiß ich es wieder, es gehörte einem gewissen Hamon.«

»Ralph Hamon?«

»Ja. Er ist jetzt Millionär. Damals war er noch nicht so reich. Er wohnte gewöhnlich im Sommer hier.«

»So, so!« meinte Welling liebenswürdig. »Ich möchte mir das Haus einmal ansehen.«

Der Pfad, der den Hügel hinaufführte, war zugewachsen. Das Haus machte einen ausgestorbenen Eindruck, die Fenster waren geschlossen.

»Wie lange hat der Anwalt hier gelebt?«

»Es hat ihm wohl gehört, aber ich glaube, er hat es nie bewohnt. Hamon verkaufte das Haus seinerzeit mit Einrichtung und allem.«

Welling versuchte, einen Fensterladen zu öffnen und hatte auch nach einiger Zeit Erfolg. Die Fenster waren blind vom Schmutz, und es war unmöglich, ins Innere zu sehen.

»Ich muß hinein«, sagte er, hob seinen Stock und stieß klirrend eine Scheibe ein. Er stieg durch das Fenster.

Er kam in ein einfach möbliertes Schlafzimmer. In allen Räumen lag dichter Staub, aber die Einrichtung war noch gut erhalten. Auf der Rückseite des Hauses lag eine ziemlich große Küche, deren Fenster schwer vergittert waren.

Er machte ein Fenster auf und schlug die Läden zurück.

»Hier werde ich wohl finden, was ich suche«, meinte er. »Sehen Sie den Flecken dort?«

»Ich kann nichts sehen«, sagte der Beamte verwundert.

»Können Sie nicht erkennen, daß ein Teil der Wand hier überstrichen ist?«

Die Küche war weiß getüncht, und man konnte deutlich die unregelmäßig übermalte Stelle sehen.

»Hier haben wir es wieder«, rief Welling plötzlich.

Mit seinem Taschenmesser kratzte er die Farbe vorsichtig ab.

»Einmal kommt jeder Mord ans Tageslicht.«

»Mord?« fragte sein Begleiter erstaunt.

Statt jeder Antwort zeigte Welling auf einen birnenförmigen Flecken, den er eben freigekratzt hatte.

»Das ist Blut.«

Er wischte mit einem Taschentuch den Staub vom Tisch und untersuchte die Platte Zoll für Zoll.

»Sehen Sie, hier ist sie beschädigt worden. Fühlen Sie das? Ich bin der Ansicht, daß der unbekannte Matrose in diesem Raum erschlagen wurde«, sagte Welling.

»Aber Mr. Hamon hätte das doch wissen müssen?«

»Wahrscheinlich wohnte er zu der Zeit nicht hier«, erwiderte der Detektiv, und der Beamte nahm dies auch als eine vollständige Entlastung des früheren Besitzers des Hauses an.

»Natürlich haben Sie damals nicht daran gedacht, dieses Haus zu durchsuchen und festzustellen, wie der arme Matrose sein Ende fand«, meinte Welling ein wenig ironisch. »Ich weiß jetzt alles, was ich wissen muß. Lassen Sie das zerbrochene Fenster wieder zunageln. Wenn jemand das Haus beziehen will, soll er sich erst bei mir melden.«

Später besuchte er noch den pensionierten Inspektor in Basingstoke und bekam dort die Bestätigung seiner Annahme. Der Beamte hatte die Visitenkarte des Radfahrers aufgehoben, der sich ihm damals zu erkennen gegeben hatte. Er zeigte sie Welling.

›Major James L. Morlake, Konsulat der Vereinigten Staaten in Tanger‹ stand darauf.

Mit einem zufriedenen Lächeln gab der Captain die Karte zurück. Nun blieb nur noch das Geheimnis zu lösen, warum Hamon so sehr hinter jenem Dokument her war.

Creith House befand sich in jener Unruhe und Unordnung, die überall dort herrschen, wo eine längere Reise angetreten werden soll. Der Lord freute sich wie ein Schuljunge auf die Fahrt, aber Joan war dem Zusammenbruch nahe. Die Erlebnisse der letzten Tage hatten sie bis aufs äußerste erschöpft. Am Abend faßte sie den Entschluß, zu Ferdie zu gehen und sich mit ihm auseinanderzusetzen. Die Lage mußte geklärt werden.

Lord Creith sah sie die Treppe herunterkommen.

»Gehst du noch aus?« fragte er bestürzt. »Aber Joan, du kannst doch nicht so spät noch fortgehen! Es ist sehr stürmisch!«

»Ich möchte nur bis ans Parktor gehen.«

Es tat ihr leid, daß sie ihn belügen mußte.

»Ich werde dich begleiten.«

»Nein, danke, ich möchte lieber allein sein.«

\*

Mrs. Cornford hatte einen bösen Abend mit ihrem Patienten gehabt, und der Arzt, der in aller Eile gerufen worden war, hielt seinen Zustand für bedenklich.

»Ich fürchte, der Mann ist reif fürs Irrenhaus. Morgen werde ich Doktor Truman aus Little Lexham mitbringen, damit er ihn untersucht.«

»Glauben Sie wirklich, daß er den Verstand verloren hat?«

»Unheilbare Trinker verfallen gewöhnlich mit der Zeit dem Wahnsinn. Können Sie mir sagen, ob er sich irgendwie stark aufgeregt hat?«

»Soviel ich weiß, nicht. Er stand heute morgen auf, ging in den Garten und war eigentlich sehr vernünftig. Aber heute nachmittag« – sie zeigte auf eine leere Whiskyflasche – »habe ich dies im Garten gefunden. Ich weiß nicht, wie er dazu gekommen ist. Wahrscheinlich hat er wieder einen Jungen aus dem Dorf zum ›Roten Löwen‹ geschickt.«

Der Doktor schaute die Flasche an.

»Da hätten wir ja die Erklärung«, sagte er. »Ich glaube, unser Freund wird jetzt lange Zeit keinen Tropfen Alkohol mehr bekommen. Am liebsten würde ich ihn gleich von hier fortbringen lassen, aber ich kann leider jetzt keinen Krankenwagen mehr bekommen. Passen Sie diese Nacht noch gut auf ihn auf.«

Farringdon schrie und tobte, aber man konnte kaum etwas verstehen.

»Joan, Joan!« brüllte er in Zwischenräumen.

»Diese Joan muß irgendeine Rolle gespielt haben«, meinte der Arzt. »Haben Sie eine Ahnung, wer sie sein könnte?«

»Nein.«

Sie hatte zwar einen leisen Verdacht, aber sie hütete sich, ihn auszusprechen.

Der Doktor ging, und gleich darauf erschien Joan.

»Sie dürfen nicht zu ihm hinein«, erklärte Mrs. Cornford, als Joan ihr sagte, warum sie gekommen war.

»Aber ich muß mit ihm sprechen!«

Ihr Mut sank, als sie die wütenden Schreie und die fast unmenschliche Stimme aus dem Nebenzimmer hörte.

»Geht es ihm so schlecht?« fragte sie leise.

»Ja, so schlimm war es noch nie.«

»Sie können ja auch nicht verstehen, warum ich mit ihm sprechen muß«, sagte Joan mit einem schwachen Lächeln. »Vielleicht erzähle ich es Ihnen später einmal.«

Sie griff nach ihrem Mantel.

»Es war töricht von mir, noch herzukommen«, gestand sie. »Nein, begleiten Sie mich nicht, ich kann meinen Weg allein finden. Bitte, bringen Sie mich auch nicht an die Tür.«



Sie verließ das Haus. Zur linken Seite sah sie ein erleuchtetes Fenster – Farringdons Schlafzimmer. Sie trat näher und hörte wieder die schrecklichen Flüche und Schreie des Kranken. Sie schauderte, zog ihren Mantel dichter zusammen und schlich davon. Aber gleich darauf erkannte sie im Dunkeln undeutlich die Gestalt eines Mannes. Sie drückte sich in den Schatten des Gebüsches. Er kam langsam und geräuschlos näher, als ob er nicht bemerkt werden wollte. Sie hätte ihn an der Schulter berühren können, so nahe ging er an ihr vorbei. Neugierig wartete sie, um zu entdecken, wer dieser Besucher von Mrs. Cornford sein könne.

Zu ihrem größten Erstaunen klopfte er nicht, sondern hielt vor dem Fenster des Krankenzimmers an und machte sich am Laden zu schaffen. Es war ein französisches Fenster, das man von unten nach oben schieben konnte. Der Mann öffnete es mit einer Hand, und sie stand starr vor Schrecken, konnte keinen Schritt tun und nicht einmal schreien, als ein Revolver in seiner Hand aufblitzte. Sie schaute nur entsetzt auf die Maske, die sein Gesicht verhüllte.

»Jim!« rief sie schwach.

Im gleichen Augenblick feuerte der Mann zweimal, Farringdon schrie laut auf und stürzte tot zu Boden.

Joan hörte einen Schreckensruf im Haus und wollte in ihrem ersten Impuls Mrs. Cornford zu Hilfe eilen. Aber noch ein anderer hatte die Schüsse gehört. Eine Polizeipfeife schrillte. Ein Mann eilte an die Haustür.

»Was ist hier los?« fragte er mit scharfer Stimme.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Mrs. Cornford erregt. »Es muß etwas Furchtbares passiert sein, ich fürchte, Mr. Farringdon hat sich erschossen.«

Joan wartete, zitternd vor Furcht. Was sollte sie tun? Wenn sie zugab, daß sie Zeugin des Verbrechens war, mußte sie auch den Mörder beschreiben. Verzweifelt schlich sie aus dem Garten.

Glücklicherweise war niemand in der Halle, als sie zu Hause ankam, und es gelang ihr, unbemerkt ihr Zimmer zu erreichen. Sie taumelte zum Bett und warf sich erschöpft nieder.

»Jim! Jim!« schluchzte sie wild auf. »Warum hast du das getan?«

Spät in der Nacht wurde an ihre Tür geklopft, und sie hörte die Stimme ihres Vaters.

»Schläfst du schon, Joan? Es ist etwas Schreckliches passiert. Darf ich hineinkommen?«

Sie öffnete ihm die Tür.

»Kannst du kein Licht machen?« fragte er und wollte den Schalter andrehen, aber sie hinderte ihn daran.

»Ich habe große Kopfschmerzen. Was gibt es denn?«

»Farringdon ist ein Unglück zugestoßen. Er ist erschossen worden. Einige Leute glauben sogar, daß er sich selbst erschossen hat, aber Welling ist anderer Ansicht.«

»Ist Mr. Welling hier?« fragte sie ängstlich.

»Ja, er kam heute abend von London zurück. Er ist unten und möchte dich sprechen. Er erzählte mir eben, daß du gerade eine Minute vor der Schießerei Mrs. Cornfords Wohnung verlassen hast ...«

Sie atmete schwer.

»Ich komme gleich nach unten«, sagte sie leise.

Welling war am Abend nach Creith zurückgekommen, hatte sein Gepäck im ›Roten Löwen‹ abgestellt und war gerade auf dem Weg nach Wold House, als er die Schüsse und Schreie hörte.

»Es ist ganz bestimmt ein Mord«, erklärte er Lord Creith. »Ich fand das Fenster offen, und außerdem wurde keine Waffe im Zimmer gefunden. Den einzigen Anhaltspunkt für die Entdeckung des Täters bieten die Fußspuren vor dem Fenster.«

»War Farringdon schon tot, als Sie ihn fanden?«

»Ja. Er starb sofort. Die beiden Schüsse gingen durch das Herz und wurden so schnell hintereinander abgefeuert, daß ich nur eine einzige Detonation hörte. Der Täter hat eine Schnellfeuerpistole benutzt. Haben Sie eine Ahnung, warum Lady Joan gerade zu der Zeit Mrs. Cornford besuchte?«

»Nein, das weiß ich nicht. Sie ist sehr befreundet mit ihr, und wahrscheinlich wollte sie sich nach dem Befinden Ferdie Farringdons erkundigen. Aber da kommt sie selbst.«

Joan sah sehr bleich aus, und schwere Schatten lagen unter ihren Augen. Mr. Welling, der Hamon dauernd beobachten ließ, wußte von dem Geheimnis der kleinen Kirche im Wald bei Ascot, und er konnte sich Joans Erregung daher leicht erklären.

»Der Lord hat Ihnen schon erzählt, daß Farringdon ermordet wurde?«

Sie nickte langsam.

»Sie müssen ganz in der Nähe des Hauses gewesen sein, als die Schüsse fielen. Haben Sie etwas gehört?«

»Nein.«

»Haben Sie jemand gesehen?«

»Nein.«

»Haben Sie wirklich niemand im Garten oder auf der Straße gesehen?« fragte Welling noch einmal. »Mrs. Cornford

sagte mir doch, daß Sie noch keine Minute fort waren, als die Schüsse fielen.«

»Ich habe nichts gesehen und nichts gehört«, erwiderte sie, ohne den Blick vom Teppich zu erheben.

»Vielleicht haben Sie die Schüsse bei dem Heulen des Sturmes überhört.« Welling rieb sich erregt die Nase. »Sie kennen diesen Farringdon natürlich nicht?« Als sie nicht antwortete, fuhr er fort: »Vielleicht ist es auch besser, daß Sie ihn nicht kennen. Es würde uns viele Unannehmlichkeiten und Mühen ersparen; außerdem würde es auch nicht zur Aufklärung des Falles beitragen.«

Auf dem Heimweg versuchte Welling, dieses neue Rätsel zu lösen. Wer mochte Farringdon erschossen haben? Wer hatte einen Grund, ihn zu erschießen? Wer hatte Vorteile davon, wenn dieses nutzlose Leben zerstört wurde? Nur – Joan Carston.

War seine Schlußfolgerung wirklich richtig? Konnte es nicht auch Lord Creith gewesen sein? Welling mußte sich auf die Hilfe der Ortspolizei verlassen. Im Augenblick stand ihm nur ein Sergeant zur Verfügung.

Man hatte bei der ersten Durchsuchung nichts gefunden, und Welling entschloß sich, Jim Morlake aufzusuchen. Als er sich Wold House näherte, konnte er kein Licht entdecken, und das Gartentor stand weit offen. Das gab ihm zu denken. Mit einer Taschenlampe leuchtete er den Weg entlang. Auf der Auffahrt innerhalb des Parks erkannte er frische Radspuren. Die Garage stand seitlich vom Haus. Welling folgte einer spontanen Eingebung und wandte sich dorthin. Die Tore waren geöffnet, und das Innere war leer.

Der Butler öffnete auf sein Klingeln.

»Möchten Sie Mr. Morlake sprechen?« fragte er. »Es tut mir leid, er ist ausgefahren.«

»Wie lange ist er denn schon fort?«

»Es mag ungefähr eine halbe Stunde sein. Ich war sehr erstaunt darüber, denn er hatte mir schon Auftrag gegeben, ihn morgen früh zu wecken. Binger ist auch in die Stadt zurückgekehrt.«

»Hat er Ihnen gesagt, daß er wegfahren wollte?«

Der Butler schüttelte den Kopf.

»Er ist in größter Eile aufgebrochen, denn er hat seine Pfeife und seinen Tabaksbeutel im Zimmer zurückgelassen, was er sonst nie tut. Außerdem muß er durch das Fenster gestiegen sein, denn ich war in der Halle.«

Als Welling Jims Arbeitszimmer betrat, stand das Fenster noch auf. Er drehte das Licht an und untersuchte den Fußboden.

»Er ist also Hals über Kopf davongefahren?« fragte er liebenswürdig. »Vor einer halben Stunde? – Würden Sie mich einmal allein lassen? Ich will telefonieren.«

Zuerst sprach er mit der Horsham-Polizeistation.

»Halten Sie einen schwarzen Zweisitzer an. Der Herr, der den Wagen steuert, heißt Morlake. Ich möchte nur, daß Sie ihn anhalten, nicht festnehmen. Sie verstehen, wie ich es meine?«

»Um was handelt es sich denn, Captain Welling?«

»Um Mord!« erwiderte der Beamte lakonisch.

Joan Carston schlief in der Nacht nicht; sie saß am Fenster und schaute unverwandt nach Wold House hinüber. Wenn doch nur das Licht aus seinem Fenster zu ihr herüberleuchten würde! Wenn sie nur den Klang seiner Stimme in diesen dunklen und stürmischen Stunden hören könnte! Ihr Herz sehnte sich nach ihm. Wie glücklich war sie doch gewesen, ohne es gewußt zu haben!

Als der Tag heraufdämmerte, kam ihr zum Bewußtsein, daß sie heute Creith verlassen sollte, aber sie konnte jetzt unmöglich fortgehen – sie mußte warten, falls Jim sie brauchen würde. Sie verurteilte ihn nicht; sie versuchte auch nicht, sich die Beweggründe seiner Handlungsweise klarzumachen. Sie konnte sich nur mit den Tatsachen abfinden und mußte sich ins Unvermeidliche fügen.

Am Morgen nach einem heißen Kaffee fühlte sie sich etwas erfrischt und ging ins Freie hinaus. Der Wind wehte kalt und scharf. Wasserlachen standen auf den Wegen. Dieses trübselige Wetter spiegelte nur die Stimmung in ihrem Innern wider. Ohne daß sie es wußte, ging sie die Auffahrt entlang, bis sie ans Parktor kam. Dort blieb sie stehen, faßte die kalten Eisenstangen mit den Händen und schaute durch das Gitter ins Leere.

Dann sah sie nach dem kleinen Haus von Mrs. Cornford hinunter und schauderte. Schnell wandte sie sich ab und ging zurück. Aber kaum hatte sie ein paar Schritte getan, als jemand sie anrief.

Sie entdeckte Welling.

»Waren Sie auch die ganze Nacht auf?« fragte sie. Er sah übernächtigt aus, und seine Schuhe waren beschmutzt.

»Ich schließe aus Ihren Worten, daß Sie selbst nicht viel geschlafen haben«, erwiderte er. »Aber ich will Ihnen keinen Vorwurf machen. Der Wind blies diese Nacht so heftig, daß man nicht zur Ruhe kam. Ist Lord Creith schon aufgestanden?«

»Ja, ich glaube.«

»Sie haben in der letzten Zeit viel Aufregungen gehabt«, meinte der Detektiv, als er neben ihr herging. »Das ist doch ein sehr merkwürdiger Fall – wirklich sehr sonderbar. Haben Sie übrigens beobachtet, daß Morlake immer breite, amerikanische Schuhe trägt?«

»Nein, ich kann mich auf keine Einzelheiten seiner Kleidung besinnen«, sagte sie schnell, um Jim nicht durch eine unfreiwillige Aussage zu schaden.

»Es ist aber eine Tatsache, daß er amerikanische Schuhe trägt«, erwiderte Welling. »Er hat überhaupt keine anderen, ich habe nämlich sein Haus durchsucht –«

»Ist er fort?«

»Spurlos verschwunden! Man kann es nicht anders nennen. Das ist das Schlimmste bei diesen klugen und gewitzten Menschen: Wenn sie verschwinden, dann tun sie es so gründlich, daß man von ihnen keine Spur mehr findet. Ein gewöhnlicher Verbrecher würde seine Visitenkarte an jedem Meilenstein zurücklassen.«

Er wartete, ob sie etwas entgegen würde. Aber erst nach einer Pause nahm sie allen Mut zusammen, um eine Frage zu stellen.

»Welche Bedeutung haben die breiten Schuhe?«

»Ich kann es Ihnen ja sagen. Der Mann, der Farringdon ermordete, trug spitze Schuhe.«

Sie wandte sich blitzschnell zu ihm um.

»Meinen Sie – daß Jim Morlake nicht der Täter war?« fragte sie zitternd. »Captain Welling, wollen Sie mir eine Falle stellen, um mich zu einer Aussage zu zwingen?«

»Ich bin zu allem, auch dazu, fähig«, gestand er und schüttelte traurig den Kopf. »Es gibt keine Lüge und keine Arglist, die ich nicht anwenden würde, Lady Joan. Aber diesmal bin ich vollständig ehrlich. Die Fußspuren, die wir auf dem Beet unter dem Fenster gefunden haben, zeigen deutlich, daß der Täter französische Schuhe trug, die vorne spitz zulaufen. Auch die Pistole, mit der er Farringdon erschoss, hat ein viel schwereres Kaliber als irgendeine Waffe in Morlakes Besitz. Ich kenne alle seine Waffen und könnte schwören, daß er nie die Pistole besaß, mit der Farringdon getötet wurde. Sie glaubten wohl, daß es Morlake war?«

»Ja, das dachte ich. Ich war Augenzeugin, als Farringdon erschossen wurde«, sagte sie mit einem plötzlichen

Entschluß.

»Das wußte ich. In dem weichen Boden konnte ich Ihre Fußabdrücke deutlich sehen. Glauben Sie, daß der Mann mit den spitzen Schuhen von Ihrer Gegenwart wußte? Übrigens noch eine Frage – haben Sie sein Gesicht gesehen? Trug er eine schwarze Maske?«

»Ja.«

»War er auch von Kopf bis Fuß schwarz gekleidet wie Mr. Morlake? Ich dachte es mir doch«, meinte er, als sie nickte. »Das kann natürlich Zufall gewesen sein, aber ich glaube nicht daran. Vielleicht können Sie mir noch eine kleine Mitteilung machen, die wir dringend brauchen«, sagte er und blieb stehen. »Wer trägt in Creith außer Ihrem Vater noch spitze, französische Schuhe?«

Sie schaute ihn minutenlang starr an, dann brach sie plötzlich in Lachen aus.

»Mr. Welling, Sie haben mir einen furchtbaren Schrecken eingejagt. Glauben Sie mir, mein Vater tötet niemand.«

Er ließ sich aber nicht erschüttern.

»Ich will ja auch gar nicht behaupten, daß Ihr Vater Farringdon erschossen hat. Ich stelle nur fest, daß Lord Creith der einzige Mann ist, der hier im Umkreis von zehn Meilen spitze Schuhe trägt.«

»Das ist aber doch absurd! Viele Leute tragen spitze Schuhe – Mr. Hamon zum Beispiel –«

»Das wollte ich ja nur hören«, erwiderte Captain Welling höflich. »Das ist alles, was ich wissen muß. Trägt Mr. Hamon immer solche Schuhe? Von Lord Creith wußte ich es genau, denn ich habe den Schuhmacher im Dorf gefragt, und der Mann kennt ja sämtliche Schuhe im Herrenhaus.«

»Mr. Hamon ist so wohlhabend, daß er seine Schuhe nicht reparieren läßt. Sie haben ihn doch nicht etwa im Verdacht? Er war gestern abend ja gar nicht in Creith!«

»Wenn er Farringdon erschossen hat, muß er wohl in Creith gewesen sein, und wenn er es nicht getan hat, kümmere ich mich auch nicht darum, wo er war.«

Die Reaktion nach dieser Nacht voll Schrecken und Angst war so groß, daß sie den alten Mann hätte umarmen und vor Freude küssen mögen.

»Sind Sie denn ganz sicher?«

»Sie meinen über Morlake?« Er wußte, warum sie so ängstlich war. »Ich glaube, daß es da nicht den geringsten Zweifel gibt. Er hat so große Füße, daß er niemals die Schuhe hätte tragen können, deren Spuren wir vor dem Haus gefunden haben. Trotzdem ist es unter keinen Umständen gewiß, daß der Eigentümer der spitzen Schuhe auch der Mörder ist.«

Als sie ins Haus traten, beaufsichtigte Lord Creith eben die Diener, die das Gepäck in Ordnung brachten, die einzelnen Koffer numerierten und die Zettel aufklebten.

»Hallo, Welling, wen haben Sie heute morgen verhaftet?«

»Am Sonnabend verhafte ich niemand – das verdirbt den Leuten das Wochenende. Sie sind von Hamon antelefoniert worden?«

»Ja«, sagte der Lord erstaunt. »Ungefähr um Mitternacht.«

»Hat er Sie gebeten, ihm etwas nachzuschicken, das er vergessen hatte?«

»Nein, er wollte nur wissen, wann ich heute abreise.«

»Sehen Sie einmal an«, nickte Welling. »Es war ganz selbstverständlich, daß er das tat, obendrein noch um zwölf Uhr nachts?«

»Es war etwas vor zwölf, denke ich. Sicherlich haben Sie das Gespräch belauscht«, sagte Lord Creith vorwurfsvoll.

Als er nach dem Verbleib eines Sportgewehrs forschte, das merkwürdigerweise im letzten Augenblick verschwunden war, wandte sich Joan wieder an Welling.

»Woher wissen Sie das alles, Captain?«

»Ich vermute es nur. Es ist doch natürlich, daß der Mann mit den spitzen Schuhen, wenn es unser Freund Hamon war, so bald als möglich einen Beweis geben wollte, daß er in der Stadt sei. Die Versuche, sich durch ein Telefongespräch ein Alibi zu verschaffen, sind sehr häufig.«

Sie war vollständig von einem Gedanken beherrscht.

»Warum mag wohl Mr. Morlake fortgegangen sein?«

»Vielleicht hatte er wieder einen kleinen Einbruch vor –«

»Seien Sie doch nicht so schrecklich«, rief sie erregt. »Sie wissen genau, daß Mr. Morlake kein Einbrecher ist!«

»Wenn ich überhaupt etwas genau weiß«, entgegnete er, »so ist es, daß Morlake tatsächlich ein Einbrecher ist. Ich kümmere mich nicht darum, welche edlen Motive ihn dazu machen – aber er ist ein Einbrecher. Sogar der tüchtigste und

schlaueste aller Geldschrankknacker im Land.«

»Hat er viel Geld geraubt?«

»Viele Tausende, aber es war stets Hamons Eigentum. Das ist das Merkwürdige.«

Joan hoffte, daß ein Wunder geschehen und Jim noch im letzten Augenblick erscheinen werde. Aber in dieser Erwartung wurde sie bitter enttäuscht. Sie mußte nach Southampton abfahren, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben.

Mit Erstaunen und Verwunderung betrachtete sie auf der Reede die Jacht. Sie hatte sich ein winziges Fahrzeug vorgestellt, aber die ›Esperance‹ hatte das Aussehen eines kleinen Kreuzers.

»Die muß Freund Hamon aber eine schöne Stange Geld gekostet haben – sieht ja beinahe wie ein Passagierdampfer aus«, meinte Lord Creith.

Der englische Kapitän begrüßte sie oben am Fallreep. Alle Vorbereitungen zur Abfahrt waren schon getroffen.

»Mr. Hamon wird nicht kommen, wie ich erfahren habe«, sagte Captain Green. »Wenn Sie gestatten, Mylord, lichten wir die Anker.«

Die Strahlen der Frühsonne lagen über Tanger. Joan Carston schaute verwundert von Bord des Schiffes auf das schöne Bild, als sie langsam in die Bai einführen. Über ihr wölbte sich ein fleckenloser, tiefblauer Himmel, und der Wind trug einen feinen, fremdartigen Duft von der Küste herüber.

»Freust du dich, daß wir an Land gehen?« fragte ihr Vater.

Sie nickte.

»Du bist doch ein prächtiges Mädchen!« sagte er bewundernd. »Du hattest in den letzten Wochen mehr Schicksalsschläge zu ertragen als ein Durchschnittsmensch im Lauf seines ganzen Lebens.«

»Man kann sich auch gegen Schicksalsschläge abhärten.«

»Du bist jetzt nicht mehr in so großer Sorge um Morlake?«

»Nein. Ich habe sogar das Gefühl, daß wir ihn bald wiedersehen.«

Lord Creith war in guter Stimmung.

»Der Kapitän sagte, er habe es so eingerichtet, daß wir eine Woche hier bleiben können, und ich glaube, daß wir unsere Zeit gut ausnützen werden.«

Er mietete Zimmer in dem großen weißen Hotel, von dem aus man die Küste übersehen konnte. Später am Tag schaute Joan von der breiten Treppe auf die wunderlichen, bunt durcheinanderliegenden Häuser, die das moderne Tanger so reizvoll machen.

»Es sieht aus wie eine Szene aus dem Alten Testament mit elektrischer Beleuchtung«, meinte der Lord. »Ich weiß nicht, ob ich das irgendwo gelesen habe oder ob ich selber darauf kam. Aber es ist ein treffender Ausspruch. Ich hoffe, daß du nicht enttäuscht bist, Joan? Diese Städte sind in der Nähe lange nicht so angenehm wie drei Meilen von der See aus. Und der Geruch – hm!« Er verzog das Gesicht.

»Jim hat jahrelang hier gelebt«, sagte sie.

»Aber davon duftet die Luft nicht gleich nach Rosenök«, erwiderte ihr Vater.

Am dritten Tag ihres Aufenthaltes begann Joan die Stadt schon etwas langweilig zu werden. Sie hatte den großen Marktplatz und den Basar mehrmals besucht, war zwischen den Holzkohleverkäufern und den ruhenden Kamelen herumgewandert, hatte den eingeborenen Gauklern, Fakiren und heiligen Männern zugesehen und mit Händlern um Bronze- und Messinggeräte gefeilscht.

»Den schönsten Teil von Tanger bekommt man eigentlich nicht zu sehen. Erinnerst du dich an die häßliche Straße, durch die wir neulich kamen?« fragte sie ihren Vater. »Dort öffnete sich ein altes Tor, und ich konnte einen Blick in einen großen Garten werfen. Zwei verschleierte Frauen standen auf einem Balkon und fütterten Tauben. Es war ein so liebliches Bild, daß ich ganz entzückt war.«

Am Nachmittag erstiegen sie einen Hügel, um einer Festlichkeit beizuwohnen. Eine große Anzahl von Stämmen aus der Wüste hatte sich versammelt, um den Todestag eines Heiligen zu feiern. Als Lord Creith und seine Tochter später durch die Stadt zurückkamen, führte er sie seitlich vom Markt an einem Gefängnis vorbei. Sie schauderte, als sie ein entsetzlich abgemagertes Gesicht hinter den Gittern sah.

»Möchtest du dir das Gefängnis auch einmal ansehen?«

»Nein, danke«, erwiderte sie schnell, und sie wandten sich wieder dem Basar zu.

Er öffnete einen leichten, weißen Sonnenschirm, denn die Sonne schien außerordentlich heiß.

»Ost ist Ost, und West ist West«, zitierte er. »Am meisten interessieren mich doch die Gedanken dieser Leute. Man begreift den Osten nicht, wenn man die Mentalität seiner Menschen nicht kennenlernt.«

Joan, die schon eine Weile hinter ihm hergegangen war, antwortete nicht, aber er war daran gewöhnt, daß sie auf seine Bemerkungen häufig schwieg.

»Und wenn du mich fragst –« begann er wieder und drehte sich um, um festzustellen, ob sie auch zuhöre.

Aber Joan war nicht zu sehen.

Er ging die Straße zurück. An der Ecke eines Hofes stand ein Bettler und bat im Namen Allahs um Almosen; eine



verschleierte Frau, die einen Korb mit allerhand Eingeborenenarbeiten trug, kam an ihm vorüber. Aber Joan war nicht zu entdecken. Er schaute an den hohen Mauern der Straße zu beiden Seiten empor, als ob er erwartete, daß sie durch irgendein Wunder dort oben säße.

Dann wurde er unruhig und besorgt und eilte die unebene Straße entlang, bis er ihr Ende erreichte. Er schaute nach rechts und links und bemerkte vier Leute, die einen hölzernen Kasten trugen und dabei sangen. Er lief wieder zu dem Bettler zurück und wollte ihn gerade fragen, ob er nicht eine Dame gesehen habe, als er bemerkte, daß der Mann blind war.

»Joan!« rief er laut, erhielt aber keine Antwort.

Ein Mann, der im Schatten des Tores schlief, wachte auf, starrte auf den bleichen, alten Herrn und verfluchte alle Fremden, die die Sammlung der Gläubigen stören. Dann rollte er sich wieder zusammen und schlief weiter.

Lord Creith sah in einiger Entfernung einen französischen Gendarmerieoffizier und stürzte, zu ihm.

»Haben Sie nicht eine europäische Dame gesehen – meine Tochter?« begann er zusammenhanglos. Dann erzählte er schnell, wie er Joan aus den Augen verloren hatte.

»Wahrscheinlich ist sie in eins der Häuser gegangen. Haben Sie maurische Freunde hier?«

»Nein.«

»Wo war sie denn, als Sie sie zuletzt sahen?«

Lord Creith zeigte es ihm.

»Hier ist eine kleine Straße, auf der Sie schnell zum Basar kommen«, sagte der Offizier und führte ihn dorthin.

Aber Joan war nicht auf dem großen Markt. Lord Creith eilte ins Hotel zurück. Sie war weder in ihrem Zimmer noch auf der Terrasse. Dort saß nur ein Herr in grauem Anzug und fächelte sich mit seinem Hut Luft zu.

Er schaute sich um, als er Lord Creiths Stimme hörte, und sprang auf.

»Morlake!« rief der Lord erleichtert. »Joan ...!«

»Ist etwas passiert?« fragte Jim schnell.

»Sie ist verschwunden! Mein Gott, ich fürchte, daß ihr etwas zugestoßen ist!«

Jim beriet sich kurz mit dem Polizeioffizier, bevor er sich von Lord Creith an die Stelle führen ließ, wo Joan verschwunden war.

»Ich glaube, es war hier!«

Jim sprach mit dem Beamten, aber dieser schüttelte den Kopf.

»Dabei kann ich Ihnen nicht helfen – es könnte zu großen Unannehmlichkeiten für mich führen. Ich kann Ihnen nur beispringen, wenn Sie meine Hilfe brauchen.«

»Das genügt mir«, sagte Jim.

In der Mauer befand sich ein kleines Tor. Jim ging darauf zu und klopfte.

Nach einiger Zeit öffnete sich ein Guckloch, und ein braunes Gesicht erschien in der Öffnung.

»Der Scherif ist nicht zu Hause«, sagte die Sklavin.

»Öffne, du Rose von Saron«, erwiderte Jim liebenswürdig. »Ich komme von dem Pascha und bringe Neuigkeiten für den Scherif.«

Die Frau zögerte.

»Ich darf nicht öffnen«, entgegnete sie, aber Jim spürte, daß sie unentschlossen war, und zog daraus sofort Vorteil.

»Ich bringe Nachricht von Hamon«, flüsterte er. »Geh zum Scherif und sage ihm das.«

Das Guckloch wurde geschlossen. Jim sah sich nach Lord Creith um, der neben ihm stand und ein sorgenvolles Gesicht machte.

»Es ist besser, Sie warten drüben bei dem Franzosen.«

»Aber wenn sie hier in dem Haus ist, werde ich darauf bestehen, daß –«

»Wenn überhaupt etwas zu machen ist, werde ich es erreichen«, sagte Jim grimmig. »Und Sie helfen mir am besten damit, daß Sie nicht dazwischentreten.«

Gleich nachdem sich der Lord widerwillig entfernt hatte, wurden die Riegel zurückgezogen. Ein Schlüssel drehte sich im Schloß, das Tor wurde ein wenig geöffnet, und Jim trat ein. Er stand auf dem quadratischen Hof, den er schon vor vielen Jahren einmal gesehen hatte, und blickte zu dem alten, verkommenen Brunnen und der verfallenen Veranda mit den verblaßten Polsterstühlen hinüber.

Als aber ein Mann dort erschien, ging er schnell quer über den Hof und stieg eilig zur Veranda hinauf.

»Sadi Hafis, du mußt mir helfen«, sagte er.

Bei dem Klang dieser Stimme schrak der Maure zusammen.

»Großer Gott!« sagte er atemlos. »Ich wußte nicht, daß du in Tanger bist, Milaka!«

Sein an und für sich blasses Gesicht schien noch farbloser zu werden.

»Was kann ich für Sie tun, mein lieber Captain Morlake?« fragte er dann in vorzüglichem Englisch. »Es ist wirklich eine Überraschung für mich – warum haben Sie denn Ihren Namen nicht gesagt?«

»Weil du mich dann nicht hereingelassen hättest. Wo ist Lady Joan Carston?«

Bestürzung zeigte sich auf Sadis Gesicht.

»Lady Joan Carston? Ich kann mich nicht auf den Namen besinnen. Ist es eine Dame von der Britischen Gesandtschaft?«

»Wo ist die junge Dame, die vor einer halben Stunde hier hereingelockt wurde? Ich warne dich, Sadi Hafis! Ich werde dieses Haus nicht ohne sie verlassen!«

»So wahr der allmächtige Gott lebt«, protestierte Sadi heftig. »ich weiß nicht, wo die Dame ist, und beim Paradiese Allahs, ich habe sie nicht gesehen. Warum sollte sie denn auch in meinem ärmlichen Hause sein, da sie doch offenbar von hohem englischen Adel ist?«

»Wo ist Lady Joan Carston?« wiederholte Jim nachdrücklich. »Bei Gott, Sadi, ich rate dir, mir jetzt endlich Antwort zu geben, oder ich frage einen toten Mann um Auskunft!«

Im Nu hatte er eine Pistole gezogen. Der Glanz der Waffe schien Sadi einen Augenblick zu blenden, denn er schloß die Augen und blinzelte.

»Das ist ein gewaltsamer Überfall!« rief er aufgeregt auf arabisch. »Ich werde es dem Konsulatsgericht melden –«

Jim stieß ihn zur Seite und trat in die fliesenbelegte Halle. Links befand sich eine Tür, die offenbar in Sadis Rauchzimmer führte, denn es roch nach Haschisch und Tabak. In der einen Ecke des Raumes war eine eiserne Wendeltreppe, auf der man in das obere Geschloß gelangen konnte. Sie war eine Merkwürdigkeit in dieser primitiven orientalischen Umgebung. Ohne Zögern eilte Jim hinauf. Mit einem Schrei sprang ein Mädchen, das dort gesessen hatte, auf und verhüllte das Gesicht mit einem Schleier.

»Wo ist die englische Dame?« fragte Jim schnell.

»O Herr«, sagte sie zitternd, »ich habe keine englische Dame gesehen.«

»Wer ist sonst noch hier?«

Er eilte durch den halbdunklen Raum und zog die Vorhänge von drei Schlafplätzen zur Seite, aber Joan war nicht da. Dann stürzte er die Treppe wieder hinunter. Er wußte, bevor Sadi noch feuern konnte, was sich ereignen würde, denn er hatte das unverzeihliche Verbrechen begangen, in den Harem eines orientalischen Großen einzudringen.

»Steck deine Pistole ein, oder du wirst sterben!« rief er.

Sadi feuerte nach der Stelle, wo Jim gestanden hatte, aber als dieser dann unerwartet wieder hinter einer Säule erschien, hob er die Hände in die Höhe. Im nächsten Augenblick warf sich Jim auf ihn und nahm ihm die Waffe ab.

»Nun – wo ist Joan Carston?«

»Ich sagte dir schon, daß ich es nicht weiß.«

Vor der Tür sammelte sich eine Schar furchtsamer Diener. Jim warf die Tür schmetternd ins Schloß und schob die Riegel vor.

»Wo ist Joan Carston?«

»Sie ist fortgegangen«, erwiderte Sadi dumpf.

»Du lügst – sie hatte noch keine Zeit fortzugehen.«

»Sie war nur eine Minute hier, dann ging sie in die Straße der Schulen – ein Tor führt von meinem Hause dorthin.«

»Mit wem ist sie fortgegangen?«

»Das weiß ich nicht.«

Jim stand drohend vor ihm, und seine Augen sprühten Zorn.

»Sadi«, sagte er langsam und nachdenklich, »kennst du Zafari? Gestern abend erzählte er mir, daß er deinen Kopf abschlagen wird, weil du ihn bei der Regierung verraten hast. Auch hast du Geld von ihm genommen, um Gewehre für ihn zu kaufen, und du hast das Geld für dich verbraucht. Wenn du mir jetzt die Wahrheit sagst, werde ich dir das Leben retten.«

»Mir ist schon so oft gedroht worden, Milaka«, entgegnete Sadi wieder kühner. »Und was ist mir geschehen? Ich bin noch immer am Leben. Und ich erkläre dir noch einmal, ich weiß nichts von dieser Dame.«

»Du hast doch eben gesagt, daß sie hier im Hof war und daß man sie durch die Tür dort in die Straße der Schulen gebracht hat! Wer hat sie mitgenommen?«

»So wahr Allah lebt, das weiß ich nicht!« rief Sadi.

»Das wirst du büßen, Sadi Hafis!«

Donnernd warf er die Tür ins Schloß und ging aus dem Haus über den Hof. Er sah, daß Sadi wenigstens insofern die Wahrheit gesagt hatte, als noch eine andere Tür nach der engen Straße führte. Dann erinnerte er sich plötzlich daran, daß Joans Vater Leute gesehen hatte, die eine schwere Kiste trugen. Nachforschungen ergaben, daß vier Männer in der nächsten Straße den Kasten auf einen Wagen geladen hatten, der schon den ganzen Morgen dort gewartet hatte. Ein Kameltreiber, der in der Nähe geruht hatte, bestätigte diese Angabe und sagte, daß sich in dem Kasten etwas bewegt habe. Er habe die Männer nach dem Inhalt gefragt, und sie hätten geantwortet, daß sie Hühner trügen.

Jim eilte durch die Menge, die sich auf dem Markt angesammelt hatte, und verschwand unter den Leuten. Zehn Minuten später sah Lord Greith ein großes Auto in schnellstem Tempo die Straße entlangrasen: Jim saß am Steuer.

»Ich fand den Wagen vor dem Hotel d'Angleterre«, rief er atemlos. »Gott weiß, wem er gehören mag.«

Lord Creith sprang schnell hinein.

Jim fuhr die Straße nach Fes entlang. Er konnte die Spuren des Wagens noch zehn Meilen von Tanger entfernt verfolgen.

»Dort steht der Wagen ja«, sagte er plötzlich.

Die Leute hatten ihn stengelassen, aber die Kiste stand noch darauf. Jim hielt an. Er sah sofort, daß sie leer war; der Deckel lag im niedrigen Gestrüpp an der Seite des Weges.

Als er in die Kiste sah, fand er da einen weißen Schuh.

»Er gehört Joan!« rief Lord Creith, als Jim ihm den Fund zeigte.

Joan Carston schlenderte langsam hinter ihrem Vater her. Sie gingen gerade an einer Gartenmauer vorbei, als sich eine Tür öffnete. Einen Augenblick hielt Joan an, um in den Hof zu sehen. Zuerst war sie sehr enttäuscht, aber im Eingang erschien eine Frau, die sie freundlich anlächelte, die Tür aufhielt und eine einladende Handbewegung machte, als ob hier etwas Schönes zu sehen sei. Joans Neugierde erwachte, und sie trat ein. Plötzlich wurde aber das Tor hinter ihr zugeschlagen, eine große, schwarze Hand bedeckte ihren Mund, und sie wurde von der Türschließerin festgehalten.

Bevor ihr zum Bewußtsein kam, was eigentlich geschah, kamen vier Männer auf sie zu, banden ihre Füße mit einem Tuch zusammen und legten ihr ein großes Baumwollbündel auf das Gesicht, das sie am Sehen und Atmen hinderte.

Sie sah ein, daß es zwecklos war zu kämpfen, und blieb ruhig liegen, als ihr auch die Hände zusammengeschnürt wurden. Man hob sie auf, nahm die Baumwolle von ihrem Gesicht und band ihr ein Seidentuch um den Mund. Dann wurde sie in einen großen Kasten gelegt und hochgehoben.

Die Luft in dem Gehäuse war drückend. Joan fürchtete zu ersticken und versuchte, mit ihrem Kopf den Deckel zu heben. Aber er war von außen fest verschlossen. Sie schien eine Ewigkeit getragen zu werden, dann fühlte sie einen kleinen Stoß, als ob der Kasten auf eine Unterlage gestellt würde. Der Wagen fuhr an, und seine Geschwindigkeit nahm immer mehr zu. Offenbar hatte der Fahrer große Eile, denn er verlangsamte die Fahrt nicht einmal, als es über einen unebenen, holprigen Weg ging. Alle Glieder schmerzten Joan, und sie war daran, das Bewußtsein zu verlieren.

Sie mußte wohl auch ohnmächtig geworden sein, denn als sie wieder zu sich kam, lag sie an der Straßenseite. Wagen und Kasten waren verschwunden, die Fesseln an Händen und Füßen gelöst, und die vier Leute, die sie gefangengenommen hatten, beugten sich über sie. Einer von ihnen stellte sie auf die Füße und sagte auf arabisch etwas zu ihr, das sie nicht verstand. Sie schüttelte den Kopf, um ihm klarzumachen, daß sie die Sprache nicht beherrsche. Dann sah sie ein paar Maulesel, die auf sie zu warten schienen. Der größte Mann trug sie zu einem der Tiere und setzte sie in den Sattel. Dann führte er es einen steilen Abhang hinab, der im rechten Winkel von der Straße abbog. Seine Gefährten folgten.

Sie hatte furchtbare Kopfschmerzen und konnte kaum ihre Gedanken sammeln. Entsetzlicher Durst quälte sie, und ihre Kehle war ausgetrocknet. Aber der Weg, den sie auf dem Maultier zurücklegen mußte, war nicht lang. In einer Talsenke stand ein Haus mit einem flachen Dach, das von einer hohen, weißen Mauer umgeben war, und die Leute geleiteten sie auf dem Maultier durch das enge Tor.

Im Hof blühten viele Blumen in prächtigen Farben, und in der Mitte plätscherte ein Springbrunnen. Sie wartete, während ihre Begleiter die Türen fest verschlossen. Dann wurde ihr bedeutet, daß sie absteigen solle. Man führte sie zum Haus und klopfte an die Tür. Es wurde sofort geöffnet, und ein Mädchen zeigte sich im Eingang. Sie zog Joan herein und brachte sie in einen länglichen Raum. Der Boden war mit schäbigen Teppichen bedeckt, und im Hintergrund stand ein großer, bequemer Diwan.

Oben in den Wänden waren Fenster angebracht, durch die helles Licht hereinfiel. Nach den Beschreibungen, die sie gelesen hatte, nahm Joan an, daß sie sich im Harem eines maurischen Hauses befand. Aber sie sah keine anderen Frauen; auch das Mädchen, das sie hereingeführt hatte, verschwand wieder und schloß die Tür.

Joan setzte sich auf die Ecke des Diwans und versuchte nachzudenken. Sie mußte der Gefahr tapfer entgentreten.

Die Entführung war so glatt gegangen, daß sie vorbereitet gewesen sein mußte. Aber woher konnten die Leute nur wissen, daß sie durch das Tor gehen würde? Sie mußten tagelang gewartet haben, um ihren Plan zur Ausführung zu bringen. Und wer wollte sie in seine Gewalt bringen?

Als sich die Tür öffnete, sprang Joan auf. Das Mädchen trat wieder herein und brachte auf einem großen Messingtablett einheimisches Brot, Früchte und eine braune Flasche mit klarem Wasser. Ein reichverzierter Becher stand daneben. Als sich das Mädchen wieder entfernt hatte, goß Joan Wasser in den Becher und trank gierig. Sie betrachtete die Nahrung zuerst argwöhnisch, aber dann faßte sie Mut und aß von dem Brot.

Am anderen Ende des Raumes trat ein Mann durch die Tür und beobachtete sie einige Zeit, ohne daß sie etwas von seiner Anwesenheit ahnte. Schließlich machte er sich durch ein Räuspern bemerkbar, und Joan fuhr entsetzt in die Höhe.

»Sie sind es?«

Ralph Hamon lächelte gemein.

»Das ist ein unerwartetes Vergnügen.«

Plötzlich erkannte sie die Zusammenhänge.

»Sie also stecken hinter allem?« sagte sie langsam. »Deshalb haben Sie uns zu dieser Reise eingeladen?«

»Ja, ich war so frei. Ich wollte Sie ein wenig aus der Nähe dieses Morlake entfernen. Wenn es überhaupt noch eine Gerechtigkeit in England gibt, hat man diesen Menschen verhaftet, denn er hat einen Mord auf dem Gewissen. Sie wissen wahrscheinlich, daß Ihr Gatte in der Nacht vor Ihrer Abreise getötet wurde und daß es Morlake war, der ihn erschossen hat.«

Sie warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

»Sie selbst haben Farringdon getötet – Captain Welling erzählte es mir, bevor ich abfuhr.«

Wenn Sie die Absicht hatte, ihm einen Schrecken einzujagen, so hatte sie vollen Erfolg. Sein Gesicht sah plötzlich fahl und verstört aus.

»Sie wollen mich nur bluffen!« rief er heiser. »Warum soll denn ausgerechnet ich diesen Säufer erschossen haben?«

»Captain Welling hat mir ganz klar gesagt, daß Sie der Mörder sind«, entgegnete sie kühl. »Und Jim Morlake wird bald auf Ihrer Spur sein!«

Er nahm sein Taschentuch heraus und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Was – ich ein Mörder?« fragte er düster. »Nun, mehr als henken können sie mich auch nicht. Ich wollte Ihnen eigentlich etwas sagen, aber Sie haben mein Programm umgestoßen, Joan. Ich kann leicht erfahren, ob Morlake in Tanger ist.«

»Ich habe nicht gesagt, daß er in Tanger ist, davon weiß ich nichts.«

Seine Züge erheiterten sich.

»Ich werde es bald herausbringen«, wiederholte er dann und verließ den Raum durch eine von einem Vorhang verborgene Tür.

Einige Minuten später kam das maurische Mädchen zurück und führte Joan in einen Raum auf der Rückseite des Hauses. Aus glasierten Klinkern war hier eine Badewanne in den Fußboden eingemauert, und das Mädchen gab Joan ein Zeichen, sich zu entkleiden. Über der Lehne eines etwas wackligen Stuhls hingen Kleider, wie sie maurische Frauen trugen. Zuerst sträubte sich Joan, aber das Mädchen zeigte bedeutungsvoll auf die Tür, und Joan vermutete, daß man Gewalt anwenden würde, wenn sie Widerstand leistete. Sie entkleidete sich deshalb unter den wachsamen Augen des Mädchens und stieg ins Bad.

Ihre Kleider wurden entfernt, und es blieb ihr nichts anderes übrig, als danach das arabische Kostüm anzulegen.

Die Dunkelheit brach schon herein, als Ralph Hamon zu ihr zurückkehrte.

»Ihr Freund Morlake hat eine böse Geschichte angerichtet die maurischen Behörden sind hinter ihm her, aber er hat es ja selbst so gewollt. Ein Mann, der so gut mit den Sitten des Landes vertraut ist wie er, sollte es sich doch zweimal überlegen, bevor er versucht, in den Harem eines maurischen Großen einzudringen. Sie werden sich vielleicht dafür interessieren, daß er Sie heute nachmittag gesucht hat.«

»Alles, was Sie mir von ihm sagen, interessiert mich sehr.«

Sein Gesicht verfinsterte sich.

»Ich glaube, es ist besser, wenn Sie die Dinge von einer anderen Seite betrachten, Joan, und vor allem den Tatsachen Rechnung tragen, wie sie nun einmal sind. Es wird eine große Veränderung in Ihrem und in meinem Leben geben.«

Er setzte sich neben sie auf den Diwan, aber sie stand auf.

»Ich werde jetzt endlich das Leben führen, von dem ich schon so lange geträumt habe.«

»Glauben Sie denn nicht, daß die Gerechtigkeit Sie auch hier erreichen wird?«

»Gerechtigkeit!« sagte er ironisch. »In diesem Bergland gilt nur das Gesetz des Stärkeren und die Freundschaft des Häuptlings, der den Distrikt regiert. Meine liebe Joan, ich werde Ihnen vielleicht sogar den größten Dienst erweisen – Sie werden das Leben kennenlernen – ein Leben, das wenigstens lebenswert ist.«

»Was soll das heißen?«

»Sie werden mich heiraten. Sie werden Arabisch lernen. Ich bringe es Ihnen bei, und dann lesen wir zusammen die

Gedichte von Hafis. Sie werden erstaunt sein, welche Freuden Ihnen das Leben erschließt.«

»Reden können Sie ganz gut«, unterbrach sie ihn. »Sie sind wirklich ein sonderbarer Mensch. Ich weiß nicht, wieviel Morde Sie begangen haben, aber einen haben Sie sicher auf dem Gewissen, und wahrscheinlich ist Ihr ganzer Reichtum auf ein schreckliches Verbrechen gegründet.«

Er war sprachlos vor Wut und Furcht, als sie ihm diese Worte ins Gesicht schleuderte.

»Ich bin kein gemeiner Mörder«, stieß er hervor. Sein Gesicht zuckte. »Ich bin überhaupt kein Mörder, hören Sie? Ich – ich habe zwar viel getan, aber ein Mörder bin ich nicht.«

»Wer hat denn Ferdie Farringdon getötet?« fragte sie kalt.

Er hob den Blick, und sie las Sorge und Furcht darin.

»Ich weiß nicht – vielleicht habe ich es –, ich wollte ihn ja nicht töten ... ich wollte – ich weiß jetzt nicht mehr, was ich beabsichtigte. Ich wollte eigentlich Morlake erschießen – ich fuhr mit meinem Wagen bis an den Ort und ging dann zu Fuß.«

Er bedeckte die Augen mit der Hand, als ob er eine schreckliche Erscheinung bannen wollte. Dann verließ er den Raum.

Sie sah ihn an diesem Abend nicht wieder, aber als sie auf dem Diwan saß und vor sich hinräumte, hörte sie plötzlich, wie die Tür geöffnet wurde. Sie richtete sich auf und sah die junge Araberin, die einen langen, blauen Mantel über dem Arm trug und ihn über Joans Schultern hängte. Der zweite Teil der Reise sollte also beginnen.

Wohin würde sie führen? Sie vertraute darauf, daß Jim Morlake ihr irgendwo begegnen und ihr helfen würde.

Hamon hatte Joan die Wahrheit erzählt, als er sagte, daß Jim in große Unannehmlichkeiten mit den Behörden geraten sei. Aber das waren Schwierigkeiten, die er kannte und deren er Herr werden konnte. »Es wird nahezu unmöglich sein, die Häuser zu durchsuchen, in denen sie verborgen sein könnte«, sagte er zu Lord Creith. »Ich bin schon jetzt in eine recht böse Lage gekommen. Wenn wir jetzt etwas unternehmen, können wir es nur auf eigene Faust tun. Die Räuber sind jedenfalls nicht die Fesstraße weiter entlanggegangen. Ich bin zwanzig Meilen über die Stelle hinausgegangen, wo wir den Wagen fanden, und ich habe niemand gesehen. Ich werde jetzt weitere Nachforschungen anstellen.«

Der alte Herr ging in sein Zimmer hinauf, um eine Vollmacht zu holen, die er diesen Nachmittag von den verschiedenen Konsulaten besorgt hatte. Jim wartete unten und trat auf den Balkon hinaus. Der Abend war kühl, und der Vollmond erhob sich in voller Pracht am wolkenlosen Himmel. Einen Augenblick war er überwältigt von der Schönheit dieses Anblicks. Die breite Hotelterrasse war verlassen, nur ein Mann saß noch dort, der den Mantelkragen hochgeklappt und die Füße auf das Steingeländer gelegt hatte. Er mußte Amerikaner oder Engländer sein. Niemand sonst würde es wagen, sich der Nachtluft auszusetzen. Der Fremde rauchte eine Zigarre.

Lord Creith erschien mit der Vollmacht.

»Ich fürchte, sie wird Ihnen auch nicht viel nützen«, meinte er, »aber in Orten, die die Oberhoheit des Sultans anerkennen, werden Ihnen die Behörden Hilfe und Beistand leisten.« Er streckte ihm die Hand entgegen. »Also, gehen Sie – ich wünsche Ihnen viel Glück. Bringen Sie mir Joan zurück, ich muß sie wiederhaben – und ich glaube, Sie auch.«

Jim drückte die Hand des alten Mannes, nickte ihm noch einmal zu und schob ihn dann durch die Glastür in die große Hotelhalle zurück. Er mußte jetzt allein sein.

Eine Sekunde schaute er dem alten Mann noch nach, der etwas gebückt über den Korridor schritt, dann wandte er sich um und eilte die Stufen hinunter, die zur Küstenstraße führten. Er war gerade unten, als er angerufen wurde.

»Hallo!«

Es war der Fremde mit der Zigarre. Jim dachte, daß der andere sich geirrt habe, und ging weiter.

»Kommen Sie doch her, Morlake!«

Erstaunt wandte sich Jim um.

»Wenn Sie mich so gut kennen, daß Sie meinen Namen wissen, darf ich Ihnen sicher ohne Umschweife sagen, daß ich in großer Eile bin.«

»Gewiß.« Der Mann streckte die Beine gemütlich von sich. »Ich möchte von Ihnen nur eins erfahren – haben Sie vielleicht etwas von meinem Freund Hamon gesehen?«

Jim beugte sich nieder, um das Gesicht des Fremden besser sehen zu können. Es war Captain Welling ...



»Was in aller Welt tun Sie denn hier?«

»Ich werde mir Rheumatismus holen«, brummte Welling. »Sie sind in Eile – was gibt es denn?«

»Lady Joan ist verschwunden.« Jim erzählte ihm von der Entführung.

Der Detektiv hörte nachdenklich zu.

»Das ist allerdings eine schlechte Neuigkeit«, sagte er dann. »Ich hatte schon gehört, daß es einen Skandal gegeben haben soll, aber ich wußte nicht, was es war. Mein Spanisch ist schon sehr in Vergessenheit geraten, und Arabisch verstehe ich so gut wie gar nicht. Lady Joan! Das ist recht böse. Was haben Sie denn nun vor?«

»Ich will mich nach ihr umsehen!« erwiderte Jim kurz.

»Dann darf ich Sie nicht aufhalten. Haben Sie nichts von Hamon entdeckt? Ich habe ihn bis Cadiz verfolgt. Er kam auf der ›Peleago‹ nach Gibraltar. Dort habe ich die Spur verloren. Er war plötzlich verschwunden, und ich konnte ihn nicht wieder auffinden.«

Bestürzt hörte Jim diese Nachricht.

»Dann ist er hier – gesehen habe ich ihn allerdings noch nicht. Zuerst hatte ich Sadi Hafis in Verdacht, aber es ist leicht möglich, daß Hamon die Entführung dirigierte.«

Mit einem hastigen Lebewohl eilte er fort.

In der Nähe der Straße der Moschee stand ein kleines, unansehnliches Haus, zu dessen Tür man auf einer schmalen Treppe emporklettern mußte. Jim stieg hinauf, klopfte an und wurde sofort eingelassen. Er nickte dem maurischen Schneider, der mit untergeschlagenen Beinen bei seiner Arbeit saß, einen Gruß zu, ging in einen inneren Raum, zog den Rock aus und erschien dann wieder in der Tür.

»Haben Sie alles vorbereitet?« fragte er.

»Ja«, entgegnete der Schneider, der nicht von seiner Arbeit aufschaute. »Sie warten auf Sie in der Straße, wo der englische Arzt wohnt.«

Jim hatte die Weste ausgezogen, als er plötzlich ein lautes Brummen hörte. Er sah nach einer viereckigen Öffnung, zu der eine alte, zerbrochene Leiter hinaufführte.

»Wer ist dort oben?«

Der Schneider fädelt mit außerordentlicher Schnelligkeit eine Nadel ein, bevor er antwortete.

»Ein Mann«, sagte er dann gleichgültig. »Er hat das Dachzimmer, das früher der Wasserverkäufer bewohnte. Yassin konnte keinen Mieter finden, weil der Wasserverkäufer an den Pocken starb. Deshalb gab er es an den Englesi für sechs Pesetas den Monat. Er raucht und wird jetzt in ein Café gehen, wo er seine Pfeife Haschisch für zehn Centimos bekommt.«

Als Jim noch verwundert nach oben schaute, erschien ein zerrissener Schuh auf der Leiter, darüber ein Bein, das kaum durch eine zerlumpte Hose bedeckt wurde. Der Mann stieg langsam herab, und Jim betrachtete ihn genau. Schmutzig graue Haare hingen über den Kragen des Mannes herunter, und sein Anzug war zerschlissen. Er hatte eine dicke, rote Nase, und ein verwilderter Bart umrahmte sein Gesicht. Schläfrig richtete er den trüben Blick auf Jim.

»Guten Abend«, keuchte er.

»Sind Sie Engländer?« fragte Jim, überrascht und abgestoßen durch die häßliche Erscheinung des Fremden.

»Ja, Brite. Aber sehen Sie mich doch nicht so verteufelt an, als ob Ihnen schlecht würde, mein Lieber! An Ihrer verfluchten Aussprache erkenne ich, daß Sie aus den Staaten sind. Was treiben Sie denn hier? Leihen Sie mir fünf Peseten, alter Junge, ich erhalte morgen eine Geldsendung von zu Hause.«

Jim drückte ihm eine spanische Münze in die ausgestreckte Hand und sah dem verkommenen Mann nach, der in die Nacht hinauswankte.

»Wie lange ist der schon hier?«

»Fünf Jahre«, antwortete der Schneider, »mir ist er auch fünf Pesetas schuldig.«

»Wie heißt er denn?«

»Das weiß ich nicht – was kommt es auch auf den Namen an?«

Jim gab ihm innerlich recht.

\*

Der heruntergekommene Mann schwankte die Straße entlang und stieß gleich darauf mit einem anderen Europäer zusammen.

»Verdammt noch einmal«, sagte Hamon. »Passen Sie doch auf!«

Er war sehr erstaunt, als ihm auf englisch erwidert wurde.

»Verfluchter Hund! Machen Sie selbst die Augen auf, Sie Esel! Wie können Sie einen Gentleman anrennen – Sie sind ja vollständig betrunken, Sir!«

Ralph war so verwundert, daß er schnell ein Streichholz ansteckte, aber er hätte es beinahe wieder fallen lassen, als er das blutunterlaufene Gesicht und den roten Bart des Mannes sah.

»Das Licht bricht aus der Finsternis«, murmelte der Haschischraucher. »Entschuldigen Sie, wenn meine Sprache etwas ungebildet war – verzeihen Sie.« Er schaute zum mondhellen Himmel hinauf.

»Würde es Sie sehr belästigen, wenn ich Sie bäte, mir den Stern Gamma im Bild des Orion zu zeigen? Mein Café liegt nämlich ungefähr in dieser Richtung. Ich lebe in einer greulichen Höhle, Sir, über dem Laden eines schrecklichen maurischen Schneiders. Und was bin ich, mein lieber Freund? Ein Geistlicher! Kein Priester, den man ausgestoßen hat – sondern ein Prediger! Ein Offizier, der die höchste Auszeichnung der Welt erhalten hat, das Victoria-Kreuz! Aylmer Bernardo Bannockwaite! Aber würden Sie nicht die außerordentliche Liebenswürdigkeit haben, mir fünf Peseten zu leihen – morgen erhalte ich eine Geldsendung von zu Hause.«

Wie im Traum gab ihm Ralph Hamon einen Geldschein.

Bannockwaite! Der Mann, der Joan und Ferdie Farringdon getraut hatte!

Vier Stunden lang ritt Joan in der Nacht auf einem tänzelnden Maultier durch eine Landschaft, die sie nicht sah und deren Charakter ihr ein Geheimnis blieb. Soweit sie erkennen konnte, folgte die kleine Karawane keinem festliegenden Weg. Von Zeit zu Zeit verfangen sich ihre Füße in dem dornigen Gebüsch, das sich mit seinen Spitzen auch in ihr weißes Kleid einhakte.

Bei Tagesanbruch entdeckte sie, daß sie sich in einem wilden und anscheinend unbewohnten Landstrich befanden. Sechs Männer und das Mädchen, das sie schon bedient hatte, begleiteten sie. Einer der Leute machte ein Feuer und hängte einen Wasserkessel darüber, während ein anderer die Maulesel zu einem nahen Bach führte.

Joan blickte umher und versuchte vergeblich, sich vorzustellen, wo sie waren. Blaue Hügel zogen sich am Horizont hin. Ein Araber durchsuchte das Gebüsch und fand ein stilles, schattiges Plätzchen. Dort breitete er ein Tuch aus und deutete ihr an, daß sie sich zur Ruhe legen sollte. Aber nie war sie wacher gewesen, und obgleich sie sich dorthin zurückzog, konnte sie doch nicht schlafen. Sie mußte immer wieder ihre Lage überdenken.

Die Araberin brachte ihr Kaffee und Weizenkuchen, und Joan war dankbar für die Erfrischung, denn sie hatte seit dem Mittag vorher nichts gegessen.

Nachdem die kleine Karawane zwei Stunden geruht hatte, wurde der Marsch fortgesetzt. Joan wunderte sich zuerst, daß die Leute, denen sie zuweilen begegnete, nicht erstaunt waren, eine europäische Frau zu sehen. Aber dann erinnerte sie sich daran, daß sie maurische Kleidung trug. Wenn die Leute sie überhaupt ansahen, so war es nur, weil sie ihr Gesicht nicht verschleiert hatte.

Die Berge rückten näher und näher, und sie entdeckte einen weißen Flecken an einem Abhang, ohne zu wissen, daß es das Ziel ihrer Reise war. Als der Weg sich aufwärtszog, erkannte sie allmählich, daß es ein Gebäude war. Nach und nach traten die Umrisse des palastartigen Hauses immer deutlicher hervor, und sie war erstaunt über die Schönheit dieser Anlage. Es erschien ihr wie ein weitstrahlender Edelstein, und selbst aus dieser Entfernung konnte sie die Anmut der Gärten und Terrassen ahnen, die sich nach oben und unten in verschiedenen Abstufungen um das Haus zogen.

Die Landschaft hatte hier wellenförmigen Charakter, und als die kleine Karawane zwischen Sträuchern einen sanften Hügelrücken hinauftritt, sah Joan einen Mann auf einem müden Pferd. Er hielt in kurzer Entfernung von ihnen rechts an der Straße. Die anderen schenkten ihm weiter keine Beachtung, aber das maurische Mädchen sagte ein Wort, das Joan verstand.

»Ein Bettler?« fragte sie erstaunt. Bei anderer Gelegenheit hätte sie sich darüber gewundert, einen Bettler zu Pferd zu sehen.

Es war ein älterer Mann mit grauem Bart. Sein Gesicht sah aus, als ob er noch nie Wasser und Seife benützt hätte, und seine Kopfbedeckung war alt und verschossen. Er schaute auf die kleine Schar, als sie vorüberkam, und Joan betrachtete bestürzt das zerrissene Gewand, das seine gebeugte Gestalt nur spärlich bedeckte, und das schmutzige Hemd, das sich am Hals zeigte. Sie glaubte, noch nie einen so abstoßenden Menschen gesehen zu haben.

»Almosen!« sagte er. »Almosen im Namen des barmherzigen Gottes!«

Einer der Männer warf ihm eine Kupfermünze zu, und er fing sie geschickt auf.

»Almosen, o du schöne Rose, im Namen des Barmherzigen und Gnädigen! Habe Mitleid mit den Armen!«

Seine Stimme erstarb in einem Murmeln.

Joan war sehr müde, als sie die Tore erreichten und durch die blühenden Gärten schritten. Das Mädchen lief zum Haus voraus und sprach mit einer der Frauen, die neugierig ihre Ankunft beobachteten.

Dann trat eine behäbige Frau einige Schritte vor. Ihr Gesichtsausdruck war düster und verärgert, und sie sagte etwas in scharfem Ton. Als Joan den Kopf schüttelte, um anzudeuten, daß sie sie nicht verstanden habe, biß sie sich ungeduldig auf die Lippen.

Das maurische Mädchen schien sich vor der Frau zu fürchten; es zeigte auf eine Tür, öffnete sie schnell und bat Joan herein.

Das Zimmer erinnerte an einen geschmackvoll eingerichteten englischen Raum. Nur die Fenster waren, wie in den meisten maurischen Häusern; mit Gittern versehen. Joan sah sich neugierig um.

»Wer war denn die Frau?« fragte sie in dem gebrochenen Spanisch, in dem sie sich mit der Araberin zu verständigen suchte.

Das Mädchen wollte sich vor Lachen ausschütten.

»Das ist Senora Hamon!«

Joan setzte sich auf den nächsten Sessel und lachte gleichfalls laut auf.

»Und die anderen Frauen? Sind das auch seine Gemahlinnen?« fragte Joan.

»Nein, hier ist nur eine Frau. Die anderen sind Dienerinnen. Sie ist erst vor einiger Zeit hergekommen. Seit vielen Jahren hat sie ihren Mann nicht gesehen.«

Joan wunderte sich, daß sie so vergnügt sein konnte. Aber die frische, gesunde Luft in den Bergen tat ihr gut und gab ihr neue Kraft. Oder war es vielleicht das Bewußtsein, daß die Zukunft ihr keine Überraschungen mehr bringen konnte? Ralph Hamon hatte diesen Zufluchtsort sicher schon seit langem vorbereitet.

Alles war herrlich, aber es blieb doch ein Gefängnis.– vielleicht noch etwas Schlimmeres.

Am andern Ende des Zimmers fiel Licht durch ein großes Fenster, das von außen durch ein geschmiedetes Gitter geschlossen war. Sie öffnete es und staunte über die Schönheit und Pracht des weiten Tales. In der Ferne konnte sie das Meer erkennen, und am Horizont tauchte der düstere Felsen von Gibraltar auf.

Im Tal bewegte sich etwas. Sie hielt die Hand vor die Augen, um sie gegen die hellen Sonnenstrahlen zu schützen. Es war der Bettler, der wohl nach Tanger zurückritt.

Sie schloß das Fenster, ging zum Eingang zurück und drückte auf die silberne Klinke. Zu ihrem Erstaunen gab sie nach, und eine große weite Halle öffnete sich vor ihr. Auch die Pendeltüren, die ins Freie führten, waren nicht verschlossen. Offensichtlich ließ man ihr hier also größere Freiheit, und sie war dankbar dafür.

Aber als sie in den Garten kam, erkannte sie, daß es hoffnungslos war, von hier entkommen zu wollen. Die Mauern waren selbst für ein maurisches Haus ungewöhnlich hoch. Oben waren sie mit unzähligen Glasscherben belegt, die im Sonnenlicht glitzerten und daran erinnerten, daß jeder Fluchtversuch vergeblich sein würde.

Trotz ihres festen Vorsatzes, tapfer zu bleiben, ging sie langsam und niedergeschlagen in das große Zimmer zurück, das augenscheinlich für sie reserviert war. –

Ralph Hamon hatte Nachricht von dem Gelingen der Flucht erhalten und ritt nun quer durch das unebene Gelände. Er triumphierte, daß er sein Ziel soweit erreicht hatte, und sein Blick ruhte wohlgefällig auf dem weißen Haus in den Bergen.

Dort war Joan Carston endlich sein eigen in des Wortes wahrster Bedeutung. Er hatte vorher in Tanger noch eine geheime Unterredung mit Mr. Bannockwaite gehabt, die auch zu seiner Zufriedenheit ausgefallen war.

Sadi Hafis ritt an Hamons Seite, aber er war lange nicht so froh gestimmt wie dieser. Er schaute düster drein und hatte noch kaum ein Wort gesprochen.

»Wir werden bald nach Sonnenuntergang dort sein«, sagte Ralph.

»Mag der Himmel wissen, warum ich überhaupt mitkomme«, erklärte Sadi unwirsch. »Sie haben all meine Angelegenheiten zu einem schlechten Ende gebracht!«

»Beruhigen Sie sich doch. Lydia hatte einen Aufenthalt in Lissabon. In ein paar Tagen ist sie hier. – Ach, Joan ist wirklich außergewöhnlich schön«, rief er begeistert.

»Würde ich sonst diese beschwerliche Reise machen?« fragte Sadi kühl.

Ralph Hamon wurde aufmerksam.

»Nun ja, Sie mögen Ihre Neugierde befriedigen und dann wieder gehen«, erwiderte er kurz. »Sie dürfen ihr Aufmerksamkeiten erweisen, wo sie am Platz sind – aber damit von Anfang an kein Mißverständnis herrscht, diese junge Dame heiratet mich.«

Der Scherif zuckte die Schultern.

»Frauen gibt es soviel wie Bettler«, entgegnete er gleichgültig und wies mit dem Kopf nach der wenig anziehenden Gestalt, die ihnen entgegenkam.

»Almosen, im Namen Allahs, des Allmächtigen und Allgütigen!« murmelte der zerlumpte Greis.

»Ein zahnloser, alter Teufel«, sagte Hamon und warf ihm eine Kupfermünze hin.

»Gott gebe dir glückliche Träume!« bedankte sich der Bettler mit singender Stimme und ritt langsam hinter den beiden her. »Mögen dir die Freuden des Himmels sicher sein und die Herrlichkeiten der Propheten! Laß mich unter dem Dach deines Hauses zur Nacht schlafen, denn ich bin ein alter Mann ...«

Sadi konnte als Maure diese Bitte mit philosophischer Ruhe und Gleichgültigkeit anhören. Ralph wandte sich zornig um.

»Mach, daß du fortkommst, du Hund!« brüllte er. Doch der Alte folgte ihnen unentwegt und wiederholte dauernd seine eintönigen Bitten.

»Lassen Sie ihn schwatzen«, sagte Sadi. »Wozu kümmern Sie sich überhaupt um ihn? Sie kennen doch Marokko lange genug.«

Der Bettler hielt sich ständig in einiger Entfernung von ihnen, und erst als sie ihm die Tür vor der Nase zuschlugen, kehrte er schimpfend und unzufrieden um. Später sah Ralph, daß das Pferd in der Umgebung graste. Eine blaue Rauchwolke stieg aus den Büschen zum Himmel auf, wo der Alte sein Lager bereitete.

Ralph Hamon hatte noch eine unangenehme Aufgabe vor sich, und er hatte es nicht besonders eilig, sie zu lösen. In einem kleinen Raum hinter der Halle speiste er mit Sadi zu Abend.

»Sie sind aber kein eifriger Liebhaber«, meinte der Araber. »Haben Sie sie schon gesehen?«

»Sie kann warten.«

»Dann werde ich ihr einstweilen meine Aufwartung machen«, erwiderte Sadi schmeichlerisch. »Sie sind kein Muselman, und ich denke, die junge Dame wird beruhigt sein, wenn sie einen wirklichen maurischen Edelmann kennenlernt und erfährt, daß wir auch gute Sitten haben.«

»Ich werde Sie später vorstellen, aber erst muß ich noch etwas anderes erledigen«, entgegnete Ralph kurz.

Die andere Aufgabe bestand darin, seine Frau zu sprechen, die er acht Jahre nicht gesehen hatte. Als er in ihr Zimmer trat, wollte er nicht glauben, daß diese dicke, düstere Frau einst ein schönes maurisches Mädchen von schlankem, wundervollem Wuchs gewesen war.

»So bist du doch endlich gekommen?« fragte sie hart. »All diese Jahre habe ich nichts von dir gehört oder gesehen.«

»Hast du etwa Hunger gelitten?« erwiderte er kühl. »Hast du kein Dach über dem Kopf gehabt?«

»Wer ist dieses Mädchen?«

»Sie wird bald meine Frau sein.«

Die Maurin sprang auf und zitterte vor Zorn.

»Warum hast du mich dann hierherholen lassen?« rief sie aufgebracht? »Soll ich wie eine Närrin vor meinen Dienerinnen dastehen? Warum hast du mich nicht in Mogador gelassen? Dort hatte ich wenigstens Freunde und Bekannte. Hier bin ich mitten in der Wildnis lebendig begraben. Soll ich deinem neuen Weib vielleicht als Sklavin dienen? Das tue ich niemals, Hamon!«

Er fühlte sich nun sicher.

»Du kannst nächste Woche wieder nach Mogador zurückkehren. Ich habe dich aus einem besonderen Grund hierherkommen lassen.«

Sie war hergebracht worden, damit Joan sie sehen und ihre eigene Lage besser beurteilen solle.

Er ging zu Sadi zurück.

»Ich gehe jetzt zu meiner Dame. Später werde ich Sie vorstellen.«

Er klopfte an die Tür des Wohnzimmers, und als keine Antwort kam, trat er ein. Joan saß vor dem großen Flügel und hatte die Hände im Schoß gefaltet. Sie hatte sich gerade an das Instrument gesetzt, als Hamon in der Tür erschien.

»Wie geht es Ihnen – fühlen Sie sich schon ein wenig heimisch?« fragte er.

Eine Weile blieb er stehen und bewunderte ihre schlanke Gestalt und ihre ruhigen, gleichmäßigen Züge. Sie schenkte ihm überhaupt keine Beachtung. Er hätte ebensogut ein Diener im Herrenhaus von Creith sein können, der auf ihr Klingelzeichen erschienen war.

»Ist es hier nicht herrlich?« fuhr er fort. »Dies ist einer der schönsten Plätze Marokkos. Eine Dame könnte es hier schon ein oder zwei Jahre aushalten. Haben Sie meine Frau Nummer eins gesehen?«

Er setzte sich und steckte sich eine Zigarre an.

»Wollen Sie mit Nummer eins Mrs. Hamon bezeichnen?« fragte sie langsam.

Er nickte.

Sie hatte Ralph Hamon noch nie so vergnügt gesehen. Er machte einen so freien und fröhlichen Eindruck, als ob alle Sorgen von ihm abgefallen wären.

»Sie müssen mir erzählen, wie man hier Ehen schließt. Ich fürchte, daß ich darüber vollkommen unwissend bin.«

»Hören Sie zu, Joan. Ich werde Sie nicht nach maurischem Ritual heiraten. Es wird eine christliche Eheschließung werden, und ein wirklicher Geistlicher der englischen Kirche wird uns trauen. Ich habe Sie vorhin gefragt, ob Sie meine maurische Frau gesehen haben. Was denken Sie von ihr?«

Joan erwiderte nichts. Sie bemühte sich, seine Absicht zu erkennen.

»Was denken Sie von ihr?« fragte er noch einmal.

»Sie tut mir leid – sie war nicht gerade sehr höflich zu mir, aber trotzdem fühle ich Sympathie für sie.«

»So? Die Dame ist Ihnen sympathisch? Sie ist etwas fett und hat ein zu dickes Gesicht. In Marokko werden sie alle so, weil sie sich dauernd im Harem aufhalten müssen, keine Freiheit und nicht genügend Bewegung haben. Sie werden hier behandelt wie Vieh, in einem heißen Haus eingeschlossen, in dem Tag und Nacht furchtbare Luft herrscht. Joan, möchten Sie tatsächlich ein solches Leben führen?«

Sie sah ihm gerade ins Gesicht.

»Ich möchte überhaupt nicht Ihre Frau sein.«

»Möchten Sie das Leben einer maurischen Frau führen?« wiederholte er. »Oder möchten Sie nach europäischer Weise heiraten und Kinder haben, die später Ihren Namen tragen und den Titel Ihres Vaters erben?«

Sie erhob sich schroff und drehte ihm den Rücken zu.

»Nun gut, wir wollen diese Frage im Augenblick nicht erörtern«, sagte Ralph und stand auch auf. »Ich möchte Sie bitten, jetzt Sadi Hafis zu empfangen. Er ist ein guter Freund von mir. Seien Sie liebenswürdig zu ihm, aber nicht zu sehr. Er ist im Moment nicht gut auf mich zu sprechen, da er Lydia haben wollte. Sie hat ihn aber ausgeschlagen. Und ich wünsche nicht, daß er sich Hoffnungen auf Sie macht.«

Er verschwand und ließ sie mit ihren Gedanken allein. Nach einigen Minuten kehrte er mit Sadi zurück.

Joan erkannte sofort, daß dieser Mann eine ebenso große Gefahr für sie bedeutete wie Ralph Hamon, vielleicht eine noch größere. Mit Abscheu betrachtete sie Sadis dickes, ausdrucksloses Gesicht und seine dunklen, trüben Augen, mit denen er sie durchbohrte und ihren Wert einschätzte. Sie haßte ihn wegen seines Benehmens, seiner höflichen Sprache und seines glatten Lächelns. Der Maure blieb nur so lange, um Eindruck auf sie zu machen.

»Was denken Sie von ihm?« fragte Ralph, als Sadi fort war.

»Ich bin mir noch nicht klar über ihn«, log sie.

»Ein guter Freund, aber auch ein furchtbarer Feind«, erwiderte er vielsagend. »Ich wünschte, Lydia wäre vernünftiger gewesen.«

Plötzlich erhob er sich.

»Ich verlasse Sie jetzt – Sie werden Ihr Schlafzimmer finden? Ich wünsche Ihnen angenehme Träume!«

An der Tür wandte er sich noch einmal um.

»Eine christliche Frau hat es besser als eine maurische – hoffentlich haben Sie das jetzt eingesehen!«

Sie sprach noch immer nicht.

»In zwei Tagen heiraten wir.« Er lächelte ironisch. »Wünschen Sie, daß jemand zu der Hochzeit geladen wird?«

»Sie werden doch nicht wagen, einen englischen Geistlichen zuzuziehen?«

»Ach, glauben Sie? Aber Sie sollen sehen, er wird uns trauen, was Sie auch immer sagen und welchen Widerspruch Sie auch erheben mögen. Außerdem werden Sie einen alten Freund in ihm wiedertreffen.«

»Einen alten Freund?« fragte sie betroffen.

»Ja – Reverend Bannockwaite.«

Mit diesen Worten verließ er sie und schloß die Tür ab.

Sadi wartete im Rauchsalon auf Hamon und war so in Gedanken vertieft, daß er ihn erst hörte, als er angerufen wurde.

»Allah! Sie haben mir aber einen Schrecken eingejagt!« fuhr er auf. »O ja, das ist eine sehr schöne Frau – wenn auch nicht gerade das, was wir Mauren lieben, etwas zu dünn für meinen Geschmack.«

Hamon ließ sich nicht täuschen. Joan hatte großen Eindruck auf Sadi gemacht.

»Gehen Sie morgen nach Tanger zurück?« fragte Hamon und kniff die Augenlider zusammen, als Sadi den Kopf schüttelte.

»Nein, ich habe mich entschlossen, noch ein wenig hierzubleiben. Ich habe auch einmal einen kleinen Luftwechsel nötig – die letzte Zeit war sehr anstrengend für mich.«

»Aber Sie versprachen doch, Bannockwaite herzubringen?«

»Ich habe einem meiner Leute den Auftrag gegeben, ihn herzuschaffen. Ihr englischer Vertreter hätte das übrigens auch besorgen können! Dieser Bannockwaite kommt unter allen Umständen, wenn Sie ihn dafür bezahlen!«

»Kennen Sie ihn eigentlich genauer?«

»Ich habe ihn schon gesehen – er ist eine charakteristische Gestalt in Tanger geworden«, entgegnete Sadi Hafis. »Er kam während des Krieges zu uns. Ich habe gehört, daß er sich am Abend der großen Schlacht an der Somme betrank und dann desertierte. Aber Sie haben mir doch erzählt, daß er kein Geistlicher mehr ist und aus Ihrer Kirche ausgestoßen wurde.«

»Sein Name stand im Verzeichnis der Geistlichen, bis er nach der Schlacht an der Somme als vermißt gemeldet wurde. Ich glaube, daß er noch eingetragen ist, aber selbst wenn das nicht der Fall sein sollte, würde das der Eheschließung nicht schaden, die er vorgenommen hat.«

»Aber – warum wollen Sie denn überhaupt heiraten? Sie hängen noch zu sehr an den alten Gebräuchen, mein Freund.«

Ralph lächelte.

»Das ist nicht so schlimm, wie Sie denken. Ich habe aber meine Gründe dafür. Der Titel der Familie Creith wird durch meine Frau auch auf deren Kinder vererbt.«

»Verrückter Gedanke! All diese unmöglichen Dinge sind ja an Ihrem Zusammenbruch schuld, Hamon.«

»Was reden Sie da von Zusammenbruch?« fragte Hamon.

»Wenn es noch nicht soweit ist, wird es sicher nicht mehr lange dauern. Es sei denn, Sie ziehen es vor, hier in Marokko zu bleiben, jenseits der Grenze, wo europäische Gesetze gelten.« Er streckte die Arme aus und gähnte. »Ich gehe zu Bett. Und es wird Sie vielleicht freuen, daß ich mich jetzt doch entschieden habe, morgen früh nach Tanger zurückzureiten.«

Sadi sah die Genugtuung in Hamons Blick und freute sich.

»Ich werde Ihnen Bannockwaite unter Bedeckung herschicken.«

Als Hamon am nächsten Morgen erwachte, erfuhr er, daß der Scherif tatsächlich aufgebrochen war. Er ließ Joan allein, obgleich er sah, daß sie im Garten spazierenging.

Am Abend berichtete ihm ein Diener, daß sich eine Reisegesellschaft dem Haus näherte. Hamon nahm seinen Feldstecher und beobachtete die drei Männer, die quer durch das Land dahergaloppierten. Zwei waren Mauren, und den dritten, der im Sattel hin und her taumelte, als ob er betrunken sei, erkannte er sogleich wieder.

Hastig eilte er aus dem Haus und wartete an der offenen Tür, bis Reverend Aylmer Bannockwaite ankam.

Der Mann wäre beinahe vom Pferd gefallen, aber seine Begleiter sprangen ab und eilten an seine Seite.

Bannockwaite wandte sein blutunterlaufenes Gesicht Hamon zu, übersah dessen ausgestreckte Hand, zog ein Monokel aus seiner Westentasche und klemmte es ins Auge.

»Wer sind Sie und was wollen Sie?« fragte er gereizt. »Sie haben mich quer durch dieses verfluchte Land schleppen lassen und mich in meiner Ruhe gestört – zum Teufel, was wollen Sie von mir?«



»Es tut mir sehr leid, wenn ich Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet habe, Mr. Bannockwaite«, erklärte Ralph höflich.

»Sehr nett gesagt.«

Eine große fleischige Hand drückte schwach Hamons Rechte.

»Sehr schön gesagt, mein Junge. Also, wenn Sie mich jetzt ein wenig ausruhen lassen und ich später eine Pfeife Hanf rauchen kann, um meine Nerven zu beruhigen, bin ich Ihr Freund. Und wenn Sie mir dann noch etwas von dem köstlichen Marsala zu trinken geben und mir eine blumige Zigarre anbieten, bin ich Ihr Sklave mit Leib und Seele!«

Joan hatte von ihrem Fenster aus die heruntergekommene Gestalt beobachtet und vermutete sofort, wer es war. Was war aus diesem schlanken, großen Mann mit dem asketischen Gesicht geworden! Sie hatte ihn nur zweimal gesehen, aber sie wußte bestimmt, daß er es war. Etwas an seinem Gang, an seinen Bewegungen erinnerte sie an früher. Sie starrte ihm nach, bis sie ihn nicht mehr sehen konnte. Dann setzte sie sich hin, hielt den Kopf in den Händen und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen.

Dann war er also nicht gestorben! Der wählerische, halbverrückte Pastor, der Abgott der Schule von Hulston, der Gründer dieser absurden Geheimgesellschaften kam nun in Schmutz und Lumpen daher.

Wie mochte Ralph Hamon ihn gefunden haben? Bannockwaite würde sie trauen, das wußte sie. Diese merkwürdige Situation mußte ihn so fesseln, daß er keinen Augenblick zögern würde, Hamons Auftrag auszuführen.

Ralph erschien auch am Abend nicht bei ihr, obgleich sie erwartet hatte, daß er den heruntergekommenen Geistlichen zu ihr bringen würde. Ihr Schlafzimmer stieß an den großen Wohnsalon und war geräumig und luftig. Gegen Mitternacht kleidete sie sich aus und hüllte sich in den langen Mantel aus weicher Seide, den ihr die junge Araberin gebracht hatte. Sie zog einen Stuhl ans Fenster, löschte das Licht und schob die Vorhänge zurück. Aber plötzlich schrie sie laut auf und wäre beinahe vor Schreck zusammengebrochen, denn durch die Eisengitter starrte ein Gesicht mit langem Bart, einer großen Hakennase und rot unterlaufenen Augen zu ihr herein. Es war der Bettler. Das lange Messer, das er in den Händen hielt, blitzte im Mondlicht auf.

Er hörte den Schrei und verschwand schnell nach unten, so daß Joan ihn nicht mehr sehen konnte. Sie sprang auf und hielt sich am Fensterbrett fest. Ihr Herz schlug wild. Wer mochte er sein, und was wollte er von ihr? Im Haus herrschte tiefes Schweigen. Niemand hatte sie gehört, denn die Mauern waren sehr stark.

Es kostete sie einige Überwindung, hinauszuschauen, soweit es ihr das Eisengitter gestattete. Der kleine Garten lag friedlich und geheimnisvoll im Mondschein vor ihr, und lange Schatten fielen quer über den Boden. Merkwürdige Gestalten schienen aufzutauchen und wieder zu verschwinden. Dann sah sie den Mann, der sich vorsichtig zur Mauer schlich. Im nächsten Augenblick war er außer Sicht.

Warum brachte sie nur diesen mitternächtlichen Vagabunden mit Sadi Hafis in Verbindung? War er irgendein Agent oder Beauftragter des schlaunen Arabers?

Der Tag graute schon, als sie sich niederlegte, und als sie spät am Vormittag erwachte, blieb ihr keine Zeit, über ihr nächtliches Erlebnis nachzudenken. Kaum hatte sie sich angezogen und ihr Frühstück beendet, als Ralph eintrat. Er war lebhaft und begrüßte sie mit strahlendem Lächeln.

»Joan, ich möchte Sie bitten, jetzt Reverend Aylmer Bannockwaite zu empfangen. Sie werden ihn allerdings sehr verändert finden. Er hat zugestimmt, die Trauung vorzunehmen, die hoffentlich der Beginn einer neuen und schönen Zeit für uns beide ist.«

»Wann wollen Sie denn –«

»Noch heute.«

Entsetzt sah sie ihn an.

»Sie müssen mir Zeit lassen, Mr. Hamon! Morgen –«

»Heute«, bestand er. »Ich will nicht noch einen weiteren Tag verlieren. Ich kenne meinen Freund Sadi Hafis. Er hat genug Respekt vor dem Gesetz und der Heiligkeit der Ehe, um sich nicht an Sie heranzuwagen, wenn Sie verheiratet sind. Aber wenn ich bis morgen warte –«

Feste Entschlossenheit prägte sich plötzlich in ihren Zügen aus.

»Ich lehne es ein für allemal ab, Sie zu heiraten. Und wenn Mr. Bannockwaite nur noch einen Funken von Ehrgefühl hat, wird er diese Schandtät nicht begehen.«

»Bannockwaite hat wirklich nicht mehr das geringste Ehrgefühl. Empfangen Sie ihn jetzt. Er ist augenblicklich in gehobener Stimmung, und man kommt so besser mit ihm aus.«

Bei Tageslicht erschien Aylmer Bannockwaite noch schrecklicher als in der Dämmerung. Er zitterte, und Joan hatte den Eindruck, daß ein Teufel in menschlicher Gestalt in den Raum trete, als er auf sie zukam und ihr seine plumpe Hand entgegenstreckte.

»Ach, sehen Sie, das ist ja mein liebes, nettes Carstonmädek«, sagte er aufgeräumt. »Ein sehr hübscher Zufall, daß ich Sie zum zweitenmal trauen soll. Ein ganz besonderer Vorzug.«

Sie schauderte.

»Ich will nicht heiraten, Mr. Bannockwaite! Ich mache Sie ausdrücklich darauf aufmerksam, daß es gegen meinen Willen geschieht, wenn Sie mich trauen.«

»Na, na, nun seien Sie doch nicht empfindlich!« rief er laut. »Das habe ich noch nie gehört – eine Braut, die sich ziert! Die Ehe ist doch der natürliche Stand für den Menschen. Ich habe stets bedauert, daß ich –«

»Sie sind ein gemeiner, niederträchtiger Mensch«, rief sie empört.

Seine Unterlippe schob sich vor, und er schaute sie wütend an.

»Ich werde Sie trauen, und wenn ich dafür gehenkt werden sollte!« schrie er wild. »Und die Trauung, die ich vollziehe, ist gesetzmäßig und bindend!«

Hamon ergriff ihn am Arm.

»Ruhig, ruhig«, sagte er und klopfte ihm begütigend auf die Schulter. Dann wandte er sich zu Joan. »Was hat es denn für einen Zweck, sich zu sträuben? Bei Ihrer ersten Trauung war er doch auch gut genug.«

»Ich will Sie nicht heiraten, und ich werde Sie nicht heiraten!« Sie stampfte mit dem Fuß auf. »Eher würde ich den Bettler heiraten, den ich draußen auf der Straße sah, oder den niedersten Sklaven in Ihrem Haus, als einen Dieb und einen Mörder – einen Mann, dem kein Verbrechen zu gemein ist! Ich würde eher noch einen –«

»Einbrecher nehmen!« Hamon schäumte vor Wut.

»Ja! Zehntausendmal lieber als Sie, wenn Sie Jim Morlake meinen!«

»Sie sollen Ihren Willen haben!« zischte er, lief aus dem Zimmer und ließ sie mit dem heruntergekommenen Menschen allein.

»Wie können Sie sich so weit erniedrigen?« fragte sie ihn. »Ist denn nichts Gutes mehr in Ihnen, an das man sich wenden könnte?«

»Ich brauche keine Predigten, von Ihnen schon gar nicht«, sagte er mit einem Fluch. »Ich werde Ihnen begreiflich machen, daß ich Ihnen an Verstand über bin und gesellschaftlich gleichgestellt –«

»Moralisch sind Sie der Staub an meinen Füßen!« rief sie zornig.

»An Verstand bin ich Ihnen überlegen, und gesellschaftlich stehe ich Ihnen gleich«, wiederholte er. »Und ich bin erhaben über Ihre Beleidigungen.«

Plötzlich stürzte Hamon wieder herein. Mit Entsetzen sah Joan, daß er den Bettler hinter sich herzog, den grinsenden, zahnlosen, unterwürfigen Greis.

»Da haben Sie Ihren Mann!« schrie er. »Schauen Sie ihn nur an – Sie wollten doch eher einen Bettler heiraten als mich! Haben Sie das nicht eben gesagt? Nun gut, Sie sollen ihn heiraten und Ihre Flitterwochen in der Wüste verbringen! Nehmen Sie Ihr Ritualbuch, Bannockwaite!« brüllte er. Schaum trat vor seinen Mund; er hatte jede Beherrschung verloren.

Bannockwaite zog ein kleines Buch aus der Tasche und öffnete es.

»Wir brauchen Zeugen«, sagte er dann.

Hamon stürmte wieder hinaus und kam mit einem halben Dutzend Diener zurück.

Unter den neugierigen Blicken der kichernden Araber wurde Lady Joan Carston mit Abdul Aziz vermählt. Hamon flüsterte den Leuten auf arabisch etwas zu, dann wurde Joan am Arm ergriffen und in den Garten gebracht.

Hamon selbst schleppte sie an das offene Tor und stieß Joan und den Bettler mit solcher Heftigkeit hinaus, daß sie beinahe gefallen wären.

»So, nun nimm deinen Mann mit nach Creith!« schrie er höhnisch. »Beim Teufel, du wirst noch froh sein, wenn du zu mir zurückkehren darfst!«

Joan versuchte zu gehen, taumelte und riß sich noch einmal zusammen, aber dann verlor sie das Bewußtsein.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie unter dem Schatten eines großen Wacholderstrauches. Ihr Gesicht und ihr Hals waren angefeuchtet, und ein Gefäß mit Wasser stand an ihrer Seite. Aber der alte Bettler war verschwunden. Erst als sie sich auf die Ellbogen stützte, sah sie, daß er sich mit seinem unscheinbaren, häßlichen Pferd beschäftigte. Was sollte sie tun? Unsicher richtete sie sich auf und schaute sich entsetzt um. Ein Entkommen war unmöglich.

Fernab im Tal entdeckte sie eine Staubwolke. Mehrere Reiter näherten sich, und als sie ihre Augen anstrengte, erkannte sie weiße Arabergewänder. Stahl und Waffen blitzten in der Sonne. Es waren Mauren – wahrscheinlich kehrte Sadi Hafis zurück. Von dieser Seite aus würde ihr keine Hilfe kommen.

Wieder schaute sie zu dem Bettler hinüber. Der Alte wickelte eben seinen Kopf und den größten Teil seines Gesichtes in einen Turban von Lumpen, bis nur noch sein eisgrauer Bart und die Spitze seiner roten Hakennase sichtbar waren.

Dann kam er auf sie zu und führte das Pferd herbei. Sie gehorchte seinem Wink ohne Widerrede und stieg in den Sattel. Als er vorwärtsschritt, hielt er die Hand am Zügel, und sie merkte, daß er einen Weg einschlug, der von der Hauptstraße nach Tanger in rechtem Winkel abbog. Mehrere Male schaute er zurück, zuerst nach dem Haus, dann nach den schnellen Reitern, die man jetzt deutlich erkennen konnte. Es war Sadi, der an der Spitze der Schar ritt. Alle waren bewaffnet, jeder der Männer hatte ein Gewehr über der Schulter hängen.

Plötzlich änderte der Bettler die Richtung und führte das Pferd einen Hügel hinunter zu einer Stelle, die man vom Garten aus nicht mehr sehen konnte. Mehrmals blickte er sich um. Anscheinend fürchtete er, daß Hamon zur Vernunft kommen und seinen Wahnsinn bereuen würde. Schließlich führte er das Pferd in das Bett eines kleinen Baches und ließ es im Wasser gehen. Dann hörte sie einen Schuß, gleich darauf einen zweiten. Das Echo kam von den Hügeln zurück. Ängstlich schaute sie auf den alten Mann.

»Was war das?« fragte sie auf spanisch.

Er schüttelte nur den Kopf.

Wieder fiel ein Schuß. Jetzt vermutete Joan den Grund. Wahrscheinlich wollten die Leute auf diese Weise die Aufmerksamkeit des Bettlers erregen und ihn zurückrufen. Er dachte wohl dasselbe, denn er schlug mit den Zügeln auf den Hals des Tieres, das in leichten Trab fiel. Der Alte selbst rannte dicht neben seinem Pferd her.

Nach einer Weile kamen sie zu einem kleinen Gehölz, wo er das Tier versteckte. Er gab ihr ein Zeichen, zu warten, und ging zu Fuß zurück. Erst nach einer halben Stunde kam er wieder, reichte ihr die Hand und hob sie aus dem Sattel. Sie schloß die Augen, um sein Gesicht nicht sehen zu müssen. Nach einiger Zeit brachte er ihr Wasser vom Fluß und öffnete ein kleines Bündel, in dem er Nahrungsmittel mit sich führte. Aber sie trank nur gierig das frische Wasser. Auch war sie so erschöpft, daß sie willenlos auf die Lumpen sank, die er für sie ausbreitete. Sie vergaß, daß das Schicksal sie zur Frau eines Bettlers gemacht hatte, und fiel in tiefen, traumlosen Schlaf.

\*

Ralph Hamon kauerte in einem Sessel und fühlte sich elend und krank. Die Erregung und Wut, die ihn zu dieser Wahnsinnstat getrieben hatten, waren verraucht, und er zitterte nun an allen Gliedern. Von seinem Fenster aus konnte er sehen, wie der Bettler Joan die Hügel hinunterführte. Er sprang auf. Der Fehler mußte so schnell als möglich wieder gutgemacht werden.

Er rief einen alten, treuen Diener zu sich.

»Ahab, du kennst doch den Bettler, der auf dem Pferd reitet?«

»Ja, Herr.«

»Er hat die Frau, die meinem Herzen nahesteht, mit sich genommen. Geh und bringe sie mir zurück – dem Alten aber gib dieses Geld.«

Er nahm einige Banknoten aus der Tasche und gab sie ihm.

»Wenn er dir Widerstand leistet, töte ihn!«

Ralph stieg ins oberste Geschoß hinauf, um von dort aus seinen Boten zu überwachen. Dabei entdeckte er die Reiter,

die auf dem gewundenen Weg den Hügel heraufkamen.

»Sadi«, murmelte er und wußte, was dieser Besuch zu bedeuten hatte.

Es war zu spät, den Boten zurückzurufen, und er eilte ans Tor, um seinen ehemaligen Agenten zu begrüßen. Sadi Hafis sprang aus dem Sattel. Sein Ton und seine Miene hatten sich vollkommen geändert. Er war nicht länger der höfliche, gewandte Zögling der Missionsschule, sondern ein anmaßender arabischer Häuptling.

»Sie wissen, warum ich gekommen bin«, sagte er und stemmte die Hände in die Hüften. »Wo ist sie? Ich will sie haben! Ich vermute, daß Sie noch nicht verheiratet sind – und selbst wenn Sie es sein sollten, macht mir das wenig aus.«

»Ich bin nicht verheiratet. Aber sie ist nicht mehr hier.«

»Was soll das heißen?«

»Sie sagte, lieber als mich würde sie den alten Bettler heiraten, der sie am Weg um Almosen bat – ich habe ihren Wunsch erfüllt.«

Sadis Augen wurden klein.

»Vor einer halben Stunde wurden sie getraut, sie sind jetzt in der Wüste.« Hamon zeigte mit einer Handbewegung über das Land.

»Sie lügen!« rief Sadi. »Mit solchen Geschichten können Sie mich nicht täuschen! Ich werde Ihr Haus durchsuchen, wie Morlake das meine durchsucht hat!«

Hinter Sadi standen zwanzig bewaffnete Leute.

»Es steht Ihnen frei, das Haus vom Harem bis zur Küche zu durchsuchen.« Hamon wußte gut genug, daß er machtlos war.

Aber Sadi konnte unmöglich eine gründliche Untersuchung vorgenommen haben, denn er kam kurz darauf schon wieder zurück.

»Ich habe mit Ihren Dienern gesprochen. Sie haben mir erzählt, daß Sie die Wahrheit sagten. Welchen Weg sind sie gegangen?«

Hamon zeigte ihm die Richtung, und Sadi gab seinen Leuten einen Befehl. Einer der Reiter feuerte in die Luft. Ein zweiter und dritter Schuß folgten.

»Wenn er daraufhin nicht zurückkommt, ziehen wir aus und suchen ihn«, rief Sadi grimmig.

Ralph zuckte die Schultern.

»Sie können tun, was Sie wollen. Mein Interesse an der Dame ist erloschen.«

Es war nicht die Wahrheit, aber sein Benehmen täuschte den Mauren.

»Sie waren ein Narr, sie gehen zu lassen«, erwiderte er etwas freundlicher.

»Wenn ich sie vorhin nicht hätte gehen lassen, so würden Sie mich wahrscheinlich jetzt dazu überredet haben.«

Sadis hinterlistiges Lächeln bestätigte Hamons Argwohn.

Eine Minute später ritten die Mauren den Hügel hinunter und zerstreuten sich nach rechts und links, um die Spur des Bettlers und der Frau zu finden.

Als Joan erwachte, sah sie in die dunklen Augen Sadis, der auf sie niederschaute.

»Wo ist Ihr Freund?« fragte er und bückte sich, um ihr aufzuhelfen.

Sie war noch kaum zu sich gekommen.

»Mein Freund – meinen Sie etwa Abdul?«

»Ach, Sie kennen seinen Namen?« fragte er höflich.

»Was wollen Sie von mir?«

»Ich will Sie nach Tanger zu Ihren Freunden bringen.«

Sie wußte, daß er log.

Als sie sich umblickte, sah sie nichts mehr von dem Bettler, nur das Pferd graste unter dem Baum. Sadi befahl einem Mann, das Tier zu holen, und half ihr in den Sattel.

»Ich war sehr beunruhigt«, sagte er in bestem Englisch, »als unser Freund Hamon mir die Dummheit erzählte, die er

begangen hatte. Manchmal ist er nicht recht bei Verstand – ich bin sehr böse auf ihn. Lieben Sie Marokko, Lady Joan?«

»Nicht besonders.«

Er lachte vor sich hin.

»Das dachte ich mir.« Bewundernd schaute er zu ihr auf. »Wie gut Ihnen das maurische Kostüm steht! Man könnte denken, daß es besonders für Sie entworfen worden sei!«

Er ging an ihrer Seite, ein anderer Mann führte das Pferd.

Nach einer Weile kamen sie zu der Stelle zurück, wo die übrigen Leute seiner Gefolgschaft warteten. Sie saßen am Ufer und stiegen auf seinen Wink zu Pferd.

»Vielleicht ist es ganz gut, daß ich Ihren Mann nicht getroffen habe«, sagte Sadi bedeutungsvoll. »Hoffentlich hat er Ihnen keine Ursache zur Klage gegeben.«

Sie war nicht in der Stimmung, sich mit ihm zu unterhalten, und antwortete nur kurz.

Es wurde keine Zeit verloren. Gleich darauf saß sie auf einem schönen Zelter, der offensichtlich schon für sie mitgebracht worden war. Auch wenn sie Ralph Hamon geheiratet hätte, würde sie jetzt auf diesem Pferd durch die Wüste reiten, denn Sadi Hafis war gekommen, um sie mit sich nach seinem kleinen Haus in der Talsenke zu nehmen, gleich, ob sie verheiratet war oder nicht.

Er ritt fast den ganzen Tag an ihrer Seite und sprach sehr liebenswürdig von Menschen und Dingen, so daß sie über seine Bildung und seine umfassenden Kenntnisse erstaunt war.

»Ich war Hamons Agent in Tanger – Sie hatten wahrscheinlich den Eindruck, daß ich ein besserer Diener sei. Aber es gefiel mir, für ihn tätig zu sein. Er kennt weder Gewissensbisse noch Dankbarkeit.«

Vor Sonnenuntergang hielten sie an und schlugen ein Lager auf. Trotz der Kälte der Nacht bereiteten sich die Männer vor, im Freien zu schlafen, und hüllten sich in ihre wollenen Mäntel ein. Aber für Joan errichteten sie an der geschützten Stelle ein Zelt, das von einem Packpferd getragen worden war.

»Wir wollen bis Mitternacht hier rasten«, sagte Sadi. »Ich muß mein Ziel noch vor Tagesanbruch erreichen.«

Sie lag wach, lauschte auf jedes Geräusch und beobachtete den Schatten der rauchenden Feuer. Allmählich verstummten die Stimmen, nur ab und zu wieherte noch ein Pferd. Sie schaute auf ihre Armbanduhr – es war neun. Noch drei Stunden blieben ihr zur Flucht.

Sie zog den Vorhang des kleinen Zeltens beiseite, schaute hinaus und sah eine dunkle Gestalt. Vermutlich war es eine Wache. Auf dieser Seite konnte sie also nicht entkommen. Sie versuchte, den Zeltstoff an der Rückseite zu heben, aber er war mit Pflöcken in der Erde befestigt. Sie steckte ihre Hand durch, faßte den Zeltstock und bemühte sich, ihn mit aller Kraft herauszuziehen. Endlich gelang es ihr, und sie schlüpfte vorsichtig hinaus.

Gerade vor ihr lagen undurchdringliche Dornbüsche. Sie kroch an der Außenseite des Zeltens herum. Ihr weißes Kleid mußte sie sofort verraten, wenn die Wache den Kopf wandte. Aber sie fand doch eine Öffnung im Unterholz und kroch hindurch. Als der Wächter das Krachen der Zweige hörte, drehte er sich um und rief einige arabische Worte.

Nun sprang sie auf und lief vorwärts, so schnell sie konnte. Zuerst sah sie kaum auf Armlänge vor sich, rannte gegen einen Baum und fiel hin. Aber gleich darauf war sie wieder auf den Füßen. Der Mond ging eben auf, und sie sah, daß sie sich auf einer Ebene befand, die mit Sträuchern bestanden war. Doch auch ihre Verfolger konnten sie jetzt erkennen.

Sofort war das ganze Lager in Aufruhr. Sie hörte Schreie und die aufgeregte Stimme Sadis, der selbst hinter ihr herritt. Sie wußte es, ohne sich umgesehen zu haben. Entsetzen trieb sie vorwärts, dennoch konnte sie nicht hoffen, zu entkommen. Immer näher kam er an sie heran, bis sie die Hufe des Pferdes dicht neben sich hörte. Der Reiter schnitt ihr den Weg ab.

»Oh, meine kleine Rose«, sagte er höflich, »das ist nicht der Weg zum Glück.«

Er streckte die Hand aus, packte sie am Mantel, sprang vom Pferd und nahm sie in die Arme.

»Diese Nacht will ich leben!« rief er heiser.

»Diese Nacht wirst du sterben!« erwiderte plötzlich eine helle, klare Stimme.

Sadi wandte sich blitzschnell um und griff in die Falten seines Gewandes, als er den Bettler vor sich sah.

Joan Carston starrte verstört auf das Gesicht des Alten, denn sie hatte eben Jim Morlakes Stimme gehört!

Zwei Schüsse fielen zu gleicher Zeit. Sadi Hafis stürzte mit einem Schrei in die Knie und brach zusammen.

»Schnell aufs Pferd!« sagte Jim und hob Joan in den Sattel.

In der nächsten Sekunde hatte er sich hinter sie geschwungen. Das starke Tier holte weit aus, obwohl es doppelte Last zu tragen hatte. Jim schaute über die Schulter zurück und sah, daß Sadis Gefolgsleute anhielten, um ihrem gefallenem Häuptling zu helfen.

»Zehn Minuten Vorsprung! Wenn wir Glück haben, entkommen wir ihnen!«

Er überließ die Richtung dem Pferd, das die Gegend genau kannte und dessen Augen in der Dunkelheit etwaige Hindernisse erkennen konnten. Von den Verfolgern war noch nichts zu sehen, aber Jim gab sich keinen falschen Hoffnungen hin. Wenn Sadi Hafis noch imstande war, einen Befehl zu geben, würden seine Leute bald hinter ihnen her sein.

Nachdem sie eine Stunde geritten wären, merkte Jim, daß das Pferd müde wurde. Er sprang ab und klopfte ihm die Mähne.

»Hier an der Küste war früher ein Wachthaus«, sagte er. »Aber ich weiß nicht, ob uns eine maurische Wache freundlicher gesinnt ist als Sadi Hafis.«

Sie schaute auf ihn nieder und versuchte, in den häßlichen Zügen eine Spur von dem Gesicht zu entdecken, das ihr so lieb und vertraut war.

»Bist du es wirklich, Jim?«

»Ja, natürlich!« erwiderte er lachend. »Ist meine Maske nicht gut? Es ist die alte Verkleidung, die ich früher immer trug. Wenn Sadi nur den Verstand eines Kaninchens gehabt hätte, würde er sich daran erinnert haben. Die Nase ist allerdings die größte Schwierigkeit, denn das Wachs wird in der Sonne warm und muß immer wieder nachmodelliert werden. Das andere ist dafür sehr einfach.«

»Aber du hast ja keine Zähne«, sagte sie, als sie die schwarze Höhle in seinem Mund sah.

»Doch, sie sind alle noch an ihrer Stelle! Eine Zahnbürste entfernt die Schwärze wieder.«

Vor Tagesanbruch hielten sie in der Nähe eines Baches, sattelten das Pferd ab und gaben ihm zu trinken.

»Ich fürchte, ich kann dir nichts zu essen anbieten«, sagte Jim. »Das einzige, was ich tun kann –«

Er streifte den Fellab ab, löste das schmutzige Hemd ein wenig, zog einen kleinen, wasserdichten Beutel hervor und ging zu dem naheliegenden kleinen Bach. Er ging als alter, häßlicher Mann und kam als Jim Morlake wieder zurück.

»Ich glaube, ich träume«, sagte sie leise. »Und wenn ich aufwache –« Sie zitterte.

»Du warst noch nie so wach wie in diesem Augenblick. Wir sind zwei Meilen von der Küste entfernt, und wenn Sadi nicht sehr dringliche Befehle gegeben hat, folgen seine Leute uns nicht bis hierher.«

Jims Vermutung war richtig. Sie sahen nichts mehr von den Verfolgern und erreichten das kleine Gebäude. Es stand unter dem Befehl eines spanischen Offiziers.

»Von hier aus müssen wir nun an der Küste entlangreiten und versuchen durchzukommen«, sagte Jim, nachdem er mit dem Offizier gesprochen hatte. »Die Spanier können uns nicht begleiten, denn die Franzosen sind eifersüchtig darauf bedacht, daß sie die Grenze nicht überschreiten. Aber ich glaube nicht, daß wir noch einmal belästigt werden.«

Am Abend schlugen sie an der Küste ein Lager auf und sahen die Lichter von Tanger beinahe vor sich. Jim hatte von dem spanischen Posten Tücher und Decken geliehen und breitete sie unter den Ruinen eines alten maurischen Wachthauses aus. Dann zog er sich zurück, um Wache zu halten.

Als Joan sich zum Schlafen niedergelegt hatte, dachte sie darüber nach, ob die Trauung wohl gesetzlich und bindend gewesen war, und sie hoffte mit aller Inbrunst, daß es so sein möchte.

Die Leute brachten Sadi Hafis zu Hamons Haus auf dem Hügel zurück. Die Reise war lang für einen Mann, der eine Kugel in der Schulter hatte.

»Allah! Dieses Schwein!« stöhnte der Maure. »Wenn sich die Pistole nicht in den Falten meines Mantels verfangen hätte, würde der Kerl jetzt in der Hölle sein!«

Hamon schickte nach Frauen, die die Wunde untersuchten und verbanden.

»Es ist nichts«, sagte Sadi rauh. »Als er mich das letztmal anschoß, war die Sache schlimmer.«

»Sprechen Sie von dem Bettler?« fragte Hamon erstaunt.

»Natürlich!«

»Ich hätte nie gedacht, daß er Ihnen etwas anhaben könnte. Er ist doch alt und schwach. Und Sie haben mir auch nicht gesagt, daß Sie ihn kannten.«

»Ich wußte es selbst bis zum letzten Augenblick nicht, aber dieser Morlake ist ein alter Feind von mir.«

Hamon zuckte zusammen.

»Sie sprachen doch eben noch von dem Bettler«, erwiderte er und runzelte die Stirn. »Ich bin so aufgeregt heute nacht – Sie meinten doch den alten Bettler Abdul?«

»Ich spreche von Morlake«, stieß Sadi zwischen den Zähnen hervor, »den Sie heute morgen so voreilig mit einer Frau verheirateten!«

Hamon starrte ihn fassungslos an.

»Das verstehe ich nicht. Der Bettler war Morlake? Aber – er war doch ein alter Mann!«

»Wenn ich nicht die Augen eines Mondkalbes gehabt hätte«, entgegnete Sadi bitter, »dann hätte ich gleich sehen müssen, daß es Morlake war. Schon früher bevorzugte er diese Verkleidung, als er hier noch im diplomatischen Dienst tätig war.«

Hamon ließ sich verstört auf dem Diwan nieder.

»Der Bettler war also Morlake – und ich habe die beiden verheiratet!«

Er brach in ein hysterisches Lachen aus, aber allmählich beruhigte er sich wieder.

»Er haßt Sie!« sagte Sadi nach einem langen Schweigen. »Was steckt eigentlich hinter der ganzen Geschichte?«

»Er will ein Schriftstück haben, das in meinem Besitz ist – das ist alles.«

Das aufgeregte, rote Gesicht Hamons und der nervöse Ton seiner Stimme weckten Sadis Verdacht. Ob Hamon getrunken hatte?

»Sie denken, ich bin betrunken«, meinte Hamon, als ob er Sadis Gedanken gelesen hätte. »Aber das stimmt nicht.«

Plötzlich ging er aus dem Zimmer und ließ Sadi allein. Der Scherif dachte über alle Möglichkeiten nach. Hamon mußte verschwinden, entschied er kaltblütig. Wenn es wahr wäre, daß ein englischer Detektiv in Tanger Nachforschungen nach ihm anstellte, dann sollte er auch seine Beute erhalten. Nur auf diese Weise konnte sich Sadi rächen. Hamon war ja auch keine große Einnahmequelle mehr für ihn.

Kurz nach Sonnenaufgang stand Sadi auf, um seinen Gastgeber aufzusuchen. Hamon hielt sich in dem Zimmer auf, das Joan innegehabt hatte. Er schief, sein Kopf ruhte über den gefalteten Armen auf der Tischplatte. Neben ihm lag eine offene Brieftasche mit vielen Papieren. Sadi untersuchte sie leise. Er fand ein halbes Dutzend noch nicht eingelöster Schecks und ein viermal zusammengefaltetes Blatt. Begierig griff er danach und las.

»Ich bin zu der Ansicht gekommen, daß Ralph Hamon, den ich für meinen Freund hielt, mich töten will. Er hält mich augenblicklich in einem kleinen Haus in der Nähe von Hindhead gefangen. Auf seinen Rat begleitete ich ihn nach Marokko, um dort eine Mine zu besichtigen, die ich für sein Eigentum hielt. Wir kehrten auf seinen Wunsch heimlich nach London zurück, weil niemand erfahren sollte, daß er seinen Anteil an der Mine verkaufen wollte. Ich hatte den Verdacht, daß die Mine, die er mir als die seine zeigte, in Wirklichkeit nichts mit ihm und seinen Unternehmungen zu tun hatte, kam nach Hindhead und wollte erst dann zahlen, wenn sich mein Argwohn als unbegründet erwiesen hatte. Ich habe eine Vorsichtsmaßregel ergriffen, die ich für sehr wirksam halte. In Hindhead wurde mein Verdacht bestätigt, und ich weigerte



mich deshalb, das Geld zu zahlen. Darauf schloß mich Hamon in der Küche ein und ließ mich von einem Araber bewachen, den er von seiner letzten Reise aus Tanger mitgebracht hatte. Sie haben bereits versucht, mich umzubringen, und ich fürchte, das nächstmal –<

Hier endete das Schreiben plötzlich. Aber als Sadi das Blatt umwandte, weiteten sich seine Augen. Die Anklage stand auf der Rückseite einer Tratte auf die Bank von England in Höhe von hunderttausend Pfund ...

Hamon erwachte, während Sadi noch las.

»Geben Sie mir mein Eigentum zurück, wenn Sie fertig sind«, sagte er.

Der Maure zeigte nicht die geringste Verlegenheit und legte das Schriftstück wieder auf den Tisch.

»Jetzt weiß ich Bescheid. Ich wunderte mich schon immer, warum Sie in so großer Unruhe waren. Sie sind doch ein Narr – das Dokument bringt Sie noch an den Galgen –, warum verbrennen Sie es denn nicht?«

»Weil ich es brauche – ich muß es behalten«, erwiderte Ralph und steckte die Brieffasche wütend ein.

Gegen Abend sah er, daß einer von Sadis Leuten sein Pferd bestieg und ein anderes am Zaum führte. Das konnte nur eins bedeuten. Dieser Bote sollte so schnell wie möglich nach Tanger reiten. Er nahm ein zweites Pferd mit, um unterwegs wechseln zu können. Und er konnte nur einen bestimmten Auftrag haben.

Ralph Hamon lachte leise vor sich hin. Aus irgendeinem Grunde bereitete ihm diese Entdeckung unendliches Vergnügen. Sadi Hafis wollte also auf seine Kosten die eigene Haut retten. In zwei Tagen, vielleicht schon morgen, konnten der Befehl und die Vollmacht von dem Vertreter des Sultans kommen, und er, Ralph Hamon, würde dann von dem Mann verhaftet werden, mit dem er so eng befreundet gewesen war. Sadi würde ihn nach Tanger bringen und dem Gericht ausliefern.

Er ging hinters Haus und rief seinen Stallmeister zu sich.

»Ich werde heute nacht eine Reise machen, aber sie muß geheim bleiben. Du bringst mein und dein Pferd an den Bach, wo er die Straße kreuzt. Wir reiten zur Küste und gehen später auf spanisches Gebiet über. Du bekommst zweitausend Peseten von mir, wenn du schweigst. Bist du einverstanden?«

»O Herr, du hast meinen Mund mit Goldfäden zugenäht«, sagte der Mann.

Hamon speiste mit Sadi zu Abend.

Von der kleinen Uhr im Wohnzimmer schlug es Mitternacht, als Hamon in Reitanzug und dickem Mantel die Treppe hinunterstieg. Er trug Gummischuhe über den Stiefeln und schlich sich geräuschlos zu Sadis Schlafrum. Leise klinkte er die Tür auf und lauschte, bis er den regelmäßigen Atem des Schlafenden hörte. Dann zog er ein langes, gerades Messer aus der Tasche und trat in das Zimmer ein, in dem nur eine Kerze brannte. Er blieb ein paar Minuten dort, dann löschte er das Licht und verließ den Raum wieder.

Er ritt zwei Stunden in scharfem Trab, dann hielt er an, und sein Diener bereitete ein Mahl. Hamon saß am Feuer.

»O Herr, ich sehe Blut an deinem Ärmel und an deinen Händen!« rief sein Begleiter plötzlich erregt.

»Das ist nichts!« erwiderte Hamon ruhig. »Am Abend wollte mich ein Hund beißen. Ich habe ihn getötet.«

Eine Flut von Sonnenlicht ergoß sich über Tanger, und die Oberfläche des Meeres erschien wie schimmerndes Gold. Aber die beiden älteren Herren, die an dem Geländer der Hotelterrasse lehnten, sahen nichts von dieser Schönheit.

»Keine neuen Nachrichten?« fragte Welling.

Lord Creith schüttelte den Kopf, und seine Blicke wanderten zu der prachtvollen Yacht hinüber, die im Hafen vor Anker lag.

»Wollen Sie hier warten, bis Sie etwas hören?«

»Das muß ich wohl tun«, sagte der Lord niedergeschlagen. »Und was beabsichtigen Sie?«

»Meine Arbeit hier ist eigentlich beendet. Ich wollte die ersten Anfänge von Hamons Aufstieg untersuchen, und ich habe alles, was noch unklar war, vollständig aufgeklärt. Er gründete Schwindelgesellschaften und verdiente damit allerhand Geld. Dann brachte er einen vermögenden Engländer hierher. Sie wohnten ungefähr vierzehn Tage im Hause von Sadi Hafis. Nachher verließen sie das Land wieder. Ich entdeckte, daß der Fremde ihm eine große Geldsumme zahlte – ich habe auch beim Credit Lyonnais Nachforschungen angestellt und die alten Akten eingesehen. Die Geldüberweisung ist klar. Fünfzigtausend Pfund gab der Mann als Anzahlung.«

»Wofür denn?« fragte der Lord, der sich trotz seiner Sorgen für die Sache zu interessieren begann.

»Das muß ich noch herausbekommen. Allem Anschein nach sollte später noch eine viel größere Summe auf Hamons Konto eingezahlt werden.«

»Kennen Sie eigentlich den Namen dieses geheimnisvollen Engländers?«

»Nein. Vermutlich wurde die Einzahlung in der Nähe von Hindhead geleistet. Wenn ich das sicher wüßte, würde sich Hamon in Tanger nicht wieder blicken lassen.«

»Das wird er auch so nicht mehr wagen«, entgegnete der Lord bitter. »Wenn die Regierung dieses verfluchten Landes morgen nicht etwas unternimmt, dann mache ich auf eigene Faust eine Expedition ins Innere, um meine Tochter zu finden! Und wenn ich Ralph Hamon entdecke, ist es aus mit ihm!«

Welling rauchte bedächtig weiter und schaute auf die sonnige Bucht hinaus.

»Wenn Jim Morlake sie nicht findet, wird es Ihnen auch nicht gelingen.«

»Wo mag sie nur geblieben sein?«

Zwei Leute ritten die Küste entlang auf die Stadt zu. Sie waren kaum noch eine halbe Meile entfernt und fielen durch ihr merkwürdiges Betragen auf.

»Ein Maure, der sich mit einer Frau in der Öffentlichkeit unterhält, ist ein seltener Anblick«, sagte Welling, der die beiden beobachtete.

Lord Creith schaute durch sein Fernglas. Die Frau hob die Hand und winkte, und es sah fast so aus, als ob der Gruß ihm gelten sollte.

»Wollen sie uns ein Zeichen geben?«

»Es scheint so«, meinte Welling.

Lord Creith wurde plötzlich bleich.

»Das ist doch nicht möglich!« rief er mit zitternder Stimme, drehte sich plötzlich um und eilte die Stufen zur Uferstraße hinunter. Die beiden Reiter fielen in Galopp.

Welling beobachtete die Szene erstaunt und sah, wie die maurische Frau plötzlich aus dem Sattel sprang und in die Arme des alten Mannes eilte. Dann stieg auch ihr Begleiter ab und wurde von Lord Creith aufs herzlichste begrüßt.

Wenn das nicht Jim Morlake ist, will ich ein Neger sein, sagte Welling zu sich selbst.

Im nächsten Augenblick eilte auch er hinunter, um die beiden zu begrüßen, und eine Stunde später saßen vier glückliche Menschen bei einer vergnügten Mahlzeit.

Einen Tag später erfuhren sie von Sadis Tod und der mißglückten Flucht seines Mörders. Sadis Leute hatten Hamon verfolgt, ihm den Weg abgeschnitten und ihn aus dem Hinterhalt erschossen. Sein Diener, der entkommen war, brachte die Nachricht nach Tanger. Die Leiche wurde geborgen, und das Dokument, nach dem Jim seit Jahren vergeblich gesucht

hatte, kam endlich zutage.

»Wir fahren noch heute abend«, erklärte der Lord. »Mögen die Wellen im Golf von Biscaya haushoch sein, und mag der größte Sturm im Kanal toben – wenn wir nur aus diesem Land fortkommen! Ich muß die Yacht zur Heimfahrt benützen, denn der eigentliche Besitzer ist ein persönlicher Freund von mir, wie ich inzwischen erfahren habe. Sie begleiten uns doch, Morlake?«

»Ja«, erwiderte Jim. »Meine Aufgaben sind erledigt. Sie wurden vom Schicksal für mich gelöst. Um so mehr freue ich mich, daß ich jetzt nur noch schöne vor mir habe.«

Er sah Joan freudig an, und ihre Augen leuchteten glücklich auf.